2 Bibl
147 xx

20/52c.

PT
2557
W9H5
1919
v.1

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

GIFT OF

Prof. Eric A. Blackall

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 082 690 573

DATE DUE

APR 8 1972 M

MAY 9 '72

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.

Digitized by Google

Herrmann und Ulrike
Ein Roman
Erſter Band

Deutſche Romane

Herausgegeben

von

Carl Georg von Maaſſen

Wezel

Herrmann und Ulrike

Erſter Band

München bei Georg Müller 1919

Digitized by Google

Herrmann und Ulrike

Ein Roman

von

Johann Carl Wezel

herausgegeben und eingeleitet von

Carl Georg von Maaſſen

Erſter Band

München bei Georg Müller 1919

B856 357
65/G

Copyright 1919 by Georg Müller Verlag, München

Einleitung.

Das prächtige Buch, das die vorliegende Ausgabe nach einhundertneununddreißigjährigem Schlummer wieder zu neuem Leben erweckt, hat einen deutſchen Schriftſteller zum Verfaſſer, deſſen Name ſchon lange der Vergeſſenheit anheimgefallen iſt. Keine Literaturgeſchichte unſerer Tage überliefert das Andenken des Dichters der Nachwelt. Nur der Sammler Chodowieckiſcher Kupfer ſpürt einigen ſeiner kleinen unbedeutenderen Schriften nach, ohne wohl ein ſonderliches Verlangen nach ihrem Inhalt zu empfinden. Wir aber ziehen das vorliegende Buch aus dem Schutte, in dem es begraben lag, heraus in der Überzeugung, dem deutſchen Volke einen Roman wiederzugeben, der dank ſeiner vollendeten Darſtellung menſchlicher Charaktere bei einer Fülle mannigfaltiger Begebenheiten, in denen ſich das Leben des achtzehnten Jahrhunderts in unvergleichlicher Weiſe widerſpiegelt, den hervorragendſten Romanen der Weltliteratur an die Seite zu ſtellen iſt. Daß wir in ihm den beſten deutſchen Roman des achtzehnten Jahrhunderts beſitzen, iſt freilich bis jetzt nur die ganz perſönliche Anſicht des Herausgebers, der keinen Anſtand nimmt, ihn als würdiges Gegenſtück unmittelbar neben Fieldings „Tom Jones" zu ſtellen, wie es ja einige Zeitgenoſſen des Dichters bereits getan haben. Und doch war das Lob der Mitlebenden bald verklungen und der Ruhm ſo kurz, daß man bereits im Jahre 1799 mit Bedauern feſtſtellte, daß Johann Carl Wezels Schriften vergeſſen zu ſein ſchienen[1]). Und das ſind ſie bis auf den heutigen Tag geblieben.

Bei der Beurteilung von Wezels „Herrmann und Ulrike" müſſen wir uns eins immer vor Augen halten: es iſt kein Literatur-

[1]) Vgl. J. A. Bergk, Die Kunſt, Bücher zu leſen. Jena 1799. S. 296: „Wezels Schriften ſcheinen vergeſſen zu ſein, ob ſie gleich dies Schickſal nicht verdienen." Friedr. Bouterwek ſtellt im 11. Bande ſeiner „Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit", der im Todesjahre Wezels 1819 erſchien, auf S. 473 gleichfalls feſt, daß man Wezels Schriften aus den Augen verloren habe, „ſobald andre Merkwürdigkeiten des Tages dem Witze Beſchäftigung gaben".

roman. Nicht wie Romane aus der Zeit des Sturms und Drangs, wie Wielands und Heinſes Romane ſpielt er in einem ſeligen Irgendwo, darin der Held ſich ganz nach ſeinem Sinne ausleben darf, wie auch nach dem ſeines Schöpfers, auf daß dieſer an ihm ſeine Anſichten und Gedanken aufzeigen kann, nein, Wezels Werk iſt ein reiner Wirklichkeitsroman, der in unſerem lieben Deutſchland zu einer ganz beſtimmten Zeit ſpielt, von einer Art und Kunſt, wie wir deren überhaupt nur wenige beſitzen. Und in ihm hat Wezel das gegeben, was Goethe von einem guten Roman fordert: „ein Zeitbild, das die Begriffe und Erſcheinungen einer Zeit ſummiert". Doch gerade von Goethe ſagt Eduard Griſebach in ſeinem Werkchen „Die deutſche Litteratur ſeit 1770" (Berlin 1887): „Auch Goethes ‚Wilhelm Meiſter', der eigentliche Ausgangspunkt der produktiven Romantik, die im Roman die wahre moderne Kunſtgattung erkannte, auch der ‚Meiſter' blieb Fragment; während die vortreffliche künſtleriſche Idee, die den tiefethiſchen ‚Wahlverwandtſchaften' zugrunde liegt, umgekehrt in der Breite der Behandlung erſtickt wird. Goethe bewies die Inferiorität des deutſchen Romans am beſten dadurch, daß er ſelbſt zum Überſetzer wurde ... und mit bewundernswürdiger Objektivität einräumte, daß wir dem großen Walter Scott nichts an die Seite zu ſetzen hätten." Ganz gewiß hat Griſebach Wezels Roman nicht gekannt, er hätte ſolche Worte nicht niederſchreiben können, er, der unvoreingenommene, durch keine hiſtoriſche Schule beeinflußte Literaturliebhaber, der, mit offenen Augen und geſunden empfänglichen Sinnen begabt, wohl fähig war, ſelbſt das Vergeſſene und Unbekannte einem gerechten Urteil zuzuführen. Auch nennt er in ſeinem „Weltlitteraturkatalog eines Bibliophilen" kein einziges Werk von Wezel.

Bei all dem Reichtum der deutſchen Dichtung des 18. Jahrhunderts ſind gute Romane im Sinne der von Wezel in ſeiner höchſt beachtenswerten Vorrede zu „Herrmann und Ulrike" geforderten bürgerlichen Epopöen ſparſam geſät, weil es die Dichter mehr kitzelte, ihre philoſophiſchen Ideen in dichteriſcher Verkleidung, häufig genug in epiſcher Form, einem breiteren

Leſerkreis vorzuführen als reine Wirklichkeitsſchilderungen in pſychologiſcher Vertiefung zu geben; und je höher die Stufe war, auf welcher der Autor ſtand, um ſo mehr entfernte er ſich von der Banalität des Alltags. So waren es zumeiſt die Dii minorum gentium, die ſich am Familienroman verſuchten.

Wir wiſſen, daß ſelbſt das Zeitalter Ludwigs XIV. nur den Heldenroman kannte, den man dadurch ſchmackhafter zu machen ſuchte, daß unter den Gewändern antiker Helden bekannte Perſönlichkeiten des Hofes einherſchritten. Bei ſeiner ſprichwörtlichen Nachahmungsſucht trat der deutſche Roman in die gleichen Fährten, meiſt begnügte man ſich, die franzöſiſchen Originale getreulich zu kopieren. Die Wandlung kam durch England. Samuel Richardſon ſchuf die erſte bürgerliche Epopöe, den ſogenannten „Familienroman", in dem er die Menſchen mit ihren Fehlern und Vorzügen, wie ſie das tägliche Leben um uns aufbaut, getreulich abſchilderte[1]). Aber er malte noch allzu pedantiſch-didaktiſch roſenrote Tugend und pechſchwarzes Laſter. Von der ſchönen Lüge bis zur rückſichtsloſen Wahrhaftigkeit, bis zur reinen Kunſt der Darſtellung, die nicht belehren und beſſern, ſondern nur ſchildern will, war noch ein Schritt, den als erſter getan zu haben ſich Heinrich Fielding zu ewigen Ruhme anrechnen darf. Klarer Verſtand, ſcharfer Beobachtungsgeiſt, glückliche Erfindungsgabe und ein erfriſchender Humor leuchten aus der unvergänglichen Geſchichte eines Findelkindes „Tom Jones" (1750), eines Meiſterwerkes, das noch heute an die Spitze aller Romane, die Menſchenglück und Menſchenleid im Wirrſal des Lebens ſchildern, zu ſtellen iſt. In ihm beſitzen wir den erſten naturaliſtiſchen Roman, wenn wir von unſerem prächtigen „Simpliziſſimus" von Grimmelshauſen abſehen wollen, der außerhalb dieſer Entwicklungsreihe ſteht und eine hervorragende Einzelerſcheinung in der Geſchichte des Romans bildet.

Der Eindruck, den Richardſons und Fieldings Romane in Deutſchland machten, war ganz ungeheuer, wie die zahlreichen deutſchen Überſetzungen, die unmittelbar nach dem Erſcheinen der

[1]) „Pamela" im Jahre 1740, „Clariſſa" 1748 erſchienen.

engliſchen Originalausgaben und zwar gleich in mehreren Auflagen herauskamen, beweiſen. Unter ihrem Einfluß erſtand des anhaltiſchen Hofpredigers Johann Thimotheus Hermes weitverbreitete und begierig geleſene „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen“ (zuerſt 1769—1773 erſchienen), ein monſtröſer Roman in 6 Bänden, von denen ein jeder 600 bis 700 Seiten faßt. Trotz ſeiner langweilenden Weitſchweifigkeit und unendlichen Trivialität, ſeiner unerträglich ſalbungsvollen und philiſtröſen Lehrhaftigkeit, trotz ſeiner ſtarken Anlehnung an die engliſchen Vorbilder gebührt ihm als erſtem originalen deutſchen Familienroman ein Ehrenplatz in unſerer Literaturgeſchichte [1]).

Ein Jahrzehnt ſpäter tritt Johann Carl Wezel mit ſeiner bürgerlichen Epopöe „Herrmann und Ulrike“ auf den Plan, und mit ihr ſchwingt ſich der deutſche Roman auf eine vorher nicht gekannte Höhe. Ein tiefer Abgrund klafft zwiſchen ihr und „Sophiens Reiſe“. Wohl hat der Verfaſſer Fieldings „Tom Jones“ mit Nutzen geleſen, kleine Anklänge daran vermeint man hier und da heraus hören zu können, ſo bei der Abſtammung des Helden, der wie Tom Jones für ein uneheliches Kind gehalten wird, bei der unfreiwilligen Trennung der Liebespaare, bei der Spielerperiode Herrmanns, die vielleicht durch Fieldings Spieler Watſon angeregt wurde, und doch hat Wezels Werk durchaus nichts Gemeinſames mehr mit ſeinem Vorbilde. Es iſt in jeder Hinſicht ſelbſtändig und zeigt Eigenſchaften, die es wohl über Fieldings Roman herausheben können, und über die wir ſpäter eingehend zu berichten haben werden.

Von dieſer Höhe der Darſtellung, die in der treuen Abſchilderung des Lebens ihr höchſtes Ziel ſucht, wird der deutſche Roman bald durch das Überwiegen der franzöſiſchen Einflüſſe, hier wäre in erſter Linie an Rouſſeau zu denken, wieder hinabgeſchleudert. Er verſinkt zeitweilig in unnatürliche, ſchwächliche, ja krankhafte

[1]) Robert Prutz gab in ſeinen biographiſchen Beiträgen zur deutſchen Literatur- und Sittengeſchichte des 18. Jahrhunderts „Menſchen und Bücher“ (Leipzig 1862) eine eingehende Biographie des Verfaſſers und eine ausführliche Charakteriſtik des Romans, die das Leſen dieſes voluminöſen Werkes beinahe überflüſſig macht.

Empfindelei, bis er endlich durch die Romantiker eine Reinigung, Neubildung und glanzvolle Auferstehung erfährt. Zwar tritt er hiermit, besonders durch die Einmischung wesensfremder Elemente, aus der Phase der eigentlichen bürgerlichen Epopöe heraus, er ändert seine Art, verliert seine Ursprünglichkeit und wird damit seiner wahren Natur und Bestimmung untreu, wodurch es sich auch erklärt, daß er sich in dieser Metamorphose nicht lange erhalten konnte. So angesehen möchte ich Wezels „Herrmann und Ulrike" als den Höhepunkt einer besondern Richtung betrachtet wissen, was bei der späteren eingehenden Besprechung deutlicher werden dürfte.

Wohl weil das Aufkommen neuer Literaturbewegungen unsern Roman bald in den Hintergrund treten ließ, griffen die kommenden Geschlechter nicht mehr auf ihn zurück, auch mag ihnen sein Vorhandensein ganz aus dem Gedächtnis geschwunden sein[1]). Die Zeitgenossen des Dichters aber waren nicht karg mit ihrem Lobe gewesen: sämtliche Kritiken waren einstimmig in ihrer rückhaltlosen Anerkennung und erklärten ihn für den wahren deutschen Nationalroman, ja Wieland nennt ihn geradezu den besten deutschen Roman, der ihm jemals vor Augen gekommen sei[2]). — Noch im Erscheinungsjahre wurde er nach gedruckt, und im Jahre 1792 erschien eine französische Übersetzung zu Paris.

Heute aber ist das Werk völlig vergessen. Die Literaturgeschichten haben durchweg versäumt, diesem Roman die gebührende Stelle anzuweisen. Wo sie Johann Carl Wezels überhaupt gedenken, und das ist nur in älteren Werken der Fall, wird zumeist allein die „Lebensgeschichte Tobias Knauts" mit einigen Worten gemäßigter Anerkennung hervorgehoben. „Herrmann und Ulrike" scheint kaum dem Titel nach bekannt gewesen zu sein.

[1]) Nur August Wilhelm Schlegel erwähnt Wezel, indem er ihn weit über Lafontaine und Johann Gottwerth Müller, den Verfasser des „Siegfried von Lindenberg" (1779) stellt, den kein geringerer als Lichtenberg den deutschen Fielding genannt hatte.

[2]) Vgl. Carl Schüddekopf, Klassische Findlinge in „Freundesgaben für C. A. H. Burkhard". Weimar 1900. S. 106.

In neueren Werken ist selbst der Name Wezel verschwunden, und heute deckt völlige Vergessenheit ihn und seine Schriften [1]).

Daher ist es angebracht, bevor wir in unseren Betrachtungen weiter vorwärtsschreiten, einen Blick auf das Leben und das Schaffen des Verschollenen zu werfen.

Da an allgemein zugänglichen Stellen über das Leben des Verfassers von „Herrmann und Ulrike" weder abschließendes noch zuverlässiges zu erfahren ist, so möge hier ein Umriß desselben in größerer Ausführlichkeit folgen, als es sonst bei Einführungen üblich und notwendig ist. Aber nicht allein bei Ereignissen und Daten lassen die Quellen an Genauigkeit und Vollständigkeit zu wünschen übrig, auch über Art und Gesinnung unseres Dichters wird in so persönlicher Stellungnahme und in so einseitiger Färbung berichtet, daß wir besonderen Wert nicht darauf legen können.

So ist Wezels Biograph August von Blumröder [2]) derart befangen in Vorurteilen und zweifelhaften Überlieferungen, daß wir nicht allein eine starke Voreingenommenheit, sondern auch eine bis zur Gehässigkeit sich steigernde Abneigung feststellen müssen,

[1]) Erwähnung Wezels in den älteren Werken von Eichhorn, Eschenburg, Küttner, kurz gestreift bei Bartels, Biese, Gervinus, Goedeke, Gräsſe, Hettner, Hillebrand, Horn, Koberstein, Kurz, Menzel (Inhaltsangaben der Romane), Scherr, Stern, O. L. B. Wolff. Ganz übergangen bei Engel, Eichendorff, Grisebach, Hahn, Koch, König, Laube, Raumer, Rosenkranz, Scheerer, Schmidt, Vilmar, Vogt, Wackernagel u. a.

[2]) Vgl. „Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit". 3. Reihe, Bd. 4. Nr. XXV—XXXII. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1833. S. 141—172: „Johann Karl Wezel, Fragmente über sein Leben und seinen Wahnsinn von August von Blumröder." Der Verfasser (1776—1860), ein ehemaliger Offizier, wurde 1816 Erzieher des Erbprinzen von Schwarzburg-Sondershausen und hat Wezel offenbar erst 3 Jahre vor dessen Tode, also in der letzten Periode seiner geistigen Umnachtung, kennengelernt. Er ist nicht mit Gustav Blumröder (pſd. Antonius Authus), dem Verfasser der trefflichen „Vorlesungen über Exkunst" (Leipzig 1838), zu verwechseln. Aug. v. Blumröders Darstellung stützt sich im wesentlichen auf Mitteilungen eines Forstsekretärs Ludloff, der sich mit Sammlung von Nachrichten über Wezel beschäftigt hat und auch einiges daraus in den „Gemeinnützigen Blättern für Schwarzburg" (1808) veröffentlichte. Ferner auf Aufsätze eines Geheimrats von Ziegeler.

wie wir sie nicht oft bei einem Biographen, der das Andenken eines Dichters der Nachwelt überliefern will, finden werden. Immer von neuem schiebt er Wezels ungebührlichen Stolz und Eitelkeit in den Vordergrund und erweckt damit den Anschein, als suche er ihn nach Möglichkeit in den Augen der Leser herabzusetzen. Die übrigen Quellen, soweit es sich nicht um Briefe von und an Wezel handelt, fließen nicht klarer und überdies viel spärlicher[1]). Wir geben den folgenden Lebensabriß mit sorgfältiger Benutzung aller vorhandenen Unterlagen.

Johann Carl Wezel (er schrieb sich selbst bisweilen fälschlicherweise Wetzel und ist nicht zu verwechseln mit dem 32 Jahre später geborenen Friedrich Gottlob Wetzel, dem man die Verfasserschaft der „Nachtwachen" von Bonaventura unterzuschieben versucht hat) wurde am 31. Oktober 1747 in Sondershausen geboren. Sein Vater, Reisemundkoch des Fürsten Heinrich von Sondershausen, galt für einen hochmütigen eingebildeten Mann, den man deshalb mit dem Spitznamen „Prinz Conty" belegte. Wezels Stolz wird als Erbteil des Vaters bezeichnet, dessen Bildungshöhe den Biographen unbekannt geblieben ist. Die Mutter war die Tochter eines fürstlichen Livreebedienten Blättermann, der Überlieferung nach „ohne gute Erziehung", aus welchem Grunde der Sohn sie später verleugnet haben soll. In „Herrmann und Ulrike" finden wir im Verhalten Herrmanns gegen seinen Vater im Hause der Vignali (vgl. Bd. II, S. 88ff.) ein Gegenstück hierzu, wie auch im Anfange des Romans der Knabe als nicht von diesen Eltern geboren bezeichnet wird. Ob Wezel in ihnen die eigene Familie abschilderte, läßt sich nicht entscheiden. Eher wäre zu raten, daß

[1]) Ernst Ludwig Gerber, neues histor.-biogr. Lexikon der Tonkünstler (Leipzig 1812ff.), J. L. v. Heß, Durchflüge durch Deutschland usw. (Hamburg 1793), K. H. Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten (Band V S. 332ff. Leipzig 1810), der neben einem kurzen Lebensabriß eine ausgezeichnete Bibliographie der Wezelschen Schriften gibt. Beachtenswert sind die Ergänzungen, die wir aus dem Briefmaterial in Schüddekopfs „Klassischen Findlingen" (vgl. Fußnote zu S. XI), sowie in Schnorrs Archiv Bd. XIV, S. 172ff. ziehen können. — Vgl. ferner Goedekes Grundriß z. Gesch. d. deutschen Dichtung. 2. Aufl. Bd. IV S. 351ff.

dem Bilde des Vaters einige Züge des Kammerdieners Siegfried, des „Maulesels" des Grafen Ohlau, entlehnt worden sind. Wie denn im Grafen Ohlau selbst nach der Überlieferung Graf Günther von Schwarzburg-Sondershausen aufs treuste porträtiert sein soll. Kein zweites Werk Wezels ist an Erinnerungen und autobiographischen Anspielungen so reich wie „Herrmann und Ulrike"[1]). — Die Großeltern des Knaben, denen infolge der häufigen Abwesenheit des Vaters die Erziehung des außerordentlich begabten Enkels anvertraut war, haben ihn zu eifrigem Lernen angehalten und seinen Ehrgeiz angespornt. Sobald er durch einen Schüler genügend vorbereitet war, konnte er in noch sehr jugendlichem Alter in die vierte Klasse der Sondershäuser „Stadt- und Landschule" (Latein und Griechisch waren die Hauptfächer) aufgenommen werden. Während sich bereits der Spott des frühreifen Knaben in parodistischen Versen auf den Rektor Franke ergießt, erfreut sich dagegen der Konrektor Böttger, ein trefflicher Lehrer und hervorragender Gelehrter, seiner Liebe und Verehrung. Noch in späteren Lebensjahren gab der ehemalige Schüler in zahlreichen Briefen an ihn Beweise seiner Achtung und Anhänglichkeit. Auch mit dem Leiter der Schule, dem Superintendenten Nicolaus Dietrich Gieseke, dem Freunde Klopstocks und Gellerts, stand er bis zu dessen Tode in freundschaftlichen Beziehungen.

Da, wo bei Erwähnung der Spottverse ein einseitiger Biograph Bosheit und Selbstliebe sucht, findet man in Wahrheit nur eine natürliche kritische Veranlagung, beruhend auf dem Erkennen eignen Wertes, sowie einen gerade aufstrebender Jugend eigentümlichen Sinn für Komik, der durch den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit geweckt wird. Daß sich der heranwachsende Jüngling den ihm läppisch erscheinenden Spielereien seiner Altersgenossen zu entziehen suchte, ist gewiß kein Zeichen verwerflicher Eigenschaften. Und wenn nach dem Urteil eines Zeitgenossen (wahr-

[1]) So war z. B. das Schleifen von Dendritensteinen (vgl. in unserm Bd. II S. 300 ff.) ein im Schloß von Sondershausen sehr beliebter Sport.

ſcheinlich Gerbers[1]) Wezel als ein bizarrer Menſch bezeichnet wird, deſſen Umgang ſich nur auf wenige Schulkameraden beſchränkte (zu denen beſagter Zeitgenoſſe wahrſcheinlicherweiſe nicht gehört hatte), und deſſen verſchloſſenes Weſen ſich nur für die Ergießungen eines beißenden Spottes geöffnet haben ſoll, ſo ſehen wir in dieſem Tadel nichts als kleinliche Rache eines ehmals Zurückgeſetzten. Daß einem Klaſſengenoſſen eifriges Vorwärtsſtreben oft zu Unrecht als bloße Sucht, ſich auszuzeichnen und den Vorrang zu erringen, ausgelegt wird, weiß ein jeder nur zu gut von den eigenen Schuljahren her. Bei Wezel kam noch eine, auch in ſpäteren Lebensjahren bemerkbare, abſonderliche Feinfühligkeit und Empfindlichkeit hinzu, die leicht verletzt werden konnte, ſo daß er ſich gekränkt von jedem Umgang zurückzog. — Schon als Schüler beſaß er eine Sammlung alter und neuer Klaſſiker, die alle ſehr ſauber in Franzbände gebunden waren. Er liebte die griechiſche Sprache ungemein, und bereits in frühen Jahren unternahm er eine Überſetzung Homers ins Deutſche.

Im Mai des Jahres 1765 bezog Wezel die Univerſität Leipzig und ſtudierte anfangs Theologie. Jedoch ſagte ihm dieſe, wie auch ſpäter die Rechtswiſſenſchaft, nicht zu, und er wirft ſich auf Philoſophie, Philologie und ſchöne Wiſſenſchaften. Empfehlungen wieſen ihn an den berühmten Fabeldichter Gellert, der ihn mit Wohlwollen aufnahm und ihm ein billiges Dachſtübchen in ſeiner Wohnung einräumte. Auch ſonſt bewies dieſer die regſte Teilnahme, indem er ſich die Studien und Ausarbeitungen des jungen Studenten zu kritiſcher Einſicht vorlegen ließ. Neben den Vorleſungen des würdigen Mannes, dem er eine tiefe Achtung entgegenbrachte, hörte Wezel bei dem ausgezeichneten Philologen Erneſti und bei den Profeſſoren Cruſius und Wolf. Jedoch verzweifelte er faſt daran, jemals in die Geheimniſſe der Philoſophie eindringen zu können, bis ihm Lockes Werk über den menſchlichen Verſtand „ein Licht in ſeinem Kopfe anzündete". Allem Anſchein nach lebte er in Leipzig ſehr zurückgezogen und hatte wenig Umgang.

[1]) Gerber (vgl. Fußnote zu S. XIII) war ein Schul- und Studienkamerad Wezels, trotzdem ſind ſeine biographiſchen Angaben ſehr unzuverläſſig.

Zu Ende des Jahres 1769 ſtarb Gellert, aber ſchon vor deſſen Tode hatte Wezel eine Stelle als Hofmeiſter im Hauſe eines Grafen von Schönburg, Amtshauptmanns in der Oberlauſitz, angetreten, die er bis zum Jahre 1774 innehatte. In dieſen Jahren machte er die briefliche Bekanntſchaft Wielands, dem er Beiträge für den „Teutſchen Merkur" ſandte. Bereits 1772 war das Erſtlingswerk des jungen Dichters „Filibert und Theodoſia" erſchienen, ohne ſonderliche Beachtung gefunden zu haben.

Dagegen erregte der in den Jahren 1773 bis 1776 herausgekommene vierbändige Roman „Lebensgeſchichte Tobias Knauts, des Weiſen, ſonſt der Stammler genannt" Wielands Beifall, der ihm eine anerkennende Beſprechung im „Teutſchen Merkur" zuteil werden ließ. Mit einem Schlage machte das Werk ſeinen Verfaſſer zum berühmten Manne. Es iſt uns heute nicht mehr verſtändlich, wie Hamann in Herder und Schubart in Wieland den Urheber erkennen wollten. Hatte Wieland dem Buche „Genie, Witz und Menſchenkenntnis" zugeſprochen, ſo ſagt auch ein neuerer Beurteiler, Ebeling, der einzige Literarhiſtoriker, der dem Talente Wezels durchaus gerecht wird, bei einigem Tadel: „Aber über das Ganze verbreitet ſich der Glanz ungewöhnlicher Menſchenkenntnis, herrlicher Laune und lebendigen, oft verſchwenderiſchen Witzes[1])." „Tobias Knaut" ſteht nicht nur zeitlich am Anfang der Reihe jener zahlreichen humoriſtiſchen Romane vom zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, von denen der J. G. Müllerſche „Siegfried von Lindenberg" einer der bekannteſten iſt, ſondern verlangt auch unter die beſten ihrer Gattung gerechnet zu werden. Heute fordert das Werk zwar einen geduldigen denkfeſten Leſer, der ſich auf vielen philoſophiſchen Nebenwegen in der Runde herumführen laſſen muß, doch winkt bei harter Arbeit gar ſüßer Lohn, der ſich in einem geiſtigen Vergnügen beſonderer Art darbietet. Allzu große Breite, die ſtändige Wiederaufnahme der gleichen philoſophiſchen Themen, die dem jetzt herrſchenden Geſchmacke ſo fern liegen, werden einer Neuerweckung des Werkes für einen größeren Leſerkreis allerdings im Wege ſtehen. Aber

[1]) Vgl. Fußnote zu S. XLI.

es ist ein Glanzstück geistreicher Ironie, denn der Held, den sein Autor als größten Weisen zu preisen nicht abläßt, beginnt erst auf der sechsten Seite des vierten Bandes ein wenig zu philosophieren, da er bis dahin (der 2. und 3. Band enthält ausschließlich die Geschichte Seelmanns) seinen Mund nicht aufgetan hat. Bis zum Schluß des 3. Bandes ist diese „stoische Karikatur", wie der Verfasser sie nennt, völlig idiotisch. Man hat nicht aufhören wollen, den „Tobias Knaut" mit dem Vorwurf, er sei eine Nachbildung des „Tristram Shandy", zu entwerten, während er in Wahrheit durchaus auf eignen Füßen steht, obwohl zweifelsohne durch jenes Buch der Verfasser zu seinem Werke Ansporn und Anregung erhielt. Blumröder, der mit seiner Gehässigkeit auch neuere Beurteiler angesteckt hat, versteigt sich sogar zu der Phrase, „Wezels Humor gliche einem kalten Herbstwinde, während Sternes Humor Frühlingswest unter Blumen sei". Nur völlige Harmlosigkeit kann, vorausgesetzt daß kein böser Wille vorliegt, solchen Unsinn zutage fördern. Es ist eigenartig, daß dichterische Erzeugnisse durch Gelehrte so selten aus sich selbst heraus beurteilt werden, sie greifen ständig, wenn sich nur irgendeine Handhabe bietet, zu Vergleichen, wogegen, wenn es zu Lob und Anerkennung geschieht, wenig zu sagen wäre. Zumeist wird jedoch dieses billige Mittel gebraucht, um ein Buch mit dem anderen totzuschlagen. Ein Beweis für die Anerkennung der „Lebensgeschichte Tobias Knauts" ist die Übersetzung des Werkes ins Holländische, bereits im Jahre 1780.

Den ersten dramatischen Versuch machte Wezel mit dem Trauerspiel „Der Graf von Wickham" (1774), den die damalige Kritik, und mit ihr Wieland, völlig verwarf. In diesem Jahre hatte Wezel seine Hofmeisterstelle aufgegeben. Er verbrachte die nächsten Monate teils auf Reisen, teils in der Heimatstadt Sondershausen, wo er zurückgezogen seinen Arbeiten und einem engen Freundeskreis lebte. 1775 finden wir ihn in Weimar, um Unterhandlungen wegen einer Hofmeisterstelle beim Grafen Görtz zu führen. Bei dieser Gelegenheit trat er in persönlichen freundschaftlichen Verkehr mit Wieland, der die lustig-satirische „Ehe-

ſtandsgeſchichte des Herrn Philipp Peter Marks" in den „Teutſchen Merkur" aufnahm. Es iſt nicht bekannt geworden, ob und wie weit Wezel mit den übrigen Größen Weimars in Berührung kam. Er wandte ſich nun wieder nach Leipzig, wo er durch eine ausbrechende Krankheit feſtgehalten wurde, ſo daß er die Weimarer Hofmeiſterſtelle aufgeben mußte. Die anfängliche Abſicht, nach Dresden überzuſiedeln, das er nach den Schilderungen in „Herrmann und Ulrike" vielleicht ſchon von früheren Beſuchen her gut gekannt haben muß, ließ er wieder fallen, da ſich ihm im Frühjahr 1776 in Berlin ein Hofmeiſterpoſten bei dem Miniſter von Münchhauſen bot. Schon nach einem halben Jahre mußte er abermals krankheitshalber dieſe Stelle aufgeben. Dunkle Andeutungen, die er in einem Briefe an Wieland gegeben zu haben ſcheint, laſſen darauf ſchließen, daß ſein, ſich im „Belphegor" ſpiegelnder, Peſſimismus in dieſer Krankheit wurzelte, die möglicherweiſe als Ausgangspunkt für die ein Jahrzehnt ſpäter ausbrechende Geiſteszerrüttung in Frage kommt[1]). Doch bedürfte es zur Aufſtellung einer ſolchen Behauptung noch genügender tatſächlicher Unterlagen, die bis jetzt fehlen. Daß aber ein überhandnehmender Stolz, eine bis zum Maßloſen geſteigerte Eitelkeit die geiſtige Erkrankung hervorgerufen haben, wie die Gewährsmänner vermuten, wird der neuzeitliche Arzt entſchieden von der Hand weiſen. — Wezel blieb bis zum Frühling des Jahres 1777 in Berlin, das ja auch den Schauplatz einer umfangreichen

[1]) Wieland ſchrieb ihm am 25. Mai 1777: „Ich gebe mich niemals, ohne dringende Noth, mit Vermuthungen über die geheimen Triebfedern der Begebenheiten und Handlungen andrer Perſonen ab, am allerwenigſten mit ſolchen, die ihrem Charakter und ihrer Ehre nicht ſonderlich vortheilhaft wären. Sie können alſo, was Ihre ganze mir völlig unbekannte Geheimgeſchichte betrifft, meinethalben vollkommen ruhig und verſichert ſeyn, daß ich nicht mehr davon zu wiſſen verlange, als Sie ſelbſt etwan für gut finden mögen, mich wiſſen zu laſſen." — G. Lutze erwähnt in ſeinem Aufſatz „Ein vergeſſener Dichter (Wezel)" in ſeiner Sammlung „Aus Sondershauſens Vergangenheit" (Bd. II. Lief. 6, 1909. S. 189—213), daß Wezel vielleicht erblich belaſtet geweſen, da ein Bruder ſeiner Mutter als Irrſinniger geſtorben wäre, auch daß Ziegeler (vgl. Fußnote zu S. XII) auf eigenartige Erhöhungen am Kopfe Wezels aufmerkſam gemacht habe.

Episode in „Herrmann und Ulrike" abgibt. Ob allerdings die Urbilder der Gestalten des Herrn von Troppau und seiner drei Mätressen, von denen der siebente und achte Teil des Romans handeln, nicht eher in dem leichtlebigen Dresden als in dem damals noch bürgerlich-bescheidenen Berlin Friedrichs des Großen zu suchen wären, ist eine Frage, die wir ohne Belege nicht beantworten können.

Bereits zur Ostermesse 1776 war unseres Dichters zweiter großer Roman „Belphegor, oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne" bei Crusius in Leipzig erschienen, der seines menschenfeindlichen Charakters halber die schärfste Ablehnung durch Wieland erfuhr, was den gekränkten Autor veranlaßte, sich für längere Zeit grollend vor ihm zurückzuziehen. Wir für unseren Teil sehen diesen viel getadelten Roman mit anderen Augen an.

Wezels „Belphegor" soll nicht die Sitten einer bestimmten Zeit widerspiegeln, sondern das zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen allgemein Gültige aufzeigen. Zu diesem Zwecke zimmert sich der dichtende Philosoph eine besondere Bühne. Und auf ihr wirkt die „wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne", wie mit feiner Ironie der Verfasser seinen an absichtlich konstruierten Unwahrscheinlichkeiten und tollen Überraschungen reichen Roman betitelt, wie ein groteskes Puppenspiel. Traumhaft verzerrt, verwirrend durch die Fülle seltsamster Abenteuer auf ständig wechselnden Schauplätzen bewegt sich die Handlung an der äußersten Grenze denkbarer Möglichkeiten. Denn Begebenheiten sind Zufälligkeiten, ganz allein die Charaktereigenschaften zwingen mit unerbittlicher Notwendigkeit die Menschen zu ihren Handlungen, mögen sie dem oberflächlichen Beschauer auch noch so absurd erscheinen. Hier sind Neid, Mißgunst, Eifersucht, Ungerechtigkeit und Grausamkeit die Triebfedern der Wezelschen Figuren, die trotz aller Karikatur den wirklichen Menschen zum Verwechseln ähnlich werden.

„Bellum omnium contra omnes" steht als Motto auf dem Titel des Buches, in welchem zufolge ihrer unablässigen Befehdung die Menschheit zugrunde zu gehen droht. Selbst der Gute, sowohl der Idealist wie der Realist, stößt sich am Leben wund,

beſchmutzt ſeine Seele im Umgang mit ſeinen Mitmenſchen, deren Erbärmlichkeit durch die ſtändige Berührung mit ihnen auf ihn abfärben muß, ſo daß er ſich nur durch Trennung von ihnen, die in ein Meer von Blut und Greueln verſinken, retten kann. Eine Menge bizarrer Szenen und grotesker Einfälle verleiht dem Werke das eigentümliche Gepräge. Seinem monumentalen Stoffe gemäß iſt der Stil lapidar.

Die Ähnlichkeit dieſes Romans mit Voltaires „Candide", der ihm zum Vorbilde gedient hat, iſt äußerlich, er iſt zwar ein Gegenſtück zu ihm, aber keine ſklaviſche Nachahmung, als welche ſie die bisherigen Beurteiler hinſtellen wollten, die der Meinung waren, Wezel habe ſich „mit Spott und Hohn begnügt, da er Voltaires Witz nicht erreichen konnte". „Belphegor" iſt keine „unwahrſcheinliche Zuſammenſtellung von Verbrechen und Schändlichkeiten", ſondern ein gewaltiger, nur in eine äußerſt phantaſtiſche Form gepreßter Proteſt gegen den Krieg, von dem die Welt nicht eher befreit werden dürfte, als ſich die menſchlichen Charaktere zu himmliſcher Reinheit geläutert haben werden. Dadurch, daß Wezel den ſich befehdenden Völkerſchaften frei erfundene Namen gibt, ſchafft er ſeinen Leſern die notwendige Objektivität. Wir ſtehen dieſem Werke als kühle Zuſchauer eines Kampfes perſonifizierter Gedanken gegenüber und empfinden bei deſſen Anblick eine rein artiſtiſche Freude; das Fehlen warm pulſierenden Lebens dürfen wir in dieſem philoſophiſchen Marionettenſpiel nicht als dichteriſchen Mangel beanſtanden. Allerdings ſoll nicht geleugnet werden, daß weniger hier mehr geweſen wäre, und daß eine Beſchränkung der philoſophiſchen Exkurſe wie der abenteuerlichen Szenen dem Ganzen nur zum Vorteil gereicht hätte[1]).

[1]) Eine kurze Inhaltsangabe des „Belphegor", die ſich allerdings nur auf die Kurioſität der Fabel erſtreckt, in Wolfgang Menzel, Deutſche Dichtung. Bd. III S. 31 f. (Stuttgart 1859). Hier finden ſich auch über „Tobias Knaut", „Peter Marks", „Die wilde Betty", „Herrmann und Ulrike", „Wilhelmine Arend" und die Luſtſpiele knappe Angaben, die über das Stoffliche nicht hinausgehen. Außerordentlich ſchnurrig ſind Menzels äſthetiſche und moraliſche Anmerkungen. Von der „wilden Betty" ſagt er z. B.: „Ein durchaus elendes Machwerk ohne alles Zartgefühl." Ein Urteil über „Herrmann und Ulrike" wird nicht gefällt.

Die Jahre 1777 bis 1780 verbrachte Wezel privatisierend in Leipzig, von einigen Reisen abgesehen. So unternahm er 1778 eine Sommerfahrt nach Berlin und Hannover, wo er mit seinem Freunde Gottlieb August Meißner zusammentraf, für dessen „Deutsches Museum" er Beiträge lieferte. Seine Arbeiten verschafften ihm ein hinreichendes Auskommen, und durch seine Briefe aus dieser Zeit weht eine heitere Stimmung. Doch soll sich, nach der Aussage meiner Gewährsmänner, trotz dieser günstigen Zeichen seine Anlage zur Misanthropie immer mehr ausgebildet haben. — Durch seine Mitarbeit an der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" war er auch mit deren Herausgeber Christian Felix Weiße in freundschaftliche Beziehung getreten[1]).

In den Jahren 1777 und 1778 erschienen ebenfalls im Verlage von Crusius zwei Bändchen „Satirische Erzählungen", die mit außerordentlich guter Laune und in witzigem Vortrage geschrieben sind. Besonders ist die erste Erzählung „Sylvans Bibliothek oder die gelehrten Abentheuer" hervorzuheben, die sich als eine lustige Satire auf die pedantischen Zänkereien der Gelehrten wie auch auf die sprachlichen Kapriolen der Stürmer und Dränger der Genieperiode erweist. Das Ganze ist in die Fabel gekleidet, wie in einer Bibliothek die wahllos zusammengestellten Bücher sich in ihre Autoren verwandeln und in den wildesten Kampf miteinander geraten. Die zweite Erzählung „Der Streit über das Gnasegchub" (Gesangbuch) war einem wirklichen Erlebnis des Verfassers in Bautzen nachgebildet und brachte ihm persönliche Angriffe ein.

---

[1]) Es mag gleich an dieser Stelle erwähnt werden, daß Wezel auch kleinere Gedichte in Journalen und Almanachen veröffentlichte, so im Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1778 und im Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde (in der 9.—12. Abteilung, Leipzig 1778 bis 1781). Ich zähle hierin 12 Beiträge von ihm; vielleicht sind auch die beiden Hymnen, Abt. 12 S. 145 f. u. 147 f. aus seiner Feder. 1776 war als Sonderdruck die „Epistel an die deutschen Dichter" nebst zwei anderen Satiren erschienen. 1782 kamen noch zwei Gedichte „Mein letzter Wille" und „Meine Auferstehung" heraus, ferner 1784 „Die Beschwerlichkeit des Neujahrstages, an Madame Z[ollikofer]", bereits 1779 im erwähnten Taschenbuch gedruckt.

Zu Oſtern 1779 trat Wezel, diesmal im Verlage von Dyk zu Leipzig, mit ſeinen beiden derbkomiſchen Eheſtandsgeſchichten „Peter Marks“ und „Die wilde Betty“, in denen die Tragikomödie der Ehe an zahlreichen, äußerſt draſtiſchen Beiſpielen gezeigt wird, auf den Plan. Der Stil iſt prächtig perſönlich und dem literariſchen Vorwurf ausgezeichnet angepaßt. Beide Bücher waren mit treflichen Kupfern von Chodowieckis Hand geſchmückt.

Wezels zahlreiche Luſtſpiele, die neben anderen literariſchen Arbeiten in die gleiche Zeit fallen, mögen an dieſer Stelle nur in ihrer Geſammtheit erwähnt werden. Trotz aller in ihnen zutage tretender Erfindungsgabe, trotz einzelner vorzüglich gelungener Auftritte, eines ungezwungenen natürlichen Dialogs, guter Charakteriſtik, oft lebhaften Witzes und munteren Humors können wir ſie nicht mit den beſſeren Proſawerken Wezels auf eine Stufe ſtellen. Öde Szenen vernichten zu häufig den Eindruck des Geſamtbildes. Wir finden allzuviel Mittelmäßiges und Minderwertiges neben Wohlgelungenem. Die Urſache mag in der übermäßig raſchen Produktion des Verfaſſers liegen, die gerade dramatiſchen Werken gefährlich wird. Es iſt zu bedauern, daß mit dem Ganzen ſo manche originelle Figur der Vergeſſenheit anheimfällt, aber der Charakter des Verjährten tritt dem heutigen Beurteiler doch zu ſtörend entgegen. Man verſteht es jetzt nicht mehr, daß ein ſo banales Stück wie „Wildheit und Großmut“ ins Franzöſiſche überſetzt und mit großem Beifall in Paris aufgeführt werden konnte. Vom hiſtoriſchen Standpunkt aus geſehen, nehmen Wezels Luſtſpiele in der zeitgenöſſiſchen deutſchen Theaterliteratur gewiß nicht die unterſte Stufe ein, im Gegenteil, ſie behaupten ſich als ſelbſtändige Arbeiten neben den beſten anderen dramatiſchen Werken der deutſchen Bühne, die noch dazu in ihrer Mehrzahl Überſetzungen oder Umarbeitungen ausländiſcher Erzeugniſſe ſind. Faſt alle Stücke der Wezelſchen Muſe wurden mit mehr oder weniger Beifall aufgeführt. Die Luſtſpiele „Rache für Rache“ und „Ertappt, ertappt“ ſind allein in Gotha mehrere Male gegeben worden[1]).

[1]) Luſtſpiele von J. K. Wezel. 4 Teile. Leipzig, im Verlage der Dykiſchen

Auch über Wezels Tätigkeit als Kritiker wie über seine pädagogische Schriftstellerei müssen wir in dieser Einleitung rasch hinweggleiten. Neben seiner Mitarbeit an der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste" lieferte er dem „Deutschen Museum" eine Reihe von Rezensionen, welche großes Aufsehen erregten. So wandte er sich gegen die Göttinger Dichter, tadelte z. B. die Jamben an Bürgers Homerübersetzung wie dessen Verwendung veralteter Wörter, wandte sich in schärfster Weise gegen die Wiedererweckung der Volkspoesie, gegen Klopstocks Messias und sogar gegen Goethe; lobte dagegen Helfrich Peter Sturz, den feinsten Stilisten seiner Zeit. Wir können heute Wezels Kritiken nicht mehr bedingungslos unterschreiben, Zeit und unbefangeneres Urteil haben in vielen Fällen lange anders entschieden. Geradezu blamabel aber ist sein Angriff auf Shakespeare, obwohl damals als einzige Übersetzung die J. J. Eschenburgs in Frage kam, welche dem Original keineswegs gerecht wurde.

Nebenbei führte ihn sein ehemaliger Beruf als Erzieher naturgemäß pädagogischen Problemen zu. Unterhandlungen mit Basedow, dem bekannten Leiter des Dessauer Philanthropins zerschlugen sich zwar, doch lieferte er 1778 einige Aufsätze für die „Paedagogischen Unterhaltungen", das philanthropische Journal des Instituts. Durch diese Arbeit wird in ihm der Gedanke einer Bearbeitung des Defoeschen „Robinson" geweckt, die im Jahre 1779 unter dem Titel „Robinson Crusoe, neu bearbeitet" zu Leipzig erschien, gleichzeitig mit Joh. Heinr. Campes bekanntem „Robinson der Jüngere". Beide Autoren waren unabhängig voneinander auf den gleichen Stoff geraten. Während Wezel im ersten Teil seiner Ausgabe dem Originale im Wesentlichen treu bleibt, gibt er in einem 1780 herausgekommenen zweiten Bande eine Fortsetzung, die von Defoes Roman so erheblich abweicht, daß

Buchhandlung 1778—1787. Mit Titelkupfern von Crusius. Neben den erwähnten wären noch hervorzuheben: Eigensinn und Ehrlichkeit, Die seltsame Probe, Der blinde Lärm, Die komische Familie, Der erste Dank, Zelmor und Ermide, Die Komödianten, Der kluge Jakob, Kutsch und Pferd u. a. Alle Stücke erschienen auch in Einzelausgaben.

ſie mit vollem Recht als eigene Arbeit Wezels bezeichnet werden kann. Ein Vergleich ſeines Werkes mit dem Johann Heinrich Campes ergibt, daß Wezels Bearbeitung entſchieden den Vorzug verdient[1]).

Aus dieſem zufälligen Zuſammentreffen zweier Autoren auf gleichem Gebiete entſpann ſich eine höchſt unerquickliche literariſche Fehde, die einen boshaften und perſönlichen Charakter annahm[2]). An ſie ſchloß ſich zum Überfluß noch eine weitere Auseinanderſetzung Wezels mit dem Leipziger Zenſor, Hofrat Böhme, an. Der hieraus entſprungene Ärger wie allerlei andere Demütigungen veranlaßten Wezel, ſich immer mehr von jedem Verkehr zurückzuziehen. Sein Geiſt begann ſich ganz und gar auf ſich ſelbſt zu beſchränken, und man erzählte ſich damals, daß er faſt als Einſiedler zu Leipzig lebe und nur alle acht Tage den Magiſter Dyk auf eine Stunde beſuche, um das Sprechen nicht zu verlernen. Vielleicht iſt die drollige Szene im erſten Kapitel

[1]) Über Wezels kritiſche Tätigkeit wie über ſeine Bearbeitung des Robinſon verbreitet ſich ſehr ausführlich: Guſtav Kreymborg, Johann Karl Wezel. Sein Leben und ſeine Schriften Inaugural-Diſſertation. 1913. (Univerſität Münſter i. W.) — Ich hatte meine Einleitung zu „Herrmann und Ulrike" im Anfang des Jahres 1918 bereits im Felde, nach den mitgenommenen Aufzeichnungen, niedergeſchrieben, als mir während eines Urlaubs in München bei zufälliger Einſicht in den 4. Band der dritten Auflage von Goedekes Grundriß die Kenntnis zweier mir bis dahin unbekannt gebliebener Diſſertationen über Wezel wurde. Die erſte bereits im Jahre 1911 erſchienene Königsberger Diſſertation von Siegfried Krampe konnte ich nach kurzer Einſicht ſogleich beiſeitelegen. Sie iſt völlig ungenügend, da dem Verfaſſer nicht einmal ſämtliche Schriften Wezels zu Geſicht gekommen ſind. Er beſchränkt ſich in der Hauptſache auf eine Beſprechung und Zergliederung des „Belphegor". Im übrigen betrachtet er die Romane als etwas Nebenſächliches, die der Autor nur für die Meſſe geſchrieben habe. Dieſes Urteil krönt er mit der Bemerkung, daß einem heutigen Leſer von „Herrmann und Ulrike" die vier Bände durch ihre ermüdende Breite und die philoſophiſchen Digreſſionen langweilen würden, womit ſich alles, was er über das Buch zu ſagen hat, erſchöpft. Er ſchließt ſeine Unterſuchung mit dem Ergebnis, daß Wezel kein Dichter und ohne jeden echten Humor war. — Kreymborgs Arbeit dagegen zeichnet ſich durch Fleiß und Sorgfalt aus, ſie iſt weſentlich umfangreicher und nutzt alle Quellen zu einer guten biographiſchen Darſtellung. Der

des neunten Teils von „Herrmann und Ulrike", in dem Herrmann mit seinem stillen Leidensgefährten den Magister besucht und dort zwei weitere seltsame Käuze vorfindet, auf eine Erinnerung an diese Besuche zurückzuführen.

Im Anfang des Jahres 1780 scheint Wezel den Versuch gemacht zu haben, Leipzig den Rücken zu kehren, um anderswo eine feste Stellung anzunehmen, denn er reiste nach Kassel, wo er sich mit Hilfe eines Grafen Schlieffen beim Landgrafen um eine erledigte Lehrstelle bemühte. Da diese Bewerbung erfolglos blieb, wandte er sich nach Leipzig zurück, um selbst dort eine Erziehungsanstalt zu gründen. Die Richtlinien hierzu führte er in einer umfangreichen Schrift „Ankündigung einer Privatanstalt für den Unterricht und die Erziehung junger Leute vom 12. bis zum 18. Jahre" (Leipzig 1780) aus. Die hierin niedergelegten Grundsätze zeugen von der praktischen Klugheit eines welterfahrenen Mannes. Sie decken sich ungefähr mit dem philantropischen Erziehungsprogramm. Ein Spiegelbild dieser Ideen finden wir in der Lei-

---

Verfasser hat die Werke Wezels ziemlich ausnahmslos gelesen und gibt brauchbare Inhaltsangaben. Ich verdanke dieser Dissertation, die ich nach Ablauf des Urlaubs mit hinaus nahm, einige Verbesserungen und Nachträge, ohne daß ich allerdings gezwungen gewesen wäre, eine merkliche Veränderung meiner Arbeit vornehmen zu müssen. Nach Rückkehr in die Heimat waren mir dann die Quellen dank den großen Bibliotheken wieder persönlich zugänglich. — In seinem Urteil über Wezel verfährt Kreymborg aber kaum glimpflicher als Krampe, auch er steht offenbar ganz unter dem Einfluß der absprechenden Biographen. Er verwirft den „Knaut" als schlechte Nachahmung Sternes, spricht von Wezels falschem Humor, von dessen „Leerheit des Gefühlslebens, die sich deutlich in seinem Geisteskinde, dem stumpfen gefühllosen Knaut zu erkennen gibt." Der „Belphegor" gilt ihm als „krasse Nachahmung des Candide", nur das günstige Urteil über „Herrmann und Ulrike" setzt in Erstaunen. Das reiche Lob Ebelings mag Kreymborg überwältigt haben, der dann Ebelings eigene Worte in seinen Text stellt, ohne sie als Zitat in Anführungszeichen zu setzen. Gleiches geschieht leider auch an andern Stellen, z. B. zitiert er wörtlich aus Fürsts „Vorläufer der modernen Novelle", ohne die notwendigen Gänsefüßchen zu setzen.

[3]) Campe hatte behauptet, die Bearbeitung Wezels sei nicht faßlich genug für Kinder, Wezel dagegen nannte den Campeschen Dialog „hölzern" und „ein Küchengewäsch".

tung und den Unterweiſungen des jungen Herrmann durch ſeinen Lehrer Schwinger im erſten Teile unſeres Romans. Die Anſtalt kam aus Mangel an Beteiligung nicht zuſtande.

Ebenfalls im Jahre 1780 erſchien „Herrmann und Ulrike", der beſte Roman unſeres Dichters, auf den wir erſt ſpäter ausführlich zu ſprechen kommen werden.

Um die Mitte des gleichen Jahres verläßt Wezel Leipzig, wahrſcheinlich verärgert durch die vielen Unannehmlichkeiten, die er dort hatte erdulden müſſen, und ſiedelte nach Gotha über. Hier verkehrte er mit Friedrich Wilhelm Gotter und Heinrich Auguſt Ottokar Reichardt und ſchrieb ſeinen letzten großen Roman „Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindſamkeit", der allerdings erſt zur Oſtermeſſe 1782 („Zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten in Deſſau und bey Schwickert in Leipzig", geziert mit zwei Chodowieckiſchen Kupfern) in zwei Bänden erſchien.

Der von uns ſchon genannte Friedrich Wilhelm Ebeling ſagt von dieſem Buche mit Recht: „Wezel ſprach es damals laut aus, daß die Nachwelt den Homer des Romans in ihm verehren ſollte. Wer aber dies erwartete, mußte durch die ‚Wilhelmine Arend' aus allen Himmeln geſchleudert werden. Es iſt ein durch und durch verunglücktes Buch, ſowohl in der Anlage und Entwicklung des Plans, in der Zeichnung der Charaktere, als in der Durchführung der Tendenz: die Heldin durch Empfindſamkeit unglücklich werden zu laſſen." Ebelings Urteil iſt im einzelnen zu hart, wird aber verſtändlich, weil er dabei die Muſterleiſtung von „Herrmann und Ulrike", die ja zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, im Auge hatte. Denn jener leicht hingeſchriebene, viel zu breite und geſchwätzige Roman gewinnt nur auf den letzten fünfzig Seiten an Schwung und Stärke, der Schlußteil hebt ſich wirklich auffallend gegen alles Vorhergehende ab. Die Schilderung der letzten Tage der wahnſinnigen Wilhelmine wirkt wahrhaft ergreifend, und nicht nur deshalb, weil kurze Zeit ſpäter den Verfaſſer ein gleiches Schickſal ereilte. Hätte Wezel, der ſonſt ſo gute Beobachter, in dieſem Buche weniger räſoniert, ſondern

sich mehr auf Darstellung von Tatsachen, auf reine Schilderung beschränkt, dann hätten wir hier einen ganz neuzeitlich anmutenden psychologischen Roman vor uns. Denn in Wahrheit ist es mehr die Technik als der Inhalt, was uns abstößt. Aus dem gleichen Stoffe hätte ein moderner französischer Schriftsteller einen vorzüglichen psychologischen Sittenroman schaffen können. Was wäre in seiner geschickten Hand nicht allein aus den beiden Hauptfiguren zu machen gewesen: diesem leichtsinnigen Hamburger Kaufmann Arend, einem völlig charakterschwachen Lebemanne, und dieser zwischen Prüderie und versteckter Sinnlichkeit hin- und herschwankenden, durchaus hysterischen Gattin. Während Arend durch das Verhältnis mit einer Tänzerin, deretwegen er sich in nie zu tilgende Schulden stürzt und seinen völligen Zusammenbruch heraufbeschwört, seiner Frau, die er zum Überfluß noch maßlos schlecht behandelt, immer mehr entfremdet wird, verliebt sich diese in einen Schöngeist, ohne ihm aber aus „Empfindsamkeit" angehören zu wollen. Nach der Flucht vor ihrem die Scheidung verweigernden Gatten hält sie die erst nach langem Sträuben eingegangene heimliche Ehe mit ihrem Seelenfreunde für Bigamie und verfällt, nach selbst auferlegter Trennung von ihm, in Trübsinn und Raserei. Wir besitzen in diesem Werk einen deutschen Vorläufer des modernen französischen Sittenromans in der Art von Flauberts „Madame Bovary" oder Daudets „Sappho". — Seltsamerweise hält Wolfgang Menzel die „Wilhelmine Arend" für Wezels besten Roman und nennt dessen psychologische Wahrheit ergreifend, indem er allerdings in seiner kuriosen Art hinzusetzt: „Obgleich von widerwärtigem Inhalt." — Bei den Zeitgenossen fand dieses Buch, für das kein geringerer als Hamann in Königsberg Subskribenten gesammelt hatte, wenig Anklang.

1781 finden wir Wezel wieder in Leipzig, wo er mit dem Philosophen Ernst Platner in eine ärgere Fehde geriet, als er sie vorher mit Campe und Böhme bestanden hatte. Eine ganze Reihe von Streitschriften geben uns noch heute Zeugnis von dieser widerwärtigen Zänkerei, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen[1]).

[1]) Vgl. Goedeke IV, 353. Nr. 23 u. 24. Die Zahl der Schriften ließe

Infolge ſolch ſchwerer Gemütsbewegungen, vielleicht auch infolge geiſtiger Überanſtrengung, kam Wezel in einen höchſt bedenklichen Zuſtand. Die völlig überreizten Nerven verlangten Erholung, die der Kranke am eheſten durch eine Luftveränderung zu erreichen hoffte. Gegen den Sommer des Jahres 1782 taucht er in Wien auf, wo er einige ſeiner dramatiſchen Arbeiten dem durch Kaiſer Joſeph II. neu gegründeten Hof- und Nationaltheater einreicht[1]). Aber auch hier geriet er in ein Mißverhältnis zu den Schauſpielern, und da es ihm nicht gelang, trotz aller Gunſtbeweiſe des Kaiſers am Theater feſten Fuß zu faſſen, ſo kehrte er, vermutlich noch im Jahre 1783, nach Leipzig zurück. Hier ſoll er, wie Blumröder überliefert, in faſt glänzenden Verhältniſſen gelebt haben, er ſchaffte ſich Silberzeug und elegantes Hausgerät an und beſchäftigte ſogar für ſeine Überſetzungen mehrere Schreiber.

Mit der Jahreszahl 1784 erſchien im Dykſchen Verlage die halb in Proſa, halb in Verſen geſchriebene Erzählung „Kakerlak, oder Geſchichte eines Roſenkreuzers aus dem vorigen Jahrhundert“[2]). Es iſt eine heiter und anmutig geſchriebene phantaſtiſche Dichtung im Stil der im Orient ſpielenden Feenmärchen, in welcher ein Philoſoph die Glückſeligkeit ſucht, die er nach allen Ergötzungen der Welt, die ihm nur Überdruß und Langeweile

ſich weſentlich vergrößern. — Um dieſe Zeit betätigte ſich Wezel auch als Überſetzer, 1782 erſchien: „Anekdoten aus der alten Familie der Kinkervånkotsdarſpråkengotſchderns. Ein Weihnachtsmärchen. Aus dem Engliſchen überſetzt von J. K. Wezel. Leipzig.“ Im gleichen Verlage (Schwickert) und im ſelben Jahr: „Der Weltbürger, oder Briefe eines chineſiſchen Philoſophen aus London an ſeine Familie im Orient. Aus dem Engliſchen des Doktor Goldſmith überſetzt.“

[1]) Vgl. auch Wurzbach, Biogr. Lexikon Öſterreichs. 1885. Bd. 55 S. 183 ff.

[2]) Goedeke a. a. O. verzeichnet 2 Ausgaben, eine mit lateiniſchen Lettern von 1783, und eine mit deutſchen Lettern 1784. Ebenſo Enslin-Engelmann, Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 2. Aufl. Leipzig 1837, S. 480. Jördens ſetzt beide Ausgaben in das Jahr 1784. Dieſelbe Angabe in Kaiſers Deutſcher Bücherkunde. Leipzig 1827 S. 133. Mein eigenes Exemplar des „Kakerlak“, in lateiniſchen Lettern gedruckt, trägt die Jahreszahl 1784. Ebenſo ein Exemplar der Münchener Univerſitätsbibliothek, das mit dem meinigen völlig übereinſtimmt. Die Ausgabe hat ein Titelkupfer von Mechau.

bereiten, endlich in den Büchern der Weisheit, in sich selbst und in dem Streben findet, mit seinem Geschick zufrieden zu sein. Die Geschichte schließt mit den Versen:

O das ist ein weiser Mann!
Sieht das Glück der Welt mit Lächeln an,
Findet auf des Lebens rauher Bahn
Überall Ergötzen, wo er kann,
Unterdrückt des Stolzes falschen Wahn:
O das ist ein weiser Mann!

Die letzte dichterische Veröffentlichung Wezels ist „Prinz Edmund. Eine komische Erzählung" (in Versen), gleichfalls bei Dyk erschienen. Sie gehört zu seinen schwächeren Leistungen.

Auch die letzten Jahre in Leipzig verbitterten ihm das Leben durch erneute Streitigkeiten mit Gelehrten, Zensoren und Buchhändlern. Diebstahl und Betrug raubten ihm sein Besitztum. Alle Bemühungen um eine feste Stelle schlugen fehl. Ein Brief, der den Plan zur Errichtung einer weiblichen Akademie behandelt, gilt als erstes Zeichen seiner beginnenden Geisteszerrüttung. Die letzten Kräfte hatte Wezel zur Ausarbeitung eines groß angelegten philosophischen Werkes „Versuch über die Kenntnis des Menschen", von dem zwei Teile 1784—1785 herauskamen, verwandt, die von den Zeitgenossen sehr günstig beurteilt wurden[1]).

Im Jahre 1786 kam Wezel wieder nach Sondershausen, bereits mit allen Anzeichen schwerer geistiger Erkrankung. Hier lebte er in menschenfeindlicher Absonderung von aller Welt, blieb tagsüber in seiner Wohnung eingeschlossen und ließ niemanden zu sich ein. Nachts dagegen streifte er in den Wäldern und einsamen Gegenden umher. Er trug anfangs eine phantastische Kleidung von bunten schreienden Farben und besteckte seinen Hut ringsum mit Blumen, daß die Kinder und Gassenjungen johlend

[1]) Fälschlicherweise führt Goedeke den Roman „Meister Klas und sein Sohn Traugott Schester, eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert" (Leipzig bei Crusius 1780) unter Wezels Werken an, gleichzeitig aber auch bei Joh. Ernst Stutz, dem das Werk in Wahrheit zukommt. Ebenso ist das „Tagebuch eines neuen Ehmanns" (Leipzig bei Crusius 1779), das Wezel zuweilen zugeschrieben wird, nicht von ihm, sondern von Gottlieb Jakob Planck.

hinter ihm drein liefen. Nach und nach aber beſchränkte er ſich ausſchließlich auf ſein Zimmer. Er genoß nichts als dünnen Kaffee und abgebrühte Kartoffeln, Schwarzbrot mit Branntwein begoſſen und rohes Sauerkraut. Von dem wenigen mitgebrachten Gelde lebte er äußerſt ſparſam, ſorgfältig Tagebuch über ſeine Ausgaben führend. Zur Winterszeit ſaß er in einen Pelz gehüllt und Socken an den Füßen, um das Einheizen zu ſparen. So zehrte er anfangs von dem aus Leipzigs Tagen erübrigten Schriftſtellerhonorar; als dieſes aufgezehrt war, ſorgte der Hof zu Sondershauſen für ſeinen notdürftigen Unterhalt, wie ſich auch eine Anzahl von Menſchenfreunden zu ſeiner Hilfe vereinigte[1]). Wezel ſoll alle Wohltaten angenommen haben, ohne dafür zu danken oder ſich darum zu bekümmern, wer für ihn bezahlte. Bot man ihm aber perſönliche Unterſtützung an oder fragte ihn nach ſeinen Wünſchen, ſo erwiderte er abweiſend und kurz: „Ich brauche nichts!“ Er ließ keine Beſuche, weder Bekannte noch Freunde, zu ſich ein, wofür wir in einer im Jahre 1799 zu Erfurt erſchienenen Schrift vom Bürger J. N. Becker allerlei merkwürdige Beiſpiele finden. Der Titel des Büchleins lautet: „Wezel ſeit ſeines Aufenthalts in Sondershauſen. Eine Aufforderung an alle Freunde der ſchönen Literatur, die eines der trefflichſten deutſchen Genies nicht länger in unwürdiger Abgeſchiedenheit ſchmachten laſſen wollen[2]).“ Seine Zuverläſſigkeit erſcheint in vielen Punkten recht zweifelhaft.

Auf anfängliche Ordnung und Reinlichkeit folgt eine Zeit der

---

[1]) In den Zeitungen waren Aufſätze über ihn erſchienen, die zu werktätiger Hilfe aufriefen. Bereits im Jahre 1794 hatte man eine Sammlung für ihn veranſtaltet. 1799 waren im Reichsanzeiger Vorſchläge zur Verbeſſerung von Wezels Lage gemacht worden. Vgl. ferner: Zeitung für die elegante Welt. 1805. Nr. 49.

[2]) Herrmann Marggraff hat dieſe Schrift nebſt einigen eignen Bemerkungen in einem Aufſatz „J. K. Wezel, der Sonderling von Sondershauſen“ wieder abgedruckt (vgl. deſſen „Bücher und Menſchen“, Breslau 1837). — Lutze a. a. O. S. 196 f. gibt den Titel etwas anders, nach ſeiner Anſicht hat Becker ſeine Kenntniſſe nur aus Geſprächen mit Wezels Hauswirtin und einigen Bürgern, was allerdings der ganze Charakter der Schrift nicht unwahrſcheinlich macht.

Unsauberkeit und Vernachlässigung, während der sich der Kranke einen ungeheuren Bart wachsen läßt. Hielt er sich anfangs für einen Fürsten, so erhebt er sich nach und nach zur Gottheit und unterschreibt seine Briefe mit „Gott Wezel". Nicht mit Unrecht vermutet Blumröder, daß die nachgelassenen Werke Wezels, die unter dem Titel „Gott Wezels Zuchtruthe des Menschengeschlechts", erschienen und die der Herausgeber als die letzten Werke aus Wezels Periode des Wahnsinns bezeichnet, eine nur auf Mystifikation des Publikums berechnete Finanzspekulation „eines übrigens geistreichen Gelehrten" seien. Fraglos handelt es sich hier um eine große literarische Fälschung[1]).

Zuweilen phantasierte der Kranke auf der Geige und sang dazu italienisch mit einer nicht unangenehmen Stimme, nie ließ er sich aber dazu bewegen, sich vor anderen auf diesem Instrumente hören zu lassen. Auch soll er zeitweilig auf einer alten Trompete nachts zum Fenster hinaus geblasen haben, zum Schrecken der Nachbarschaft. Dann schrieb er und meditierte, hielt Selbstgespräche und trank Schnaps dazu. Die Versuche, ihn zu heilen, scheiterten. Im Jahre 1800 wurde er unter Vermittlung Hufelands zum Dr. Hahnemann nach Altona gebracht, der den Bedauernswerten vier Wochen lang in ein dunkles Zimmer sperrte. Kein Wunder, daß er ungeheilt zurückkehrte. Doch trat später eine gewisse Besserung ein, er wurde manierlicher, wie Blumröder sich ausdrückt, brüllte nicht mehr aus dem Fenster, blieb aber trotzdem weltabgeschlossen und wortkarg. Der Fürst von Sondershausen

[1]) Der Nebentitel lautet: „Werke des Wahnsinns von Wezel dem Gott-Menschen." 4 Bändchen. Erfurt 1804. Wie man schon aus der Vorrede herauslesen kann, ist dies Buch nicht von Wezel. Goedeke (V, 472) führt es auch unter den Werken eines Gustav Teubner auf, der die Romane Benzel-Sternaus und Jean Pauls parodierte. Wie aus einer andern Quelle zu erfahren, endete Teubner als 29-jähriger im Jahre 1809 durch Selbstmord. Da das Buch auch hier unter seinen Werken angeführt wird, haben wir in ihm wohl nicht nur den Herausgeber sondern auch den Verfasser zu vermuten. Bereits Ludloff hatte die Wezelsche Verfasserschaft abgelehnt. Lutze hält mit Blumröder, wohl irrtümlicherweise, den genannten Bürger Becker für den Verfasser. Mir sind nur zwei Bändchen des Werkes bekannt geworden, in denen unser Roman „Herrmann und Ulrike" gewaltig spukt.

gab sich viel Mühe mit ihm. Mit seiner Hilfe ließ man ihn Theater und Konzerte besuchen, doch fand der Kranke allein an letzteren und auch hier nur an wirklich guter Musik Gefallen. Er blieb aber allen persönlichen Annäherungen und Besuchen, selbst denen des Erbprinzen, abgeneigt und wurde zuweilen bei derartigen Gelegenheiten geradezu bösartig, was auch die bekannte mimische Darstellerin, die wegen ihrer großen Schönheit berühmte Hendel-Schütz, erfahren mußte. Wezel hielt sich aber nicht mehr für einen Gott und schien sich bartlos und in reinlicher Kleidung wohl zu fühlen. Er starb am 28. Januar 1819 an Altersschwäche.

Blumröder gibt folgendes Bild von Wezels äußerer Erscheinung: „Er war klein von Person und von zartem, aber keineswegs schwachem Körperbau. Sein Gesicht hatte etwas Angenehmes und Geistreiches und wurde nur dann widrig, wenn der Zorn es verzehrte. Hell blitzende Augen verkündeten seinen lebhaften Geist, der sich in einem angenehmen Tone der Stimme aussprach. Übrigens hatte sein Äußeres selbst während seiner Verrücktheit nichts Auffallendes, nur der starre Blick verriet seinen Zustand. Sein Gang war selbst im hohen Alter fest und gravitätisch. Den Kopf trug er aufwärts und zurückgebogen, und sein ganzes Wesen drückte einen hohen Grad von Selbstgefühl aus. Seiner Freundschaft konnten sich nur wenige rühmen. Ein gewisser Lorenzo [der unter diesem Sterneschen Pseudonym auch in Beckers Schrift erwähnt wird; es handelt sich um den Theaterdirektor Lorenz aus Mannheim] soll indessen sein ganzes Herz besessen haben." In dieser Charakteristik, in der mehr Anerkennung liegt, als der Biograph seinem Autor sonst zu spenden gewohnt ist, haben wir offenbar den Bericht eines anderen Zeitgenossen vor uns. Nach Ludloffs Schilderung soll Wezel Wert auf feine und blendend weiße Wäsche gelegt haben. Seine Kleidung, reich mit goldenen Tressen, Seide und Atlas verziert, verriet einen ausgesuchten Geschmack. Außer den alten Sprachen beherrschte er vollkommen die englische, französische und italienische Sprache. In ihm zusagender Gesellschaft war Wezel ein witziger, unterhaltender, ja oft ausgelassen lustiger Gast,

während er in gemischter zurückhaltend und ironisch gewesen sein und sich mehr auf die Beobachtung beschränkt haben soll[1]).

Leider räumen die Biographen der Wahnsinnsperiode einen unverhältnismäßig großen Raum ein und schildern in behaglicher Breite alle Tollheiten Wezels, der doch kaum noch ein Schatten seines ehemaligen Selbst war, sondern nur als ein armer, seiner selbst nicht mehr bewußter Kranker dahinvegetierte. Das Leben des Dichters hatte mit dem Jahre 1785 abgeschlossen. Ein grausames Schicksal verdammte ihn, noch 34 Jahre in geistiger Umnachtung dahinzudämmern. 34 volle Jahre. In dieser Zeit mögen die Zeugen von seinen Jugend- und Mannesjahren, die uns ein unbeflecktes Bild Johann Carl Wezels hätten geben können, gestorben sein. Aber mißglücken muß der Wiederaufbau eines versunkenen Lebens durch Leute, die nur noch die Trümmer einer ehemaligen Herrlichkeit sahen und sich doch berufen fühlten, aus ihnen das Bild der Vergangenheit wiederherzustellen, und Zeugnis ablegen wollten über einen Menschen, den sie niemals gekannt hatten. Um so minderwertigere Zeugen, als sie durch ein Zerrbild getäuscht und verärgert nicht imstande waren, sich zu einem klaren, unbefangenen Urteil durchzuringen[2]). In vorstehender biographischer Skizze habe ich versucht, das überlieferte Material von allen Unwahrscheinlichkeiten und fühlbaren Entstellungen zu reinigen, ein Unternehmen, das einem aufmerksamen Leser von „Herrmann und Ulrike" nicht schwer fallen konnte.

Von allen dichterischen Leistungen Wezels steht ohne Frage der Roman „Herrmann und Ulrike" am höchsten, ja er ist eigentlich das einzig wahrhaft vollendete Werk des Dichters, dem allein die Krone gebührt. In ihm besitzen wir ein Meisterwerk deutscher Erzählungskunst. Vorzüglich gelungen ist die Entwickelung der Fabel mit ihren mannigfachen Verknüpfungen und Verschlingungen, trefflich die Ausarbeitung der Charaktere, die erstaunliche Lebendigkeit aller Figuren, die sich greifbar wie im regsten Leben vor uns bewegen. Ungemein natürlich ist der Dialog. Haben wir

[1]) Vgl. Lutze a. a. O. S. 193.
[2]) Wie z. B. Blumröder. Vgl. Fußnote zu S. XII.

uns erſt an manche Altertümlichkeit des Ausdrucks, an den durchaus perſönlichen, den heutigen Leſern vielleicht ein wenig fremdartig anmutenden Stil des Verfaſſers gewöhnt, ſo fällt bald der antiquariſche Überzug ab, und als zeitloſes Kunſtwerk, in unmittelbarer Friſche und Farbigkeit erſteht dieſe verſunkene Welt von neuem vor unſeren Augen, um ſo plaſtiſcher und greifbarer, je weiter wir im Leſen fortſchreiten.

Wir bewundern die auf ſcharfer Beobachtung beruhende Echtheit und Unmittelbarkeit vieler Szenen, mancher Geſpräche, die wie erlauſcht dem Leben nachgeſchrieben zu ſein ſcheinen, wofür wir in der Unterhaltung der Gouvernante mit der jungen Baroneſſe ein wahres Muſterbeiſpiel beſitzen[1]). Erſtaunlich iſt die hochgradige Feinhörigkeit des Verfaſſers, die allgegenwärtige Aufmerkſamkeit auf Nebendinge, die dem Ganzen zur wirkſamen Folie dienen, wobei aber keineswegs die künſtleriſche Zucht des Maßhaltens außer acht gelaſſen wird. Gerade im Vermeiden billiger Mittel, im Fortlaſſen belaſtenden Beiwerks, im flüchtigen Skizzieren ſcheinbar gleichgültiger und doch charakteriſierender Begebniſſe zeigt ſich die Selbſtbeherrſchung des Dichters, ſeine ängſtliche Sorgfalt, die Kompoſition nicht zu überladen. Auch greift er je nach Art des zu behandelnden Gegenſtands zu anderen Ausdrucksmitteln. Wezels Technik dürfte auch heute noch des Studiums unſerer Schriftſteller wert ſein, um ſo mehr, als dieſe ſich daran gewöhnt haben, bei ruſſiſchen, ſkandinaviſchen und franzöſiſchen Autoren in die Schule zu gehen, um dort ihre kleinen Anleihen zu machen, wodurch der deutſche Roman allgemach ſeine nationale Eigenart verloren hat. Ausländiſche Einflüſſe ſind aber in Wezels Werk durchaus nicht zu finden, und die damalige Kritik hatte es, wie wir bereits erwähnt haben, einen wahren deutſchen Nationalroman genannt.

Dank ſeiner mannigfachen Vorzüge und nicht zuletzt ſeiner ſchlichten Realiſtik wegen wird dieſer Roman einen ebenſo tiefen Eindruck auf den gebildeten, nervöſen und überfeinerten Leſer wie auf harmlos unbefangene Gemüter machen, die allein durch die außer-

[1]) Vgl. im 1. Bande S. 82—87 unſerer Ausgabe.

gewöhnlich geſchickt angelegte Fabel in ſtändiger Spannung gehalten werden. Feſſelt dieſe neben der unbewußten Anerkennung der gelungenen Charakteriſtik das rein Stoffliche, ſo wird jener der ſchriftſtelleriſchen Leiſtung, der fabelhaft ſicheren Erfaſſung aller Erſcheinungen des täglichen Lebens und ihrer impreſſioniſtiſchen Wiedergabe erſt völlig gerecht werden können. Der Literaturkenner aber, dem die bedeutenden Erzähler der Weltliteratur gegenwärtig ſind, wird ermeſſen, auf welch hoher Stufe dieſer deutſche Roman ſteht, und ihm den gebührenden Platz anweiſen können.

Wie in einem Brennſpiegel erfaßt Wezel das Geſamtleben der damaligen Zeit. Großſtädte, Dörfer, Fürſtenſchlöſſer und Adelsſitze bilden den Hintergrund der Handlung, Vertreter aller Stände, aller Berufsklaſſen ſchreiten ab und zu, in feſten kräftigen Strichen gezeichnet, mit dem ſicheren Blick eines bildenden Künſtlers, häufig mit dem ſcharfen Auge des Karikaturiſten geſehen. Daneben zeugen Naturſchilderungen wie die der ländlichen Szenerie des Elbtals zwiſchen Meißen und Dresden[1]) nicht allein von rein maleriſchem Schauen, ſondern ſind auch von einer wunderſamen Sprache von ſo bedeutender dichteriſcher Kraft getragen, wie wir ſie in ähnlicher Art nur noch bei Jean Paul im Anfang des „Titan" bei der Darſtellung des italieniſchen Sees kennen.

In dieſem Buche offenbart ſich ein geſunder Wirklichkeitsſinn, ein auffallend naturaliſtiſcher Zug, der frei von jeder Zimperlichkeit ſelbſt vor draſtiſchen Auftritten und urwüchſigen Derbheiten nicht zurückſchreckt, wenn es darauf ankommt, dem Gemälde Leben und Farbe zu verleihen. — Frei von jeder lyriſchen Verſchwommenheit, unnatürlichen Phantaſtik und empfindſamen Faſelei offenbart der Verfaſſer tiefe Menſchenkenntnis bei einem durchdringenden Blick für das Weſentliche und Charakteriſtiſche[2]).

[1]) Vgl. im vierten Teile das erſte Kapitel: Bd. I S. 198 ff. unſerer Ausgabe.

[2]) So zeichnet Wezel z. B. das Eheleben, das er bereits im „Peter Marks" und in der „Wilden Betty" zum Hauptthema gemacht hatte, auch in unſerm Roman in allen Schattierungen. Wir haben hier die Ehen des Grafen Ohlau, der Eltern des jungen Herrmann, des Doktor Nicaſius, des Fürſten uſw. Dabei läßt der Verfaſſer alle Quellen ſeines Humors ſpringen.

Was aber Wezel vor allen Schriftstellern seiner Zeit, also auch vor den unantastbaren Größen des deutschen Parnasses voraus hat, ist sein eminenter Sinn für groteske Komik. Es ist nicht der oft so weichliche „unter Tränen lächelnde" Humor Jean Pauls, nicht die graziöse, spöttische Satire des durch romanische Literatur beeinflußten Wieland, es ist ein monumentaler, gewaltiger Humor, der bisweilen so grimmig wird, daß er wie ein Kehrbesen unter all die lackierten Affen und fischbeinernen Reifröcke fährt. Hier sei auf die einzig dastehenden Ehestandsszenen zwischen dem alten Einnehmer Herrmann und seinem Nillchen, auf den eingesperrten Amor im Tafelaufsatz, den bramarbasierenden Oberst, die prüde, und doch so liebesdurstige Hedwig, die ihrem dicken Amyntas nachläuft, besonders aufmerksam gemacht. Auch an die studentischen Tabakskollegien des Dr. Nicasius, an den schnapsbefeuerten Abend, an welchem der enthusiasmierte Herrmann mit dem korrupten Theologen Willibald die Bekehrung der Berliner feiert, an die vielen lustigen Szenen im Hause der Vignali mit Monsieur Piquepoint, mit Lord Leadwort und dem sklavonischen Grafen mag erinnert werden. Prächtig ist ferner die skurrile Gespensterszene der vier Philosophen, deren schrullenhafte Einbildungskraft an burlesker Komik ihresgleichen sucht. Nicht zuletzt aber denke man an die einzigartigen Briefe der Baronesse Ulrike, deren Natürlichkeit und Drolligkeit schlechterdings unübertroffen sind, man vergegenwärtige sich allein die Schilderung der Schimpf- und Lärmszenen der Tante Sapperment. Niemals in einem Roman, weder vorher noch nachher, ist der Brief mit soviel Glück angewandt worden wie in „Herrmann und Ulrike", denn meist wirkt dieses durch Richardson in die Romanliteratur des 18. Jahrhunderts eingeführte Kunstmittel höchst unerfreulich. Eingeschobene, äußerst langatmige Briefe hemmen den dramatischen Fluß der Handlung und erfreuen sich kaum der Vorliebe neuzeitlicher Leser.

All diese bunten heiteren Bilder umschlingt aber wie ein goldenes Band die rührende, unzählige Hindernisse überwindende Liebe zwischen dem armen Sohne des Einnehmers und der jungen Baronesse Ulrike, diese Liebe, welche die ganze Skala von höchster

Luſt bis zur tiefſten Verzweiflung durchläuft. In allen erdenklichen Variationen wird das Thema mit meiſterhafter Virtuoſität durchgeſpielt. Wezels Biographen, vornehmlich Blumröder und Gerber, die in der Herabſetzung ſeines Charakters das Menſchenmögliche leiſten, behaupten auch, daß er, abgeſehen von nicht nachzuprüfenden Gerüchten, der Frauenliebe unzugänglich geweſen ſei. Blumröder meint, daß ſein kaltes Gemüt der wahren Liebe nicht fähig geweſen wäre und ſein Stolz eine zu große Herrſchaft über die Sinnlichkeit ausgeübt habe. Die Kenntnis von „Herrmann und Ulrike" ſcheint dabei ſein Urteil nicht getrübt zu haben. Es ſteht außer aller Frage, daß dieſer Roman eine Unzahl autobiographiſcher Stellen enthält, denn ohne ſie wäre die ſtarke unmittelbare Wirkung des Werkes, ſeine Lebendigkeit und Natürlichkeit gar nicht zu verſtehen. Zu dem oben Geſagten aber möge hier eine offenbar eigne Lebenserfahrung atmende Stelle aus einem nachgelaſſenen Schriftſtück Wezels ſeinen richtigen Platz finden:

„Ich habe mich in die Irrgänge der Wiſſenſchaft gewagt, bin einem Schatten nachgerennt, der mich immer floh, immer mehr Schatten wurde, je näher ich ihm zu ſein glaubte: müde Beine, geſchwächte Geſundheit und die nämliche Ungewißheit, mit welcher ich den Lauf antrat, ſind der Preis, den ich errang. Ich habe im Arm einer Grazie alle Süßigkeiten und Kümmerniſſe der Liebe geſchmeckt, habe mich mit allen ihren Entzückungen berauſcht; ich war zu arm, ſie zu beſitzen, und zu beſorgt, ſie im Beſitz weniger zu lieben; ich riß mich, Laura, von Dir hinweg, wie weh mir das that. Aber was iſt's, das ich verlor? Den Taumel eines Trunkenen, den ich nicht durch einen neuen Trunk erneuern mag, und doch iſt die Stimme der Liebe noch die einzige, welche meiner Empfindung antwortet. Ich habe nach Ehre gebrannt, nach Reichtum gerungen, nach Ergötzlichkeit gelechzt: Alles, alles reizt meine Hand nicht mehr, ſich einen Strohhalm breit weiter nach ihm auszuſtrecken, aber die Liebe, die Liebe tönt mir aus jedem Lüftchen, jedem Geräuſch, das leiſe mein Ohr beberührt. Wie unglücklich bin ich alsdann, nicht, daß ich träumte, ſondern, daß ich nicht länger träumte; und doch kenne ich keine

Sterbliche, die dieſe Flamme in mir angefacht hätte, denn Laura. Laura iſt jetzt für mich eine ſchöne Venus in einem Antikenkabinette; ich darf ſie bewundern, aber thöricht wär' es, ſie zu lieben."

Der mitfühlende Leſer von „Herrmann und Ulrike" muß geſtehen, daß die Liebe ſelten ſchöner und überzeugender dargeſtellt worden iſt. Dieſe wahre und in ihrer Beſtändigkeit und Beharrlichkeit bewundernswerte Liebe, die endlich alle Hinderniſſe beſiegt, ſchildert kein kraſſer Selbſtſüchtler und menſchenfeindlicher Literat mit ſolcher Meiſterſchaft, ebenſowenig wie er imſtande iſt, einen ſo vortrefflichen Idealiſten in ſolcher Naturtreue hinzuſtellen, wie Wezel es mit Herrmanns Erzieher Schwinger getan hat. Die ſpätere Weltflucht und Menſchenfeindlichkeit des Dichters haben nicht allein ihren Grund in der Verbitterung, die ſich durch unabläſſige Anfeindungen und die erwähnten literariſchen Fehden in ihm angeſammelt hatte, ſondern ſind als erſte Anzeichen ſeiner ſpäter ausbrechenden Geiſteskrankheit aufzufaſſen. Das ſcheint mir deutlich aus dem leider nicht erhaltenen Brief an Wieland, deſſen Inhalt wir aber aus dem Antwortſchreiben vom 25. Mai 1777 erraten können, hervorzugehen[1]).

Bei der Beurteilung des Romans iſt es erſtes Erfordernis, ihn aus der Zeit ſelbſt heraus zu würdigen, wodurch er entſchieden noch an Bedeutung gewinnt. Gar manches, was heute trivial und verbraucht wirken könnte, trägt in Wahrheit hier die volle Friſche der Unberührtheit, ein Umſtand, den wir uns vor Augen halten müſſen, wenn wir der ſchriftſtelleriſchen Leiſtung in jeder Hinſicht gerecht werden wollen.

Gerade bei den arkadiſchen Szenen, jenen Bildern ländlicher Glückſeligkeit, einem Abſchnitt des Romans, der uns heute etwas breit und ein wenig ſchwülſtig anmutet, bei den jugendlichen Überſchwenglichkeiten der beiden Liebenden, die ihren Gipfelpunkt in dem Schwure ehelicher Enthaltſamkeit nach dem frühen Tode des Söhnchens erreichen, iſt der heutige Leſer bei ſeiner robuſteren Konſtitution des Leibes und der Seele nur zu leicht verſucht, Unnatur und Manieriertheit feſtzuſtellen. Er ſoll aber bei dieſen

[1]) Vgl. Fußnote zu S. XVIII.

idyllischen Schildereien Geßnerscher und Rousseauscher Stimmung nicht vergessen, daß das Empfindungsleben des 18. Jahrhunderts auf eine viel zartere Weise gestimmt war, die wir nur als wesentliches Merkmal einer höheren Kultur deuten dürfen.

Für den Leser unseres Romans, der sich möglicherweise an altertümlich klingenden Wortbildungen stößt, wäre die Kenntnis zweier Schriften unseres Wezels von Wert: die satirisch-lustigen, 1778 erschienene „Appellation der Vokalen an das Publikum" und seine noch heute lesenswerte, auf Friedrichs des Großen „De la littérature allemande" abgefaßte Gegenschrift „Über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen" (1781). In dem Bestreben, unsere den Ausländern hart und wenig modulationsreich erscheinende Sprache wieder reich und geschmeidig zu machen, führt Wezel die im Laufe der Zeit ausgestoßenen Vokale, besonders das häufig elidierte e, wieder ein, denn die Rauheit unserer Sprache dünkt ihm in der Hauptsache von der Überladung mit Konsonanten, besonders mit dem „unangenehmen" r herzurühren. Ihm sind die Konsonanten in vielen Wörtern auf eine disharmonische Art zusammengedrängt, und viele einsilbige Wörter, die wir im Sprechen zusammenhängen, vermehren noch das Aufeinanderstoßen der Konsonanten. Aus dieser fraglos richtigen Erkenntnis heraus bildet er seine Worte um, wobei er meist nur auf eine ältere Form zurückzugreifen brauchte. So schreibt er „schlüpfet", „starret", „naget", „glaubest". Er sagt dem „Glücke", das „Herze"; „größerer" klingt ihm ebenso rauh wie „größrer", so umschreibt er den Satz lieber mit „mehr ein großer als" usw. Das Wort Pfarrer hält er für unerträglich und bildet „Pfarr" (vgl. Bd. II S. 243 ff.[1]). Diese wenigen Beispiele mögen genügen, denn es wäre nicht möglich, auf all die von

1) Wir sind in unserer Neuausgabe getreulich dem Originaltext gefolgt; das Lautbild wurde völlig gewahrt, nur die Orthographie wurde der heutigen angepaßt, ebenso die Interpunktion mit Beibehaltung ihrer ursprünglichen Merkmale schonend verbessert. Kleine Inkonsequenzen (so wechselt später fordern mit fodern) sind auf Rechnung der langen Unterbrechungen im Korrekturlesen zu setzen. Vgl. Fußnote zu S. XLI.

Wezel vorgeſchlagenen und auch praktiſch in den eigenen Schriften eingeführten Änderungen einzugehen. Ebenſo ſcharf und aus gleichem Grunde bekämpft er die häufige Anwendung der Apoſtrophe in deutſchen Büchern, wobei er in erſter Linie die Dichter des Sturms und Drangs im Auge hat. Er ſetzt ſich damit als Anhänger Gottſcheds, Adelungs und Gellerts in bewußten Gegenſatz zum jungen Goethe, zu Hamann und Herder. Ein Einblick in den Text unſeres Romans zeigt auch, wie ſorgſam der Autor allen überflüſſigen Fremdwörtern aus dem Wege gegangen iſt. Der Stil iſt knapp und klar. Statt der ermüdenden Einſchiebſel wie „ſagte er", „antwortete ſie" u. ä. ſetzt er bei längeren Dialogen wie in einem dramatiſchen Werke kurzerhand die Namen der ſprechenden Perſonen in geſperrter Schrift vor die Rede.

Wir haben es bereits eingangs ausdrücklich betont, daß wir in „Herrmann und Ulrike" einen reinen Wirklichkeitsroman beſitzen, der nichts weiter will, als ein treues Abbild des bürgerlichen Lebens der damaligen Zeit geben, er iſt frei von jeder aufdringlichen Tendenz. Lernen aber mag ein jeder daraus, wie man aus allen Erſcheinungen der Welt etwas lernen kann. Will man ihn aber durchaus in einen Begriff einſchachteln, ſo wäre er vielleicht in mancher Hinſicht unter die Erziehungsromane zu zählen, denn in dem Helden ſehen wir gewiſſermaßen das Erzeugnis einer beſtimmten Erziehung, und zwar der ſeines Lehrers und Freundes Schwinger. Dieſer prächtige Idealiſt iſt ein Träger der pädagogiſchen Ideen jener Zeit, er wirkt auf ſeinen Schüler ganz im Geiſte Baſedows, des Begründers des berühmten Philanthropins zu Deſſau, der als Grundidee ſeines Erziehungsproblems die entſchiedene Forderung ſtellte, man müſſe den Hang zur Freiheit im Zögling nicht unterdrücken, ſondern nur leiten, und zwar zur Selbſtändigkeit. Wir ſehen an Hand der Ereigniſſe denn auch Herrmanns anfänglich etwas ſchwankenden Charakter heranreifen. Glück und Liebe leihen ihm allerdings dabei eine hilfreiche Hand. Erſcheint er doch anfangs allzuſehr äußeren Einflüſſen unterworfen, unſchlüſſig und untätig ſchwankt er eine Zeitlang hin und her, vom Wege abgelenkt durch ein

Übermaß von Empfindsamkeit und Haltlosigkeit. So bietet er durchaus nicht das Konterfei der üblichen beliebten Romanhelden von festem Sinn und starker Kraft, macht aber gerade dadurch seinem Erschaffer Wezel in Rücksicht auf die Wahrheit der Darstellung alle Ehre. Vollwertig steht sein Bild neben der des Tom Jones. Ist die männliche Figur des Wezelschen Romans der des Fieldingschen würdig an die Seite zu stellen, so stellt das deutsche Fräulein Ulrike die reizende Engländerin Sophia gänzlich in den Schatten. Gegen diese unnachahmliche Lebensfrische, gegen diese anmutige Liebenswürdigkeit und natürliche Munterkeit der Baronesse Ulrike, deren feurige, selbstlose Liebe sogar den Leser in Banden schlägt, kommen all die reizvollen Eigenschaften von Sophia Western nicht auf.

Lassen wir nun jenen Mann sprechen, der als erster und einziger dem Romane eine volle Würdigung zuteil werden ließ, Friedrich W. Ebeling[1]). Er sagt:

„Frei von jeder fremden Manier, ganz auf eignen Füßen,

[1]) Vgl. dessen „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts." Bd. III (Leipzig 1869) S. 570. — Für diejenigen, die es interessiert, wie unsere Neuausgabe zustande gekommen ist, sei folgendes gesagt. Nicht Ebelings günstiges Urteil war es, das meine Aufmerksamkeit auf „Herrmann und Ulrike" lenkte. Es wurde mir erst nach dem Lesen des Buches bekannt, da ich die Gewohnheit habe, mich nicht früher nach dem Urteil anderer umzusehen, ehe mein eigenes bereits feststeht. Auf meinen Streifzügen durch das 18. Jahrhundert war ich über die „Wilde Betty" hinweg auf den „Tobias Knaut" geraten, der mich auf weitere Arbeiten Wezels neugierig machte. Ich erstand 1911 die erste Ausgabe von „Herrmann und Ulrike" und beschloß gleich nach dem Lesen die Neuausgabe, auf welchen Plan der nun verstorbene Verleger Georg Müller einging. Bereits 1912 wurde der Roman gesetzt. Durch andere Arbeiten verhindert, mußte ich den Roman liegen lassen bis zum Jahr 1914. Kaum war ich an die weitere Korrektur geschritten, als der Krieg ausbrach, der alle Herausgeberpläne zu Wasser werden ließ. Da ich bald selbst unter den Waffen stand, ruhte die Arbeit wieder bis 1917. Ich setzte die Korrekturen des Textes an der Dünafront fort und entwarf die Einleitung im Februar und März des Jahres 1918 an der kurländischen Nordküste in einem Fischerdorf, wo mir keinerlei Hilfsmittel zur Verfügung standen. Erst nach meiner Rückkehr in die Heimat (Anfang 1919) konnten die Lücken ausgefüllt werden. Vgl. Fußnote zu S. XXIV.

iſt er nicht bloß äußerſt reich an glücklich erfundenen und mit dem höchſten Geſchick verbundenen Begebenheiten, es offenbart ſich in ihm auch eine beſonders für jene Zeit überraſchende Fertigkeit der Individualiſierung in einer ausnehmenden Lebendigkeit feſſelnder Darſtellung, die bei aller Schlichtheit des Stils, welcher ſich hin und wieder etwas zu leger bewegt, ſich etwas mehr Zwang hätte antun ſollen, doch ebenſo den Schwung der Leidenſchaft wie die warmen Töne anmutender Naturlyrik trifft ... Und ohne dieſen Roman einen komiſchen zu nennen, iſt er dennoch ein Prachtſtück der komiſchen Muſe ... Alle Höhen und Tiefen der Komik, vom leiſeſten Piano bis zum ſtärkſten Forte werden durch alle Tonarten und Akkorde in ſchönſter Harmonie abgeſpielt."

Ebelings Stimme hat keinen Widerhall gefunden, und vereinzelt ſteht ſein Urteil da. Er gehörte zu den wenigen Literarhiſtorikern, die wirklich geleſen hatten, worüber ſie ſchrieben, eine Eigentümlichkeit, die er mit dem eifernden Moraliſten und ſtreitluſtigen Krakehler Wolfgang Menzel teilt, doch hat er vor dieſem einen tieferen Blick und ein reiferes Urteil voraus.

Man hat fälſchlicherweiſe der Geſchichte von Herrmann und Ulrike die Bezeichnung „ein komiſcher Roman" gegeben; denn als Ganzes geſehen iſt er durchaus ernſter Natur. Der Fehler mag daher kommen, daß der Verleger ſelbſt, wohl um den Abſatz des Buches zu heben, für den Reſt der erſten (und einzigen) Auflage ein neues Titelblatt mit jener Bezeichnung und der Jahreszahl 1790 drucken ließ und an Stelle des alten ſetzte. Der Originaltitel lautet nur: „Herrmann und Ulrike", ohne weiteren Zuſatz. Der im gleichen Jahre (1780) zu Frankfurt und Leipzig (in Tübingen) erſchienene Nachdruck trägt aber ſchon den Untertitel „ein komiſcher Roman", eben nur, um einen beſſeren Abſatz zu erzielen[1]).

[1]) Die erſte Ausgabe erſchien mit vier geſtochenen Titelblättern nebſt vier Vignetten von Geyſer nach Schenau. Ebenſo erhielt jeder Band ein Kupfer des gleichen Zeichners und Stechers. Dieſe Kupfer zeichnen ſich durch beſondere Feinheit und zierliche Linienführung aus. — Das auf den Titel unſerer Ausgabe geſetzte Porträt Wezels iſt nach einem Stich von Geyſer wiedergegeben.

Möge nun dieser urdeutsche Roman, den wir auch heute noch als wahrhaften Nationalroman ansprechen dürfen, wieder um Anerkennung im Vaterlande werben, diesmal aber, wie zu wünschen wäre, mit dauerndem Erfolge; ist es doch nicht zu begreifen, daß wir Deutschen bisher gleichgültig und teilnahmslos an einem dichterisch so starken, an Scherz und Ernst so reichen Werke vorübergehen konnten. Den „Gargantua" der Franzosen, den „Don Quixote" der Spanier, den „Tristram Shandy" und den „Tom Jones" der Engländer aber haben wir uns so zu eigen gemacht, daß sie ganz und gar zu unserm eisernen Bestande gehören. Und doch sollte sich niemand darüber verwundern oder es als bloßes Spiel des Zufalls ansehen, denn nicht einmal der erste große Roman der Deutschen, der unvergängliche „Simplizius Simplizissimus", der alle spanischen Schelmenromane tief in den Schatten stellt, hat in der Liebe und Achtung seiner Nation den Ehrenplatz erhalten, der ihm für alle Zeiten gebührt.

München, im Juni 1919.

Carl G. v. Maassen.

Vorrede

Der Roman iſt eine Dichtungsart, die am meiſten verachtet und am meiſten geleſen wird, die viele Kenntniſſe, lange Arbeit und angeſtrengte Überſicht eines weitläuftigen Ganzen erfodert und doch ſelbſt von vielen Kunſtverwandten ſich als die Beſchäftigung eines Menſchen verſchreien laſſen muß, der nichts beſſeres hervorbringen kann. Ein Teil dieſer unbilligen Schätzung entſtund aus dem Vorurteile, daß Werke, wovon die Griechen und Römer keine Muſter, und worüber Ariſtoteles keine Regeln gegeben hat, unmöglich unter die edleren Gattungen der Dichtkunſt gehören könnten: zum Teil wurde ſie auch durch die häufigen Mißgeburten veranlaßt, die in dieſer Gattung erſchienen und lange den Ton darinne angaben; denn freilich, eine Menge zuſammengeſtoppelter übertriebner Situationen zuſammenzureihen; gezwungene unnatürliche Charaktere ohne Sitten, Leben und Menſchheit zuſammenzuſtellen, und ſich plagen, hauen, erwürgen und niedermetzeln zu laſſen: oder einen Helden, der kaum ein Menſch iſt, durch die ganze Welt herumzujagen und ihn Türken und Heiden in die Hände zu ſpielen, daß ſie ihm als Sklaven das Leben ſauer machen; ein verliebtes Mädchen durch mancherlei Qualen hindurchzuſchleppen; Meerwunder von Tugend und ſchöne moraliſche Ungeheuer zu ſchaffen: ein ſolches Chaos von verſchlungenen, gehäuften, unwahrſcheinlichen Begebenheiten, Charaktere, die nirgends als in Romanen exiſtierten und exiſtieren konnten, ſolche Maſſen ohne Plan, poetiſche Haltung und Wahrſcheinlichkeit zu erfinden, bedurfte es keines Dichtergenies und keiner dichteriſchen Kunſt.

Der Verfaſſer gegenwärtigen Werkes war beſtändig der Meinung, daß man dieſe Dichtungsart dadurch aus der Verachtung und zur Vollkommenheit bringen könne, wenn man ſie auf der einen Seite der Biographie und auf der andern dem Luſtſpiele näherte: ſo würde die wahre bürgerliche Epopöe entſtehen, was eigentlich der Roman ſein ſoll.

Das bisher ſogenannte Heldengedicht und der Roman unterſcheiden ſich bloß durch den Ton der Sprache, der Charaktere und

Situationen: alles iſt in jenem poetiſch, alles muß in dieſem menſchlich, alles dort zum Ideale hinaufgeſchraubt, alles hier in der Stimmung des wirklichen Lebens ſein. Die Regeln, die man für jenes gegeben hat, paßten auch auf dieſen, wenn ſie nur nicht bloß willkürliche Dinge beträfen: aber die wirklichen Regeln, die ſich auf die Natur, das Weſen und den Endzweck einer poetiſchen Erzählung gründen, ſind beiden gemein: was man bisher zu Regeln des epiſchen Gedichts machte, ging bloß die Form und Manier an, und waren alle bloß von der Homeriſchen abgezogen.

Die bürgerliche Epopöe nimmt durchaus in ihrem erzählenden Teile die Miene der Geſchichte an, beginnt in dem beſcheidenen Tone des Geſchichtſchreibers, ohne pomphafte Ankündigung, und erhebt und ſenkt ſich mit ihren Gegenſtänden: das Wunderbare, welches ſie gebraucht, beſteht einzig in der ſonderbaren Zuſammenkettung der Begebenheiten, der Bewegungsgründe und Handlungen. In dem gewöhnlichen Menſchenleben, aus welchem ſie ihre Materialien nimmt, nennen wir eine Reihe von Begebenheiten wunderbar, die nicht täglich vorkömmt: die einzelnen Begebenheiten können und müſſen häufig geſchehen—denn ſonſt wären ſie nicht wahrſcheinlich—aber nicht ihre Verknüpfung und Wirkung zu einem Zwecke. So verhält es ſich auch mit dem Wunderbaren der Handlungen: wir ſchreiben es ihnen alsdann zu, wenn ſie entweder aus einer ungewöhnlichen Kombination von Bewegungsgründen und Leidenſchaften entſtehen oder in dem Grade der Tätigkeit, womit ſie getan werden, zu einer ungewöhnlichen Höhe ſteigen. Je höher der Dichter dieſes Wunderbare treibt, je mehr verliert er an der Wahrſcheinlichkeit bei denjenigen Leſern, die das nur wahrſcheinlich finden, was in dem Kreiſe ihrer Erfahrung am häufigſten geſchehen iſt: aber dies iſt eine falſche Beurteilung der poetiſchen Wahrſcheinlichkeit, die allein in der Hinlänglichkeit der Urſachen zu den Wirkungen beſteht. Der Dichter ſchildert das Ungewöhnliche, es liege nun in dem Grade der Anſpannung bei Leidenſchaften und Handlungen oder in der Verknüpfung der Begebenheiten und ihrer Richtung zu einem Zwecke; und dies Ungewöhnliche wird poetiſch wahrſcheinlich, wenn die Leidenſchaften

durch hinlänglich ſtarke Urſachen zu einem ſolchen Grade angeſpannt werden, wenn die vorhergehende Begebenheit hinlänglich ſtark iſt, die folgende hervorzubringen, oder die Summe aller hinlänglich ſtark iſt, den Zweck zu bewirken, auf welchen ſie gerichtet ſind. Dies iſt der einzige feine Punkt, der das Wunderbare und Abenteuerliche ſcheidet.

Der Verfaſſer kann unmöglich in einer Vorrede die Ideen alle entwickeln, die ihn bei der Entwerfung ſeines Plans leiteten, und wie er ſeine beiden vorhin angegebnen Abſichten zu erreichen ſuchte: er muß es auf das Urteil der Kunſterfahrnen ankommen laſſen, ob ſie in ſeinem Werke Spuren antreffen, daß er mit Wahl und Abſicht verfuhr. Er wählte eine Handlung, die den größten Teil von dem Leben ſeiner beiden Helden einnahm, um ſich die Rechte eines Biographen zu erwerben: aber er wählte unter den Begebenheiten und Handlungen, die dieſen größten Teil des Lebens ausmachten, nur ſolche, die auf ſeine Haupthandlung Beziehung oder Einfluß hatten, um ein poetiſches Ganze zu machen.

Jedes poetiſche Ganze hat zween Teile — die Anſpinnung, Verwickelung und Entwickelung der Fabel: die Expoſition und ſtufenweiſe Entwickelung des Hauptcharakters oder der Hauptcharaktere. Auf dieſe beiden Punkte muß der Blick des Dichters bei der Anordnung beſtändig gerichtet ſein, um zu beurteilen, welche Charaktere er nur als Nebenfiguren behandeln, wie er ſie ſtellen und handeln laſſen ſoll, daß ſie auf die Hauptperſonen ein vorteilhaftes Licht werfen, ihre Charaktere durch Kontraſt oder bloß graduale Verſchiedenheit heben und anſchaulich machen; um zu beurteilen, wie er die Szenen ſtellen ſoll, daß die vorhergehenden die folgenden mittelbar oder unmittelbar vorbereiten und alle auf den Hauptzweck losarbeiten; welche er gleichſam nur im Schatten laſſen, nur flüchtig und kurz übergehen, und welche er in das größte Licht ſetzen und völlig ausmalen ſoll; wie er ſie ſo ordnen ſoll, daß jede mit der nächſten mehr oder weniger kontraſtiert, und wie er dieſes Mehr oder Weniger ſo einrichten ſoll, daß es Einförmigkeit und gezwungene Symmetrie verhindert.

Um ſich dieſe und ſo viele andre Pflichten zu erleichtern, ver-

einigte der Verfaſſer alle Mittel, die dem Dichter verſtattet ſind — Erzählung und Dialog, worunter man auch den Brief rechnen muß, der eigentlich ein Dialog zwiſchen Abweſenden iſt. Ob er ein jedes am rechten Orte, dem poetiſchen Effekte gemäß, gebraucht und den eigentlichen Dialog und die Erzählung gehörig ineinander verflößt hat, kann nur der Leſer beurteilen, der hierinne kompetenter Richter iſt. Wer ihm Fehler anzeigt und ſich ſo dabei benimmt, daß er mit Nachdenken geleſen und mit Einſicht geurteilt zu haben ſcheint, wird ihn durch eine ſolche, mit Gründen unterſtützte Anzeige ſo ſehr verbinden als durch den uneingeſchränkteſten Beifall: wer aus geheimer Abneigung gegen den Verfaſſer oder aus Tadelſucht auf ſein Buch ſchlechtweg ſchmäht und das Geradeſte am ſchiefſten findet, wird erlangen, was er verdient — Verachtung.

Viele Leſer erlaſſen dem Romanenſchreiber gern alle mögliche poetiſche Vollkommenheiten, wenn er ſie nur durch eine Menge ſeltſamer Begebenheiten unterhält, worunter eine mit der andern an Abenteuerlichkeit ſtreitet, und die Perſonen recht winſeln, brav küſſen und oft ſterben läßt: ſolche Leſer werden bei dem Verfaſſer ihre Rechnung nicht ſehr finden; denn er geht mit den Küſſen außerordentlich knickerig um und ſteigt nie zu einer großen Quantität, um ihren Wert und Effekt nicht abzunutzen. Keine von ſeinen Perſonen wird bis zum Wahnſinne melancholiſch, keine iſt ſo ſanft und ſchmelzend, als wenn ſie nur ein Fluidum von Tränen wäre. Überhaupt hat der Verfaſſer die Ketzerei, daß er den raſchen, von Sanftheit temperierten Ton in der Menſchheit liebt und die butterweichen Seelen, die faſt gar keine Konſiſtenz haben, ſchlechterdings entweder belachen oder verachten muß: auch glaubt er daher, daß es für die Stimmung unſers Geiſtes zuträglicher wäre, wenn wir mit unſern Romanen wieder in den Geſchmack der Zeiten zurückgingen, wo der Liebhaber aus Liebe tätig wurde und nicht bloß aus Liebe litt, wo die Liebe die Triebfeder zum Handeln, zu Beweiſung großer Tugenden wurde, Geiſt und Nerven anſpannte aber nicht erſchlaffte.

Andre Leſer verlangen bloß Muſter der Tugend, oder wie ſie es nennen, die Menſchheit auf der ſchönen Seite zu ſehen: der

Verfaſſer hat allen Reſpekt für die Tugend und möchte ſie, um ſich in dieſem Reſpekte zu erhalten, nicht gern zur alltäglichen Sache machen: er findet, daß dieſe koſtbare Pflanze in unſerer Welt nur dünne geſäet iſt, und will ſich alſo nicht ſo ſehr an dem Schöpfer verſündigen und ſeine Welt ſchöner machen, als er es für gut befand.

Endlich ſuchen einige in einem Romane und auf dem Theater die nämliche Erbauung, die ihnen eine Predigt gibt, und wollen gern, wenn ſie das Buch zumachen, das moraliſche Thema ſamt ſeinen partibus wiſſen, das der Herr Autor abgehandelt hat. Für dieſe hat der Verfaſſer der gegenwärtigen Geſchichte am meiſten geſorgt; denn aus jeder Zeile können ſie ſich eine Moral ziehen, wenn es ihnen beliebt. Wzl.

Erſter Teil

Erſtes Kapitel

Im Jahre nach Erſchaffung der Welt, als die Damen kurze Abſätze und niedrige Topés, die Herren große Hüte und kleine Haarbeutel und niemand leicht Gold auf dem Kleide trug, der nicht wenigſtens Silber genug in der Taſche hatte, um es bezahlen zu können, wurde auf dem Schloſſe des Grafen von Ohlau ein Knabe erzogen, der bei dem Publikum des dazu gehörigen Städtchens nicht weniger Aufmerkſamkeit erregte und in den langen Winterabenden nicht weniger Stoff zur Unterhaltung gab als Alexander, ehe er auf Abenteuer wider die Perſer ausging. Graf und Gräfin, deren Liebling er einige Zeit war, nannten ihn Henri, ſeine Eltern Heinrich und das ganze Städtchen den kleinen Herrmann, nach dem Geſchlechtsnamen ſeines vorgeblichen Vaters — ſeines vorgeblichen, ſage ich; denn ſo ſehr die körperliche Ähnlichkeit mit ihm es wahrſcheinlich machte, daß er ſein wahres echtes Produkt ſein möchte, und ſo wenig auch der erfahrenſte Phyſiognomiſt auf den Einfall gekommen wäre, eine andere wirkende Urſache zu vermuten, ſo hatte doch jedermann die Unverſchämtheit, trotz jenes wichtigen Grundes, ihn ſeinem Vater völlig abzuleugnen, und zwar aus der ſonderbaren Urſache — weil der Sohn ein feiner, witziger, lebhafter Knabe wäre und gerade ſo viel Verſtand als ſein Vater Dummheit beſäße.

Freilich war wohl dieſe Urſache etwas unzureichend, einem armen Sterblichen ſeine ehrliche Geburt abzuſprechen; auch gab der alte Herrmann nichts weniger zu, als daß er dumm ſei, und bewies ſehr häufig durch die Tat, daß er ſich hierinne nicht irrte: gleichwohl hätten ſich die Leute eher bereden laſſen, nicht mehr an den Kobold zu glauben, als den jungen Herrmann für den rechtmäßigen Sohn des alten Herrmanns zu erkennen. Indeſſen, ſo genau alles, Alt und Jung, in dieſer Behauptung übereinſtimmte, ſo verſchieden wurden die Meinungen, wenn es darauf ankam, die Entſtehung des Knabens zu erklären; und wenn man alles, was darüber gedacht und geſagt worden iſt, ſorgfältig aufbewahrt hätte, ſo würde eine ſolche Sammlung ungleich mehr Drucker

und Setzer ernähren als alle Träumereien der Philoſophen. Einige, die des Sonntags zweimal in die Kirche gingen und darum billiger dachten als andre, die wöchentlich nur eine Predigt hörten, nahmen doch ſeinem Vater nicht die ganze Ehre des Anteils an der Erzeugung ſeines Sohns, ſondern geſtunden mit einem weiſen Achſelzucken, daß ihm vielleicht die eine Hälfte angehören könnte: allein es wird vermutlich weltkundig ſein, daß ein gelehrter Akademiſt die Unmöglichkeit einer ſolchen Entſtehung ſonnenklar dargetan hat, und die Anhänger jener Meinung werden mir daher vergeben, daß ich dieſem Manne, der den Homer, Virgil und die ſämtlichen Erzväter des alten Teſtaments auf ſeine Seite zu bringen weiß, eher Glauben beimeſſe als ihnen—Leuten, die nie ein griechiſches Wort geſehen haben.

Der Herr Major im letzten Kriege mag ihn wohl zurückgelaſſen haben, ſagten andere Leute, die ſich etwas beſſer auf Wahrſcheinlichkeit und Unwahrſcheinlichkeit verſtunden.

Er iſt ein Sohn von dem Herrn Grafen, ziſchelte ſich Jedermann ins Ohr, der auf die Gunſt neidiſch war, die die Herrmanniſche Familie von dem Grafen genoß; und dieſes war das ganze Städtchen.—Tauſend ähnliche beſſer und ſchlechter gegründete Vermutungen erzählte man ſich als Wahrheiten, vertraute man ſich mit geheimnisreicher Miene. Wenn in den kühlen Abendſtunden des Sommers zwo Nachbarinnen vor der Tür beiſammenſaßen, wenn ſich zwo Freundinnen am Brunnen trafen, bei dem Spinnrocken oder der Kaffeetaſſe plauderten, war zuverläſſig der kleine Herrmann ihr Geſpräch. Wer aber unter allen am ſicherſten der Wahrheit zu viel weder zur Rechten noch zur Linken gehen wollte, der verſicherte ſchlechtweg—der kleine Herrmann iſt ein Hurkind.

Natürlicherweiſe muß mir unendlich viel daran liegen, daß dieſe Meinung nicht unter meinen Leſern Glauben gewinnt, da der Kunſtgriff, den Helden ſeiner Geſchichte aus einer Galanterie entſtehen zu laſſen, ſeit des alten Homers Zeiten ſchon ſo abgenutzt iſt, daß ſich ein honneter Dichter ſchämen muß, etwas mit Hurkindern zu tun zu haben. Es iſt eine auf Urkunden gegründete

Wahrheit, daß der alte Herrmann den Dienſtag nach Miſericordias unter prieſterlicher Einſegnung das Recht empfing, einen Sohn zu zeugen, und daß ſeine innig geliebteſte Frau Ehegattin ihn den vierten Advent des nämlichen Jahres gegen Sonnenuntergang mit einem wohlgeſtalten Knäblein erfreute, welches zugeſtoßener Schwachheit halber in derſelben Nacht die Nottaufe empfing; und dieſes war der Herrmann, deſſen Geſchichte ich erzähle. Wer nach einem ſo einleuchtenden Beweiſe noch eine Minute zweifelt, muß entweder mich oder meinen Herrmann haſſen.

Zweites Kapitel

An einem ſehr heißen Sommertage, gerade als die Sonne in den Krebs treten wollte, ging der Graf Ohlau, ſeine Gemahlin am Arme und in Begleitung ſeiner ſämtlichen Domeſtiken, überaus prächtig in der neuangelegten Lindenallee ſpazieren, welches er jeden Sonntag bei heiterm Wetter zu tun pflegte. Das ganze Städtchen, das ſeine Liebe zur Pracht kannte, paradierte alsdann auf beiden Seiten der Allee in den auserleſenſten Feierkleidern: Männer und Weiber, Kinder und Eltern machten eine Gaſſe auf beiden Seiten und ſahen mit gaffender Bewunderung das ſtarre goldreiche Kleid ihres hochgebornen Herrn Grafen nebſt einem langen Zuge von reicher Liverei durch die doppelte Reihe gravitätiſch dahinwandeln. Nero konnte nicht grauſamer zürnen, wenn er auf dem Theater ſang und dieſen oder jenen Bekannten unter den Zuſchauern vermißte, als der Graf Ohlau, wenn bey dieſem ſonntägigen feierlichen Spaziergange jemand von den Einwohnern des Städtchens fehlte: ob er gleich einen ſolchen Verächter ſeiner Hoheit nicht, wie jener Heide, köpfen ließ, ſo war doch allemal in ſo einem Übertretungsfalle auf einen heftigen Groll und bei der nächſten Gelegenheit auf eine empfindliche Rache zu rechnen. Obgleich zuweilen die Sonne ſo brennende Strahlen auf die Verſammlung warf, daß die kahlen Köpfe der Alten wie Ziegelſteine glühten, daß die weißgepuderten Parucken der Ratsherren von der

geschmolzenen Pomade mohrenschwarz und die schönen schneeweißen Mädchengesichter rotbraun und mit Sommersprossen und Blattern von der Hitze gezeichnet wurden, so wagte es doch niemand, so lange sich der Graf in der Allee aufhielt, den Schatten zu suchen: man schwitzte, ächzte und ward gelassen zum Märtyrer des herrlichen Kleides, das der Graf zu begaffen gab. Er selbst machte sich mit der nämlichen Standhaftigkeit zum Opfer seines Stolzes, und seine Gemahlin — mehr aus Gefälligkeit gegen ihn als aus eigner Neigung — steckte sich jedesmal in einen großen Fischbeinrock und ein schweres reiches Kleid, um die Herrlichkeit seines Spazierganges vermehren zu helfen.

Die Last dieser Feierlichkeit war noch keinen Tag so drückend gewesen, daß der Graf sie nicht hätte ertragen können: doch izt am gemelderen Sonntage schoß die Sonne bei ihrem Eintritte in den Krebs so empfindliche Strahlen, die wie Pfeile verwundeten. Die Augen der Zuschauer waren matt und blickten mit schwacher Bewunderung auf das apfelgrüne Kleid, in dessen Stickerei die Silberflittern wie ein gestirnter Himmel glänzten und die Folie mit allen Farben des Regenbogens spielte: Jedermann lechzte und dachte, empfand und sagte nichts als — „das ist heiß!" Der Graf wedelte sich unaufhörlich mit dem musselinen Schnupftuche das Gesicht, blies um sich und seufzte einmal über das andere seiner Gemahlin zu — „das ist heiß!" Die Frau Gräfin ging geduldig an seiner Seite unter dem rottaffetnen Sonnenschirme mit glühendem aufgelaufenen Gesichte und klopfendem Busen, wo große Schweißtropfen wie die Perlen eines starken Morgentaues standen, zerrannen und in kleinen Bächen hinabliefen, atmete tief und keuchte nach ihrem Gemahle hin — „das ist heiß!" Laufer, Heiducken, Jäger und Lakaien, so stolz sie sonst in ihren Galakleidern daherschritten, schlichen mit gesenkten Häuptern mutlos und schmachtend hinterdrein und brummten einander, ein jeder mit seinem Lieblingsfluche, zu — „das ist heiß!" Es war nichts anders übrig, als der Sonne nachzugeben und dem Schatten zuzueilen.

Gerade mußte sich es treffen, daß unter der schattichten Linde, wo der Graf mit seinem Gefolge Schutz suchte, der kleine Herrmann

mit einigen ſeiner Kameraden ſein gewöhnliches Spiel ſpielte: er war König, teilte Befehle aus, die die übrigen vollziehen mußten, und ſaß eben damals mit völliger Majeſtät und Würde auf der Bank unter der Linde, um einem Paar Abgeſandten Audienz zu geben. Sobald ſich der Graf dem Baume näherte, liefen die erſchrocknen Abgeſandten davon, nur der kleine König blieb, in die Hoheit ſeiner Rolle vertieft, mit gravitätiſchem Ernſte ſitzen. Die Mutter, die in der Ferne gegenüberſtand, biß ſich vor Ärger über die Unhöflichkeit ihres Sohnes in die Lippen, und der Vater hub ſchon mit Zähneknirſchen und einem unwilligen — „du ſollſt es kriegen" — ſein Rohr drohend in die Höhe. Die Gräfin lächelte über die Unerſchrockenheit, mit welcher ſie der Knabe erwartete, und ſagte freundlich zu ihm: „Rücke zu, mein Kleiner!" — „Nein, das kann ich nicht!" antwortete der Knabe. „Ich muß in der Mitte ſitzen; denn ich bin König und Sie ſind nur Graf." — Man lachte und gab, aus Ehrerbietung gegen ſeine königliche Würde, ſeinem Verlangen nach.

Ohne langes Beſinnen fuhr er in ſeiner Rolle fort und gab mit der nämlichen Dreiſtigkeit, womit er ſeine Geſpielen beherrſcht hatte, auch dem Grafen Befehle, und weil dieſer nicht für nötig erachtete, ſie zu vollſtrecken, ſo verſicherte ihn der kleine Monarch, daß er ſich einen beſſern Untertan in ihm verſprochen hätte, und drohte ihm für ſeinen Ungehorſam die fürchterlichſten Strafen an. Die Gräfin, die ſehr bald merkte, daß alle dieſe Ideen, ob es gleich nur Kinderſpiel war, dem Stolze ihres Gemahls widrig wurden, ſuchte den Knaben auf etwas anders zu lenken und bat ihn, ſeine Majeſtät einmal beiſeite zu ſetzen und ihr ein paar Blumen zu pflücken. Pfeilſchnell ſprang er von der Bank hinweg, ſetzte ſich ins Gras, pflückte Blumen und band mit dem ſorgfältigſten Fleiße ein ſehr zierliches Bukett, das er der Gräfin mit dem verliebten Anſtande eines Schäfers und einem Handkuſſe überreichte, nebſt der galanten Verſicherung, daß er ſie ſehr lieb habe. — „Mein Sohn," ſagte die Gräfin darauf, „du wirſt einmal ein großer Mann oder ein großer Narr werden." — „Ach," erwiderte der Knabe mit kindiſcher Naivität, „mit dem großen Narren hat's

keine Not: das will ich wohl bald werden, wenn ich nur erſt ein großer Mann bin.“ —

Gräfin. Haſt du denn Luſt ein großer Mann zu werden?

Der Kleine. Ja, das werd ich; und weiter nichts!

Gräfin. Auch ein großer Narr?

Der Kleine. Nein, das iſt meine Sache nicht. — Das iſt einer, ſetzte er hinzu und wies mit dem Finger auf den Grafen.

Steifigkeit und Gezwungenheit müſſen auf jede richtig geſtimmte Seele einen unmittelbaren widrigen Eindruck machen; ſonſt hätte unmöglich dieſem kleinen Schwätzer ein ſo kindiſcher Sarkasmus, ſo voll der bitterſten Wahrheit, entwiſchen können. Der Graf fühlte ihn mit Widerwillen, und es tat ihm ſehr wehe, daß er nicht zürnen konnte, weil ihn ein Kind geſagt hatte: ſeine Gemahlin, die ſeinen Stolz und ſeine zeremoniöſe Eitelkeit innerlich ſehr mißbilligte und ſich nur nicht offenherzig gegen ihn herauszulaſſen getraute, freute ſich im Herzen über den Vorwitz des Bubens und ermahnte ihn zur Behutſamkeit und zum Reſpekte in ſeinen Ausdrücken, vielleicht gar in der boshaften Abſicht, ſeine Unverſchämtheit noch mehr zu reizen.

„Was haſt du denn an mir auszuſetzen?“ fragte der Graf mit haſtigem Tone, um ſeine Empfindlichkeit zu verſtecken.

Der Kleine. Sehr viel! — Warum ziehen Sie ſich denn ſo warm an? izt in der Hitze? Sehn Sie! das iſt geſcheit angezogen! — (wobei er ſeine kleine rotſtreifichte Leinwandjacke auseinanderzog und von der Luft durchwehen ließ.)

Die Gräfin verbarg eine boshafte Freude hinter dem Fächer und machte ihm den Einwurf, daß ſich eine ſolche Kleidung nicht für den Grafen ſchicke.

Der Kleine. Warum denn nicht? Wenn ſie ſich für mich ſchickt?

Die Gräfin. Und du biſt doch ein König!

Der Kleine. O, Sie ſind eine ſcharmante Frau: ich habe Sie wahrhaftig recht lieb, das können Sie glauben. Wenn ich groß bin, will ich Sie heiraten.

Die Gräfin. Du mich? — Ich habe ja ſchon einen Mann.

Der Kleine. Ja—(wobei er den Grafen mit ſchiefem verächtlichen Blicke vom Kopf bis zu den Füßen überſah)—den hätt' ich nicht genommen.

Die Gräfin. Warum denn nicht?

Der Kleine. Weil er ſo viel Silber auf dem Rocke hat.

Die Gräfin. Du wirſt alſo vermutlich kein Silber tragen, wenn wir einander heiraten?

Der Kleine. Alſo wollen Sie mich?—Geben Sie mir Ihre Hand darauf!

Die Gräfin. Hier iſt ſie.—Warum biſt du denn aber dem Silber ſo gram?

Der Kleine. Weil es zu geputzt ausſieht.

Die Gräfin. Ich merke alſo wohl, du biſt kein Liebhaber vom Geputzten.

Der Kleine. Gar nicht! Wenn ich auch einmal ein großer Mann bin, geh ich doch nicht anders wie itzo.

Die Gräfin. Was für ein großer Mann denkſt du denn zu werden?

Der Kleine. Das weiß ich ſelber noch nicht recht. Sonſt wollt' ich immer ein König werden: aber das gefällt mir nicht mehr. Ich will lieber zur See gehen und Länder entdecken.

Die Gräfin. Da wirſt du mich bald zur Wittwe machen.

Der Kleine. Ja, wenn ich Sie heirate!—(Vor Freude tat er zwei große Sprünge bei dieſen Worten.)—Da bleib ich lieber zu Hauſe bei Ihnen und werde recht gelehrt—recht erſtaunend gelehrt! Hernach müſſen die Leute aus der ganzen Welt zu mir kommen und mich ſehen wollen: die Königin aus Saba muß zu mir kommen: da löſ' ich ihr Rätſel auf.

Die Gräfin. Die gute Frau iſt ſchon lange tot.

Der Kleine. Es wird doch wohl eine Andre wieder da ſein. Die bringt mir dann große Geſchenke—Gold, Silber, Weihrauch—

Die Gräfin. Du biſt ja kein Liebhaber von Gold und Silber.

Der Kleine. Ach, ich behalte nichts davon: ich ſchenke alles wieder weg, alles.

Die Gräfin. Das iſt edelmütig. — Ich dächte, ſo ein munterer Burſch wie du ginge lieber in den Krieg.

Der Kleine. Nein, das iſt gar nicht meine Sache.

Die Gräfin. Warum nicht?

Der Kleine. Das Pulver macht ſchmutzige Hände: die Soldaten ſehen mir alle zu wild aus; und im Kriege wird man ja totgeſchoſſen!

Die Gräfin. Du mußt die Andern totſchießen, damit ſie dich nicht totſchießen können.

Der Kleine. Ich ſollte Jemanden totſchießen? — Das könnt' ich nicht. Das tät mir ſo weh, als wenn meine Mutter eine Henne abſchlachtet. — Ich kann gar kein Blut ſehn — (ſetzte er mit leiſem Tone und halbem Schauer hinzu.)

Die Gräfin. Biſt du ſo mitleidig?

„Ach," ſeufzte der Knabe, und Tränen ſtanden ihm in den dunkelblauen Augen, „ich kann gar nicht ſterben ſehn! Auch keinen Menſchen, dem etwas weh tut! Der lahme Görge hier in der Stadt — wenn ich den mit ſeiner Stelze kommen ſehe — ach, da geh' ich allemal in eine andere Gaſſe, daß ich nicht vor ihm vorbei muß." —

„Dort kömmt die Kutſche!" unterbrach der Graf freudig ihr Geſpräch, der unterdeſſen voller Ungeduld, wie auf Feuer, dageſeſſen und nach der lange verſchobnen Ankunft des blauen Staatswagens geſeufzt hatte.

Bei ſeinem Vergnügen an der Pracht ſpielten Kutſchen und Pferde keine geringe Rolle: er verſchrieb ſich alle mögliche Riſſe von Staatskaroſſen und den ſämtlichen übrigen Arten von Wagen, und niemand durfte ihm leicht ein merkwürdiges Fuhrwerk oder Pferdegeſchirr nennen, ohne daß er nicht den Auftrag bekam, eine Zeichnung davon zu ſchaffen. Keine Schmeicheleien und kein Geld wurden dabei geſpart, den Zeichner und Kommiſſionar zur Beſchleunigung ſeines Wunſches aufzumuntern: empfahl ſich einer unter den erhaltnen Riſſen durch unwiderſtehliche Schönheiten, ſo wurde er ausgeführt, und jedesmal, wenn ſo ein neues Werk vollendet und zum erſten Male gebraucht wurde, empfing das ganze Schloß einen Schmaus, wie andere Leute zu geben pflegen,

wenn ſie ein Haus gebaut haben. Schade war es nur, daß die herrlichen Gebäude allemal aus einem doppelten Grunde unbrauchbar und meiſtens auch ziemlich abgeſchmackt waren: ſeine Leidenſchaft für die Pracht zog Schönheit und Geſchmack ſo wenig zu Rate, daß jedes Fleckchen von der Decke bis zur Radeſchiene, von dem äußerſten Ende der Deichſel bis zu der äußerſten Spitze des letzten Eiſens hinter dem Kaſten, mit Gold beklebt werden mußte, wofern es andere Urſachen nur im mindſten zuließen: auf der andern Seite wollte ſein Geiz—wovon ihm eine ſtarke Doſis zuteil geworden war—jenen prächtigen Kunſtwerken die Dauerhaftigkeit einer ägyptiſchen Pyramide geben und riet ihm, ſie ſo maſſiv, ſo plump bauen zu laſſen, daß ſelten eine Kutſche nach geendigter Schöpfung mit weniger als acht Pferden von der Stelle gebracht werden konnte. Dieſelben Urſachen machten auch ſeine Pferdegeſchirre zu wahren Meiſterſtücken des ſchlechten Geſchmacks: ſie waren alle ſo ſchwer, daß unter der koſtbaren Laſt die armen Roſſe ihres Lebens nicht froh wurden und meiſtens zwei Tage eine Entkräftung fühlten, wenn ſie einmal eine Stunde lang in ihrem ganzen Schmucke an ſo einem vergoldeten Hauſe gezogen hatten. Bei einer ſolchen Bewandtnis iſt es kein Wunder, daß der Herr Graf während der vorhergehenden Unterredung ſeiner Gemahlin mit dem kleinen Herrmann ſo lange auf den blauen Wagen warten mußte, ob er gleich beinahe ſchon angeſpannt war, als der Spaziergang eröffnet wurde: das ungeheure Gebäude konnte bei der gewaltigen Hitze nicht anders als in dem Tempo eines gemeinen Miſtwagens fortbewegt werden, und noch blieben die niedergeſchlagnen Pferde alle ſechs Schritte einmal ſtehen, um auszuſchnauben.

Endlich langte die blaue fenſterreiche Karoſſe bei der Linde an: ſechs Perlfarben zogen ſie unter einem blauſamtnen, mit goldnen Treſſen und unzählbaren Schnallen gezierten Geſchirre; ſie hingen traurig den ſchöngeflochtnen, mit goldnen Roſen geſchmückten Hals und fühlten ihr glänzendes Elend ſo ſtark, daß ſie nicht einmal die funkelnde Quaſte auf dem Kopfe ſchüttelten. Graf und Gräfin ſtiegen hinein, und ohne daß man es gewahr wurde, wie

ein Wind, wiſchte der kleine Herrmann hinter ihnen drein — pump! ſaß er da, dem hochgebornen Paare gegenüber. Der Graf erſchreckte ihn zwar durch die auffahrende Frage — „was willſt du hier?“ — allein der Knabe antwortete ihm unerſchüttert: „Ich will einmal ſehn, wie ſich's in ſo einem Wagen fährt.“

Unterwegs machte er ſehr oft die Anmerkung, daß dieſe Art zu fahren für ihn erſtaunend langweilig wäre, bezeugte auch zuweilen ein großes Verlangen, aus dem Kaſten herauszugehn, und da ihn die Gräfin zur Ruhe vermahnte, verſicherte er, daß er nur aus Liebe zu ihr ſich ſo lange darinne zurückhalten ließe.

Allmählich begann der zweite Akt des Spaziergangs. Wenn der Graf ſich bei dieſer Sonntagskomödie mit der ganzen Kommun ſeiner Reſidenz einige Zeit von der Sonne hatte ſengen und brennen laſſen, erſchien gewöhnlich, wie itzo, eine von ſeinen ſchwerfälligen Staatskutſchen, worinne er mit der Langſamkeit einer Leichenbegleitung durch die Alleen eines Luſtwäldchens fuhr: die ganze Stadt folgte ihm alsdann zu Fuß auf beiden Seiten und hinten nach, und jeder Knabe hatte die Erlaubnis, ein Band, ein Schnupftuch oder jede andre Sache, die weich genug war, um keine Beulen zu machen, wenn ſie einen Kopf traf, in den Wagen zu werfen. Nach geendigter Spazierfahrt ſammelte der Kammerdiener alle hineingeworfnen Lappen in einen Korb, trat mit ihm mitten auf den Schloßhof, die Stadtjugend ſtellte ſich in einem Zirkel um ihn, und ſobald der Graf das Fenſter öffnete, fing er an, ein Band, ein Tuch nach dem andern in die Höhe zu halten und nach dem Eigentümer desſelben zu fragen: wer ſich dazu bekannte und ſein Recht aus gültigen Gründen beweiſen konnte, erhielt bei der Rückgabe etwas Geld: waren die Anſprüche ſo verwickelt und zweifelhaft, daß ſich der Kammerdiener ohne Verletzung ſeines Richtergewiſſens nicht zu entſcheiden getraute, ſo mußte der Zweikampf den Ausſchlag tun: die Kompetenten traten in die Mitte des Kreiſes, rangen mit einander, und wer den andern zuerſt niederwarf, beſaß das Band und den damit verbundenen Preis ungeſtört bis in alle Ewigkeit, wenn es auch gleich dem Überwundnen gehörte. Während der Austeilung wurde ein

Faß voll Bier in Bereitſchaft geſetzt, auf einen kleinen Wagen geladen; und hatte jedes Band ſeinen Beſitzer gefunden, ſo ſpannte ſich ein Trupp Knaben daran und zog ihn, Muſik voraus, in den herrſchaftlichen Garten, wo in einem alten Pavillon die Mädchen warteten, um mit ihnen gemeinſchaftlich den Abend unter Tänzen und Liedern hinzubringen. Sehr oft ſah der Graf mit ſeiner Gemahlin ihren jugendlichen Ergötzlichkeiten zu, wenigſtens waren doch auf allen Fall die Eltern zugegen, um Unordnungen vorzubeugen und durch ihre Gegenwart Reizungen zu unterdrücken, welche der Tanz leicht erweckt.

Der kleine Herrmann, der aus Liebe zur Gräfin die ganze Fahrt hindurch bis zur Ankunft auf dem Schloſſe in der Kutſche ruhig ausgehalten hatte, bat ſich die Erlaubnis aus, bei der darauffolgenden Preisausteilung die Stelle des Kammerdieners zu vertreten: und auf Zureden ſeiner Gönnerin bewilligte ihm der Graf ſeine Bitte. Er ſammelte die zahlreichen Bänder und Tücher aus dem Wagen mit eilfertiger Geſchäftigkeit zuſammen und trat mit dem völligen feierlichen Anſtande eines Richters, unter der Begleitung des Kammerdieners, der Korb und Geld neben ihm hertrug, in den Kreis ſeiner erſtaunten Kameraden. Sie murmelten zwar einander einige kleine Höhnereien zu, daß ihresgleichen über ſie erkennen ſollte: allein Graf und Gräfin öffneten das Fenſter, und man ſchwieg. Der neue Richter ſchwenkte ein Band in die Luft, fragte, wem es gehörte, gab es dem erſten, der mit einem deutlichen Mir antwortete, aber kein Geld, verfuhr mit den übrigen eben ſo, und niemand bekam Geld. Der Kammerdiener, dieſer neuen Praxis ungewohnt, wollte ihm ins Amt greifen; die ganze verſammelte Jugend wurde ſchwürig und wollte die alte Prozeßordnung hergeſtellt wiſſen: doch die Gräfin rief — „laßt ihn nur machen!“ — und man mußte ſich beruhigen. Als der Korb ausgeleert war, befahl er einem Jeden nach der Reihe, ſeine eingelöſten Bänder zu zählen, und wer die meiſten hatte, bekam das wenigſte Geld: ein einziger Knabe, der nur eins in den Wagen geworfen und auch nur eins zurückgefodert hatte, erhielt den höchſten Preis — gerade ſo viel, als alle übrige zuſammen. Natürlich mußten die andern

über ihre getäuſchte Unverſchämtheit unwillig werden, und weil kein Mittel zu einer größern Rache vorhanden war, ſchimpfte, ſchmähte, verſpottete man die neue Weisheit des Richters: der Kammerdiener, dem es auch nicht anſtund, daß der Knabe klüger ſein wollte als er alter Mann, ſuchte ihn anzuhetzen und in einen Streit zu verwickeln, wo er notwendig den Kürzern ziehen würde. „Leid' es nicht", ziſchelte er ihm leiſe zu: allein er bekam nichts als die ſtolze Antwort — „Das ſchadet mir nichts, ich bleibe dennoch, wer ich bin" — und ſo wanderte unſer kleine Herrmann voll edlen Bewußtſeins nach dem Zimmer des Grafen.

Der Empfang vonſeiten der Gräfin war ungemein lebhaft und freundlich, und ſelbſt ihr Gemahl fühlte in dem Verfahren des Knaben bei der Preisausteilung ſo etwas, das mehr als einen gemeinen Geiſt vorausſetzte. Sie lobten ihn beide, beſchenkten ihn, und der Graf gab ſich ſelbſt die gnädige Mühe, ihn mit hoher Hand in ſeinen Staatszimmern herumzuführen; denn nach ſeinen Begriffen war es die größte Gnadenbezeugung, wenn er jemandem Gelegenheit gab, ihn in ſeiner Pracht zu bewundern. — „Wie gefällt dir das alles?" fragte der Graf. — „Ganz wohl," erwiderte der Knabe; „nur das viele Gold kann ich nicht leiden." — „Was möchteſt du nun am liebſten unter allen dieſen Sachen haben;" fing die Gräfin an. — „Nichts als das!" antwortete der Kleine und wies auf ein Porträt der Gräfin.

Die Vorſtellung — „ich gefalle" — verbreitet über weibliche Nerven jederzeit ſo eine eigne lebhafte Behaglichkeit, daß ihr ein Frauenzimmer auch bei einem ſechsjährigen Knaben nicht widerſtehen kann: die Gräfin ging, ohne ein Wort zu ſagen, in ihr Zimmer und kam mit einem Miniaturgemälde zurück, das ſie ihrem Lieblinge — denn das war er nun völlig — zum Geſchenk überreichte. — „Wenn dir," ſagte ſie, „die Frau auf dem großen Gemälde hier ſo wohlgefällt, ſo will ich dir ihr Porträt im Kleinen geben: behalt es zu meinem Andenken!" — Der Knabe tat einen freudigen Sprung, ſeine ganze Miene wurde Vergnügen, er küßte das Bild etlichemal und bat um ein Band: die Gräfin vertröſtete ihn bis zur Zurückkunft in ihr Zimmer: hurtig machte ſich der galante Bube ſein Knie-

band los, zog es durch das Ohr des Porträts und hing es um den Hals. — „Mein Orden iſt tauſendmal ſchöner als Ihrer," ſprach er zum Grafen und drückte ſich das Bild ſo feſt an die Bruſt, daß die Gräfin ſich nicht enthalten konnte, ihm für dieſe unſchuldige Schmeichelei einen derben Kuß auf die runden roten Backen zu drücken.

Man öffnete die beiden Flügel der Tür: der Graf erblickte die Spieltiſche in völliger Bereitſchaft: — „zum Spiel" rief er und bot ſeiner Gemahlin die Hand, die ſie ungern annahm, weil ſie ſich von ihrem kleinen Liebhaber trennen ſollte. Zugleich gab er einem Laufer Befehl, den Knaben zu ſeinen Eltern zurückzubringen: das war ein Donnerſchlag für den armen Verliebten. Er ſchluchzte, ging niedergeſchlagen und langſam zur Gräfin, faßte ihre Hand, küßte ſie und brach in lautes Weinen aus: die Dame ward durch die kindiſche Betrübnis ſo gerührt, daß ihr eine Träne über die Wange herabrollte: mit haſtiger Bewegung riß ſie den weinenden Knaben zurück, gab ihm zween recht feurige Küſſe, reichte mit einem Seufzer dem verſilberten ſtrotzenden Herrn Gemahle die Hand und ging an den Spieltiſch.

Die Mutter erwartete ihn an der Tür, als er mit dem Laufer angewandert kam, und empfing ihn mit lautem Jubel über das Glück und die Gnade, die ihm heute widerfahren wäre, und belud ſeinen Überbringer mit ſo vielen untertänigſten und alleruntertänigſten Dankſagungen dafür, daß ſie einen Mauleſel nicht ſchwerer hätte bepacken können. Deſtomehr war der Vater wider ſie und ſeinen Leibeserben aufgebracht; er hielt es ſchlechterdings für eine Beſchimpfung ſeiner Familie, daß ſein Sohn ſich zu dem Grafen drängte, und wollte ihn kraft der väterlichen Gewalt, zu ſeinem Beſten, mit einer nachdrücklichen Züchtigung beſtrafen, wenn nicht die Mutter noch zu rechter Zeit hinzugeſprungen wäre und den armen Jungen unter dem ausgeholten Rutenhiebe weggeriſſen hätte. — „Mag er mich ſchlagen!" ſagte der kleine Heinrich; „hab' ich doch mein liebes Bild" — und dabei küßte er das Porträt der Gräfin.

Dies war, beiläufig geſagt, der Zeitpunkt, wo das Stadtpublikum an der ehelichen rechtmäßigen Zeugung des Knaben zu zweifeln anfing.

Drittes Kapitel

Die Gräfin, die — wie man bereits gemerkt haben wird — mehr eitel als ſtolz war, fand in der kindiſchen Liebe des kleinen Herrmanns ſoviel ſchmeichelndes, daß ſie nach aufgehobner Tafel, als ſie ihr Gemahl auf ihr Zimmer gebracht hatte, das Geſpräch ſogleich auf ihn lenkte. Sie beſtand darauf, daß man einem ſo viel verſprechenden Subjekte eine beſſre Erziehung verſchaffen müßte, als er bei ſeinen Eltern haben könnte, und tat deswegen den Vorſchlag, ihn auf das Schloß zu nehmen und den Unterricht und die Aufſicht des Lehrers mitgenießen zu laſſen, den man ohnehin für die kleine Ulrike — eine arme Schweſtertochter des Grafen — bezahlte. Ihr Gemahl machte zwar Einwendungen, und darunter eine, die weiſer war als alle, die er gewöhnlich zu machen pflegte: er beſorgte nämlich, daß man den Knaben durch eine vornehme, ſeinem Stand und Vermögen nicht angemeſſne Erziehung nur unglücklich machen werde. „Wir geben ihm," ſagte er, „eine Menge Bedürfniſſe, die er in ſeiner Eltern Hauſe nie würde kennen lernen; wir fachen ſeinen Ehrgeiz nur noch mehr an, da er ſchon für ſich ſtark genug iſt; durch den beſtändigen Umgang mit dem andern Geſchlechte wird ſeine natürliche Empfindlichkeit erhöht, er wird weichlich, wollüſtig und vielleicht gar ein Geck. Haben Sie nicht ſeinen übermäßigen Stolz bemerkt? — Wenn man ſieht, daß er Ihr Liebling iſt, wird ihm jedermann ſchmeicheln, um Ihnen zu ſchmeicheln, und in zwei Jahren iſt ſonach er der verdorbenſte, aufgeblaſenſte und unerträglichſte Burſch, der niemanden in der Welt achtet als ſich ſelbſt. Ihre Güte iſt auf alle Fälle zuverſichtlich ſein Unglück. — Es geht ſchlechterdings nicht," ſetzte er mit ſeinem gewöhnlichen peremtoriſchen Tone hinzu.

Der Graf machte ſehr oft dergleichen gute oder ſchlechtere philoſophiſche Anmerkungen und Einwendungen bei jeder Gelegenheit, aber niemals im eigentlichen Ernſte, um zu widerlegen oder die vorgeſchlagene Sache zu hindern, ſondern bloß aus Räſonierſucht, um ſeinen vorgeblichen Verſtand zu zeigen: räumte man ihm daher ſeine Einwürfe als unüberwindlich ein, ſo war nichts

leichter, als ihn unmittelbar durch dieſe ſtillſchweigende Anerkennung ſeiner Überlegenheit zu der nämlichen Sache zu bereden, die er beſtritten hatte. Seine Gemahlin kannte alle feſte und ſchwache Plätze ſeines Charakters ſo genau, daß ſie eine Karte davon hätte zeichnen können, und geſtand ihm deswegen in dem vorhabenden Falle mit betrübter Verlegenheit zu, daß es freilich unmöglich ſei, ſo ſtarke und vernünftige Gegengründe zu entkräften. — „Man muß alſo darauf denken“ ſetzte ſie hinzu, „wie man den Burſchen auf eine weniger gefährliche Art unterſtützt.“

„Aber,“ fiel ihr der Graf ins Wort, „man kann es ja verſuchen: merkt man, daß er durch ſeinen Aufenthalt bei uns verſchlimmert wird, ſo ſchickt man ihn wieder zu ſeinen Eltern. Aber freilich, liebe Gemahlin, Sie ſind ſchwach: wenn Sie einmal etwas lieben, dann fällt es Ihnen ſchwer, ſich davon zu trennen: Ihre Liebe wird gleich zu heftig.“

„Freilich wohl, gnädiger Herr!“ antwortete die Gräfin ſeufzend und zupfte mit einiger Verlegenheit an ihrem Kleide. „Ich erkenne wohl, wie ſehr Sie recht haben, daß meine Liebe die Leute meiſtens verdirbt: ich fühle meine Schwäche in dieſem Punkte. — Wir wollen den Burſchen laſſen, wo er iſt.“

„Aber,“ nahm der Graf mit einer kleinen Haſtigkeit das Wort, „warum wollen Sie es denn nicht verſuchen, wenn Sie Ihr Vergnügen dabei finden? — Wollen Sie zuweilen eine kleine freundſchaftliche Warnung von mir annehmen, im Falle daß Sie zu weit gehen —“

Die Gräfin. O mit Freuden, gnädiger Herr! Sie wiſſen, wie willig ich mich von Ihnen leiten laſſe, wie gern ich Ihre Vernunftgründe zugebe, daß ich leicht von etwas abſtehe, wenn Sie es mißbilligen —

Der Graf. Ja, ich kenne Ihre Güte —

Die Gräfin. Nennen Sie das nicht Güte, gnädiger Herr! Pflicht, Schuldigkeit iſt es. Ich ſchätze mich glücklich genug, daß ich fähig bin, die Richtigkeit und Billigkeit Ihrer Einwendungen und Befehle einzuſehen: auf keinen andren Verſtand als auf dieſen mache ich Anſpruch.

Der Graf. War denn Ihre Abſicht, daß der Knabe bei uns auf dem Schloſſe wohnen ſollte?

Die Gräfin. Meine Abſicht war es allerdings; denn eine doppelte, ſo ganz entgegengeſetzte Erziehung—

Der Graf. Würde ihn nur verderben! Was er in den paar Stunden, die er ſich bei uns aufhielt, Gutes lernte, würde er den übrigen Teil des Tages bei ſeinen Eltern wieder vergeſſen; die Fehler, die er bei uns ablegte, würde er dort wieder annehmen. Sein Vater iſt ohnehin etwas ungeſchliffen. Das täte gar nicht gut: wenn er einmal beſſer erzogen werden ſoll, ſo muß er von der Lebensart ſeiner Eltern gar nichts mehr zu ſehen bekommen. Zudem wäre mir's auch unangenehm, ihn unter uns zu leiden, wenn er hernach wieder mit ſeinesgleichen, mit gemeinen Jungen auf der Gaſſe ſpielen und herumlaufen dürfte.

Die Gräfin. Ihre Bedenklichkeiten ſind völlig gegründet: es läßt ſich nicht das mindeſte dawider einwenden.—Ich will mir die Grille wieder vergehen laſſen: der Junge mag bleiben, wo er iſt.—

„Aber wozu denn?" rief der Graf mit ereiferter Güte. „Ich will dem Haushofmeiſter befehlen, daß er—"

Die Gräfin. Ich bitte Sie, gnädiger Herr! Verurſachen Sie ſich meinethalben nicht die Beſchwerlichkeit, einen Jungen um ſich zu ſehn, der Ihnen freilich anfangs nicht mit der gehörigen Ehrerbietung begegnen wird.

Der Graf. Das beſorge ich eben. Er hat noch keine Manieren, iſt auch wohl zuweilen ungezogen: aber ich denke, er ſoll ſich durch unſern Umgang bald bilden.

Die Gräfin. Das hoff' ich!—Mir ſollte die Sorge für ſeine Erziehung ein ſüßes Geſchäfte ſein.—

Nach einer kleinen tiefſinnigen Pauſe ſetzte ſie traurig und mit naſſen Augen hinzu: „Da mir das Glück keine eignen Kinder zu erziehen gibt, muß ich die mütterlichen Vergnügen an fremden genießen."

„Aber," warf ihr der Graf ein, „Sie werden ſich zu ſehr an den Knaben feſſeln, ſich zu ſehr mit ihm abgeben und dadurch eine unendliche Laſt auf ſich laden."

Die Gräfin. Meine Laſt dabei wäre ſehr gering: allein für Sie, gnädiger Herr, könnte ſie größer ſein, als ich wünſchte.— Es mag unterbleiben.

Der Graf. Nein doch! Sie ſollen ſich ſchlechterdings meinetwegen kein Vergnügen verſagen.

Die Gräfin. Und ich will ſchlechterdings kein Vergnügen genießen, das Ihnen nur eine mißvergnügte Minute machen könnte. Wollte ich doch, daß ich nicht ſo unbeſcheiden geweſen wäre, Ihnen von meinem unüberlegten Einfalle etwas zu ſagen!

Der Graf. Ihr Einfall muß befriedigt werden: ich geb' es nicht anders zu.

Die Gräfin. Gnädiger Herr, ich müßte mir ſelbſt Vorwürfe machen, wenn ich aus Unbeſonnenheit Ihre Güte ſo mißbrauchte—

Der Graf. Ich will nun, ich will.

Nunmehr war er auf den Punkt gebracht, wohin er ſollte: er ſagte die letzten Worte mit ſo einem auffahrenden poſitiven Tone, daß nur noch eine Gegenvorſtellung nötig war, um ihn zornig zu machen. War er einmal unvermerkt dahin geleitet, daß er die Sache ſelbſt verlangen und befehlen mußte, die er anfangs beſtritt und im Grunde ſehr ungern ſah, ſo hatte die Gräfin zu viel Feinheit, um ſeinen Stolz bis auf das äußerſte zu treiben und einen wirklichen Zorn abzuwarten, ſondern ſie ergab ſich nunmehr mit anſcheinendem Widerwillen.—„Ich unterwerfe mich Ihrem Befehle," ſprach ſie mit einer tiefen Verbeugung und küßte ihm ehrerbietig die Hand; „Sie können meiner Dankbarkeit gewiß ſein, und ebenſoſehr meiner Folgſamkeit, ſobald Ihnen Ihre Güte nur die mindeſte Beſchwerlichkeit—"

„Denken Sie nicht mehr daran!" unterbrach ſie ihr Gemahl. „Ihr Vergnügen und das meinige können nie ohneeinander ſein.—"

Er ſagte gleich darauf mit der verbindlichſten Freundlichkeit Gute Nacht und trieb die Verbindlichkeit ſo weit, daß er unmittelbar nach ſeiner Ankunft in ſeinem Zimmer bei dem Ausziehen dem Kammerdiener Befehl gab, noch denſelben Abend zu dem Einnehmer Herrmann zu gehen und ihm zu melden, daß er ſich morgen früh um ſieben Uhr vor des Grafen Zimmer einfinden ſolle.

Die ganze Herrmanniſche Familie lag ſchon in tiefem Schlummer; der Hausvater ſchnarchte bereits ſo lieblich und mit ſo mannigfaltigen Veränderungen alle Oktaven durch, daß die arme Ehegattin an ſeiner Seite nicht fünf Minuten zuſammenhängenden vernünftigen Schlummer zuwege bringen konnte. Eben war es ihr geglückt, alle Hinderniſſe zu überwältigen und in einen ſanften erquickenden Schlaf dahinzuſinken, als der Kammerdiener des Grafen an der Tür raſſelte, und da er dieſe verſchloſſen fand, an die niedrigen Fenſterladen ſo emphatiſch mit geballten Fäuſten anpochte, daß die beiden Eheleute vor Schrecken im Bette weit in die Höhe prellten. Halb aus Scham, halb aus Furchtſamkeit wollte die erwachte Frau das Fenſter nicht öffnen, ſondern ſtieß den wieder eingeſchlafenen Gemahl ſo heftig in die Rippen, knipp ihn in die Wangen und paukte ihm endlich ſo derb auf der Bruſt herum, daß ſich der arme Mann mit einem erſtickenden Huſten aufrichtete und ein ſchlaftrunknes „Was gibt's?" herauszukrächzen anfing, als der ungeduldige Kammerdiener mit verdoppelter Stärke an den Laden donnerte. Urplötzlich raffte ſich der Mann in der Betäubung auf, rannte an das Fenſter, riß den Laden auf, faßte den Abgeſandten des Grafen bei dem Kopfe und ſchüttelte ihn mit ſo lebhaftem Grimme, daß er vor Schmerz laut zu heulen anfing. — „Ich bin's ja," rief er einmal über das andre und nannte ſeinen Namen. — „So? ſind Sie's?" rief Herrmann voller Erſtaunen. „Hier haben Sie Ihre Haare wieder." — Er hatte dem armen kahlköpfigen Alten in der Hitze der vermeinten Beleidigung faſt das ganze kleine Tupé ausgeriſſen, und lieferte es ihm, wie er's zwiſchen den Fingern hielt, unbeſchädigt wieder aus. Natürlich konnte eine ſo gewalttätige Szene nicht ohne Wortzank ablaufen: beide ſtritten und ſchimpften, bis ſich die Frau vom Hauſe einfand, ihren Mann vom Fenſter wegzog und ſich höflich bei dem Kammerdiener nach ſeinem Verlangen erkundigte: er richtete ſeine Botſchaft aus und ging mit einer angenehmen Ruh, ſein ausgerauftes Tupé in der Hand, nach dem Schloſſe zurück.

Unbekümmert, ob dieſes hohe Verlangen des Grafen nach der Gegenwart des alten Herrmanns Gnade oder Ungnade für ihn

bedeuten möchte, legte er ſich wieder ins Bette und brummte nicht wenig, daß man ihn um einer ſolchen Kleinigkeit willen in dem Schlafe ſtörte. Seine Ehefrau hingegen, die den Wert der Botſchaft beſſer fühlte, warf ſogleich ihren kattunen ziegelfarbenen Nachtmantel um ſich, zündete Licht an und war ſchon von ſo großen Gedanken ſchwanger, daß ihr beide Backen von Erwartung glühten. Sie wollte ihre Mutmaßungen ihrem Manne mitteilen, aber da war keine Antwort! Als eine ſorgſame Hausfrau, holte ſie das feinſte Hemde ihres Mannes herbei, nähte daran zwei ſtarre ungeheure Manſchetten, wo auf einem muſſelinen Grunde große Tulpen und Roſen in einem Relief von dickem Zwirne prangten. Oft ruhte die Nadel, und oft rückte in vielen Minuten die Arbeit nicht um einen Stich weiter; denn die geſchäftige Einbildungskraft unterhielt die gute Frau mit einer ſolchen Menge Ausſichten, Gnadenbezeugungen und Lobſprüchen über das Verhalten ihres Sohns—der nach ihrer Meinung den verlangten Beſuch veranlaßt haben mußte—mit ſo herrlichen Szenen künftiger Größe und künftigen Wohlſeins, daß ſie ſogar in der Selbſtvergeſſenheit zweimal die Arbeit unter den Tiſch fallen ließ; und der Nachtwächter meldete eben grunzend unter ihrem Fenſter, daß es Zwölfe geſchlagen habe, als ſie den letzten Knoten machte. Darauf ergriff ſie das beſte Kleid in ihres Mannes Garderobe, jagte den Staub mit lauten Stockſchlägen heraus und bürſtete ſo lange, bis ſich kein Fäſerchen mehr darauf blicken ließ. Die letzte und beſchwerlichſte Arbeit war noch übrig: die Stutzperücke mußte beinahe ganz umgeſchaffen werden: Hoffnung und Freude gaben ihren Händen ungewöhnliche Geſchicklichkeit, ſie ſchlugen meiſterhafte Locken: alle gelangen auf den erſten Wurf, als wenn ſie ein ſchöpferiſches Dichterfeuer belebte, und nunmehr wurde, in Ermangelung des Puders, durch ein Sieb auf die ſchöne Friſur in ſo reichlichem Überfluſſe Mehl geſtreut, daß der ſtattliche Stutz in der ſchlecht erleuchteten Stube wie ein Morgenſtern glänzte. Wirklich fing auch ſchon die Morgendämmrung an, als ſie mit Wohlgefallen den letzten Blick auf ihre Arbeit warf und zum Bette zurückkehrte.

Die Ruhe war unmöglich: ihre Gedanken ließen ſie nicht einſchlafen: kaum krähte der Hahn zum zweitenmale, als ſie wieder aufſprang, um den übrigen Staat für ihren Mann in Bereitſchaft zu ſetzen. Sie weckte ihn und machte indeſſen Anſtalt zum Kaffee.

Herr Herrmann dehnte ſich dreimal mit einem lauten Stöhnen und ſtund auf, achtete weder des ſchöngepuderten Stutzes noch der blumenreichen Manſchetten noch des übrigen wohlgeſäuberten Putzes, ob er gleich ausgebreitet vor ſeinen Augen dalag, ſondern zog ſeine gewöhnliche Alltagskleidung an, einen grautuchnen Überrock und graue wollne Strümpfe, kämmte ſein Haar in eine große Rolle, wie es ihm von ſich ſelbſt zu fallen beliebte, und pfiff dabei ein ſehr erbauliches — „Wach auf mein Herz und ſinge."

Die Frau brachte den Kaffee, und der Ärger erſtickte den Guten Morgen, den ſie ſchon halb ausgeſprochen hatte, als ſie ihren Mann in ſeiner ſchlechten Alltagsmontur erblickte: ſie ward bleich, zitterte, ſetzte den Kaffee auf den Tiſch, ſtemmte die Arme in die Seiten, wollte ſehr pathetiſch in Verwunderung und Vorwürfe ausbrechen und — verſtummte: der Ärger ſchnürte ihr die Kehle zu. Sie ging hinaus in die Küche und weinte bitterlich. Indeſſen ſchenkte ſich ihr Ehegatte ein und pfiff dabei ſein Morgenlied ſo munter und ſo durchdringend hell wie ein Gimpel, ſchlürfte einen Schluck aus der Taſſe und pfiff weiter, ſuchte ſeine Tabakspfeife, fand ſie nicht, fluchte ein paar Donnerwetter und pfiff weiter. Wie unſinnig lief er mit abwechſelndem Fluchen und Pfeifen in der Stube herum, ſtörte alles um, wo eine Tabakspfeife verſteckt ſein konnte, ſtieß an den Perückenſtock, daß der ſchöne Stutz über das ſaubere braune Kleid herunterſtürzte und auf ſeinem ganzen Wege, wie ein ausgeſchütteter Mehlſack, eine dicke Wolke von ſich blies: eine Flaſche mit einem Reſte vom geſtrigen Abendtrunke rollte nach langem Taumeln über den Tiſch hin und ließ eine große See von Bier zurück, ehe ſie auf den Fußboden herabſprang und in kleine Scherben zerbrach.

Das Geräuſch der zerbrechenden Flaſche rief die erſchrockne Ehefrau in die Stube: ſie trat betrübt, mit roten aufgelaufenen Augen herein, als eben ihr wütender Gemahl das treffliche Hemde

zuſammengedrückt in der Fauſt hielt, und ohne ſich zu bedenken, in die Bierſee gerade hineinwarf. — „Ach!“ rief die Frau an der Tür aus, und ein Strom von Tränen brach ihr aus den Augen. Ohne ihren ſchmerzhaften Seufzer wahrgenommen zu haben, drehte ſich der Mann und lief haſtig auf ſie zu. — „Nillchen, Nillchen!“ ſchrie er, „wo iſt meine Pfeife?“

Die Frau konnte ihm mit nichts antworten als mit Tränen und einem doppelten — Ach!

„Nillchen, was iſt dir denn?“ fragte er und ſuchte in dem Tiſchkaſten. — „Was iſt dir denn?“

Die Frau. Ach! du wirſt mich noch vor der Zeit ins Grab bringen.

Der Mann. Schaff mir nur erſt meine Pfeife! — Ich dich ins Grab? — Warum denn, Nillchen?

Die Frau. Du fragſt noch? — Sieh nur, was du gemacht haſt! dann brauchſt du gewiß nicht mehr zu fragen.

Der Mann. Was hab' ich denn gemacht, Nillchen? — Ja, etwas umgeworfen! die Flaſche zerbrochen! Warum tuſt du alle die Sachen nicht an ihren rechten Ort?

Die Frau. So? — Erſt ſitz' ich die ganze Nacht auf und breche mir den Schlaf ab; und hernach bin ich gar noch ſchuld daran, wenn du, wie ein Heide, alles zerſchlägſt und verdirbſt?

Der Mann. Du haſt nicht geſchlafen? — Warum denn, Nillchen?

Die Frau. Warum denn als deinetwegen? — Hab' ich denn nicht geſeſſen und genäht, daß mir das Blut aus den Nägeln hätte ſpringen mögen? —

„Da liegt's, das ſchöne Hemde!“ fuhr ſie nach einer Pauſe ſchluchzend fort und wiſchte ſich mit der Schürze die Augen. — „Da liegts! ich kann's vor Jammer gar nicht anſehen!“

Der Mann. Ja — und mein ſchönes braunes Kleid — ach Zeter! wer hat denn das ſo entſetzlich zugerichtet? das ſieht ja aus, als wenn's im Mehlkaſten geſteckt hätte. Kehr' es doch, Nillchen!

Die Frau. Daß ich eine Närrin wäre! Wer den Unflat gemacht hat, salva venia, der mag ihn wieder wegkehren.

Der Mann. Wer hat's denn getan? — Doch wohl der Junge? Die Brut hat niemals die Gedanken beiſammen.

Die Frau. Ja, der Junge! der gute Junge hat die Gedanken beſſer beiſammen als der Vater.

Der Mann. Wär ich's geweſen?

Die Frau. Wer denn ſonſt? — Ich habe an der Perücke gekämmt, daß mir der Arm noch wehe tut: wer ſieht's ihr nun an? — Ich möchte dir ſie gleich ins Geſicht werfen.

Der Mann. Spaße nicht, Nillchen!

Die Frau. Ja, ich und der Spaß, wir kämen wohl zuſammen! — Was willſt du denn nun machen, du alter Schmaucher? Du wirſt doch nicht in der häßlichen Kutte zum Grafen gehen wollen? Was würde denn der Herr ſprechen?

Der Mann. Mag er ſprechen, was er will! Wenn ich ihm ſo nicht gut genug bin, ſo mag er mich laſſen, wo ich bin: ich verlange ja nicht nach ihm.

Die Frau. Schäme dich, Adam! ſo eine hohe Gnade!

Der Mann. Ich mag keine von ihm. Ich habe ſo lange ohne ſie gelebt —

Die Frau. Adam, ſei doch nicht ſo griesgramicht! Sei ja hübſch freundlich gegen den Herrn Grafen! bücke dich fein tief und antworte nicht immer ſo kurz weg, wie du zu tun pflegſt! Daß du ja nicht ſo ſchlecht hin „Ihr Diener" zum Herrn Grafen ſprichſt: er nimmt's ſehr übel, wenn man nicht untertäniger Diener ſagt.

Der Mann. Nillchen, ich will ſagen, wie mir's gefällt. Ich tue dem Grafen meine Arbeit redlich, und er gibt mir dafür mein Brot: außerdem bin ich weder ſein untertäniger noch ſein gehorſamer Diener; aber ſein Diener bin ich — denn er bezahlt mich dafür — nicht ein Haar breit mehr noch weniger!

Die Frau. Es iſt aber doch einmal Mode —

Der Mann. Ach was Mode! die Mode gehört für die Narren: genug ich gebe mich für nichts Schlechteres aus, als ich bin. — Mache mir den Kopf nicht warm, Nillchen! ich bin ſo heute nicht aufgeräumt, daß ich meine Pfeife nicht habe.

Die Frau. Du haſt ja izt keine Zeit zum Rauchen. Wenn du nun mit dem Tabaksgeruche zum Grafen kämſt—

Der Mann. Mag er ſich die Naſe zuhalten, wenn ihm mein Geruch nicht anſteht! Ich verlange nicht von ihm, daß er ſich nach mir richten ſoll: aber ich werde mich auch nicht nach ihm richten. Das wäre der erſte, der's ſo weit bei mir brächte.

Die Frau. Zieh dich nur allgemach an—

Der Mann. Anziehen? Wozu denn?—Nicht eine Faſer! Wenn ich mir in dem Rocke nicht zu ſchlecht bin, ſo werd' ich's dem Grafen wohl auch nicht ſein.

Die Frau. Du alter Adam! man hat doch nichts als Schande von dir.

Der Mann. Rillchen, Rillchen! nicht zu viel geſchwatzt!—

„Iſt es denn nicht wahr," ſchluchzte die Frau mit halb weinendem Tone. „Ich werde gewiß noch vor Ärger über dich ſterben."

Der Mann. Sei kein Narr, Rillchen!

Die Frau. Wenn ich nur ſchon tot wäre!—(Dabei brach ſie in völliges Weinen aus.) Ich muß mich ja in die Seele ſchämen, wenn die Frau Gräfin meinen Mann ſo einhergehen ſieht wie einen ſchmutzigen Pudel—

Der Mann. Rillchen, es klopft jemand.—

Rillchen öffnete die Tür, und es trat ein abermaliger Bote vom Herrn Grafen herein, der ihn mit Ungeduld erwartete. Er nahm Hut und Stock und ging, ohne ein Wort zu ſagen, fort, ob ihm gleich ſeine Frau mit Tränen um den Hals fiel und ihn um Gottes willen bat, ſie und die ganze Familie nicht durch ſeine ſchlechte Kleidung zu entehren.

Tränend ging ſie an das Fenſter, ſah durch die Scheibe dem Starrkopfe nach und bedachte nunmehr erſt, daß ſie ihm nicht hätte widerſprechen ſollen, um ihn dazu zu bewegen, was ſie wünſchte. Nicht weniger war ſie nunmehr wegen ſeiner Aufführung bei dem Grafen beſorgt.

Der Graf bat ihn mit ungewöhnlicher Herablaſſung, daß er ihm und ſeiner Gemahlin die Erziehung ſeines Sohns überlaſſen möchte, und ſtellte ihm, ſtatt der Bewegungsgründe, die große

Liebe und Gnade der Gräfin für den Knaben und die wichtigen Vorteile vor, die dieſem in Anſehung ſeines künftigen Glücks daraus zuwachſen würden: er ſuchte ſeinen Eigennutz und Ehrgeiz in das Spiel zu ziehen und führte ihm zu Gemüte, daß er ohne die mindſten Unkoſten auf dieſe Weiſe einen Sohn erhalten werde, der alle Stadtkinder an Bildung, Wiſſenſchaft und guten Manieren übertreffe. Der alte Herrmann ſtand unbeweglich da, beide Hände übereinander auf den Knopf ſeines knotichten Stocks gelegt, die eine hinterſte Spitze ſeines großen Hutes zwiſchen den zwei Vorderfingern der linken Hand. — „Nein," ſagte er endlich trocken, als ihn der Graf fragte, was er zu tun geſonnen wäre — „Nein, daraus wird nichts. Wer den Jungen gemacht hat, wird ihn auch erziehen. Mein Sohn ſoll kein Schmarotzer bei Grafen und Edelleuten werden. Wenn er ſo viel lernt, wie ich, daß er ſich ſein Brot notdürftig verdienen kann, da hat er genug: nach den übrigen Fratzen ſoll er mir nicht eine Hand aufheben. —"

„Aber ihn an ſeinem Glücke, an ſeiner Bildung zu hindern, iſt doch ſehr unvorſichtig" — wandte ihm der Graf ein.

„Bildung hin, Bildung her!" fiel ihm Herrmann mit auffahrendem Tone ins Wort. „Mit dem Kopfe an die Wand wollt' ich ihn rennen, daß er krepierte, wenn ſo ein Scheißkerl aus ihm würde, ſo ein geputzter grinſender Tellerlecker, der um die Vornehmen herumkriecht und ihnen den Dreck von den Händen küßt. — Pfui! daß dich der Henker holte!"

Der Graf. Es iſt ja doch beſſer, daß er nicht ſo roh bleibt wie ſein Vater. —

Herrmann. Roh! das bin ich, das will ich ſein, und wer mich nicht ſo leiden kann, der mag mich laſſen, wo ich bin. Ich habe in meinem Leben keinem vornehmen Narren aufgewartet. Ich habe das meinige auf Schulen und Univerſitäten getan, und weit mehr als mancher, der mit ſechs Pferden fährt und Wunder denkt, was er für ein großer Götze iſt. Weil ich nicht um Sterne und Ordensbänder herumſpringen und vornehmen Speichel lecken wollte, wurd' ich freilich nur Einnehmer in einer hochgräflichen Herrſchaft: aber ich mache mir einen Quark aus allen

den Titeln und den großen Aufſchneidereien. Ich will Vornehmen ehrlich und redlich arbeiten, und ſie ſollen mich dafür bezahlen; und dann hundert Schritte vom Leibe! So denk' ich, und ſo ſoll mein Junge auch denken.

Der Graf. Es iſt ſchade um das Kind, daß es ſo einen ungeſchliffenen Vater hat.

Herrmann. Seht mir doch! Sie denken wohl gar, daß Sie dem König Salomo aus dem Steiße gefallen ſind. Weil ich nicht immer an Ihrem Rockzipfel kaue wie die andern dummen Jungen, die, wie angeputzte Strohwiſche, da in Ihrem Vorzimmer herumſtehen; weil ich nicht immer bei jedem Worte die Naſe zwiſchen den Beinen ſtecken habe und mir nicht alle acht Tage mit Reverenzen ein Paar Maſtrichter Sohlen entzweiſcharre; weil ich nicht immer ſchmunzle, mich krümme und winde wie ein Ohrwurm, nicht immer Zeitungen zutrage, nicht immer —mit Reſpekt zu ſagen—jeden Quark lobe und bewundere, der Ihnen aus dem Maule fällt, als wenn's die goldnen Sprüche des Pythagoras wären: deswegen bin ich ungeſchliffen! Deswegen nehmen Sie auch ſolche Schafköpfe in Ihre Dienſte und machen ſie zu Ihren Lieblingen, damit ſie Ihnen beſtändig den Kopf krauen, weil ſie ſelber keinen haben. Wenn's etwas zu ſchmeicheln, zu verleumden, zu höhnen oder zu ſchmarotzen gibt —ah! da ſind ſie die erſten: aber wenn einmal Holland in Not iſt, da ſtehen die Schurken alle da und blecken die Zungen wie die Löwen um Salomons Thron. Ich bin ein ehrlicher Mann, und weiter will ich nichts ſein.—

Der Graf, der ſich durch dieſe derbe Lektion mehr getroffen fühlte, als er wünſchte, und doch über einen Mann nicht zürnen konnte, der ihm wegen ſeiner Dienſte unentbehrlich war, auch ſich einmal in den Beſitz des Rechts geſetzt hatte, ſchlechterdings ohne alle Sitten zu ſein—der Graf, ſage ich, ſpazierte während jener Rede auf und nieder und räuſperte ſich unaufhörlich, weil ihm zu viel daran lag, zum Hauptzwecke mit ihm zu kommen. Er antwortete deswegen kein Wort auf alle ſeine Vorwürfe, unterdrückte ſeinen Unwillen mit meiſterhafter Selbſtverleugnung,

und kam, als die Beredſamkeit ſeines Moraliſten noch einige Zeit in jenem Tone fortgelaufen war, auf die Hauptſache zurück, warum er ihn hatte rufen laſſen. Er bat ihn izt, daß er ſeinem Sohne nur wenigſtens auf einige Wochen den Aufenthalt auf dem Schloſſe verſtatten ſollte, und zwar bloß aus Gefälligkeit gegen die Gräfin.

„Mit meinem Wiſſen nicht eine Minute!“ unterbrach ihn der Einnehmer. „Es geſchieht nicht, damit iſt das Lied am Ende. Ich ſchämte mich, wenn ich Luſt hätte, Kinder zu erziehen, und mir nicht ſelber eins ſchaffen könnte. Machen Sie's wie ich! ſo brauchen Sie keins zu borgen. Wenn Sie ſonſt nichts wollen, ſo geh' ich.“

„Das kann Er!“ ſagte der Graf mit empfindlichem Tone; und Herrmann hatte die Tür ſchon in der Hand, ehe er es herausgeſagt hatte.

Warum es ſich der Graf ſo ſehr angelegen ſein ließ, den ſtörriſchen Mann zu einer Sache zu bewegen, die er im Herzen als eine große Gnade betrachtete und Andere auch dafür angenommen hätten?—Dazu trieb ihn keine Urſache als die Politeſſe, ſeine oberſte Geſetzgeberin. Aus Menſchenliebe hatte er noch in ſeinem Leben ſehr wenig Gutes getan, aber aus Politeſſe ungemein viel: jene konnte man ihm ungeſtraft abſprechen, allein wenn er in Anſehung dieſer ſich nur der mindeſten Unterlaſſungsſünde bewußt war, ſo quälte ihn ein ſolcher Gedanke ſo ſtark und verurſachte ihm eine ſo unruhige Ängſtlichkeit, als Mord und Totſchlag einem aufgewachten Gewiſſen. Selbſt aus Liebe zu ſeiner Gemahlin, die er doch zu gewiſſen Zeiten recht herzlich zu lieben glaubte, bewegte er nicht eine Hand; und wenn es zuweilen ſchien, als ob er die Erfüllung eines ihrer Wünſche mit ſo lebhaftem Eifer betriebe, um ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen, ſo lag die Schuld fürwahr nicht an ihm, ſondern an dem falſchen Urteile der Leute, die bei ihm die nämlichen Bewegungsgründe vermuteten, nach welchen ſie vielleicht handelten: nein! ſich, ſich wollte er eine Gefälligkeit erzeigen: ſich wollte er das ſüße Bewußtſein verſchaffen, daß er abermals einen rühmlichen Beweis ſeiner

Galanterie und Politeſſe abgelegt habe. Jede ſolche Handlung war ihm gerade ſo lieb als dem Helden ein erfochtener Lorbeer. Deswegen ging er jetzt nach dem Abtritte des alten Herrmanns ſo unmutig und troſtlos im Zimmer herum als ein Menſch, der in einer verdrießlichen Stellung weder ein noch aus weiß; denn er hatte ſich vorgenommen, der Gräfin mit dem kleinen Heinrich zu ihrem Geburtstage ein Geſchenk zu machen, und der verzweifelte Geburtstag war ſchon übermorgen. Welch eine Not!

Viertes Kapitel

Die Frau Herrmann konnte vor brennender Ungeduld die Rückkunft ihres Mannes nicht in der Stube abwarten: kein Tropfen Kaffee ſchmeckte ihr: ſie mußte ſich ſchlechterdings in die Tür ſtellen, wo ſie noch mit glühenden Backen ſtand, als ihr Mann um die Ecke der nächſten Gaſſe herumkam. Gern wäre ſie ihm entgegengegangen, wenn ihr nur der leidige Wohlſtand nicht verboten hätte, ſich im Negligé über die Türſchwelle zu wagen.—Warum geht er nur ſo langſam?—Ach! da führt der böſe Feind gar einen Mann her, mit dem er ſpricht!—Die arme Frau möchte vergehen über dem ewigen Geſchwätze: der Hals wird ihr ganz trocken, ſie ſchmachtet vor Erwartung, ſie kann auf keiner Stelle bleiben, tut bald einen Schritt vorwärts, bald einen rückwärts.—Izt nehmen ſie Abſchied; jetzt kömmt er.—„Was wollte der Graf?“ ſchwebt ihr ſchon auf der Zunge; ſie ſteht unbeweglich da und ſtrebt ihm mit Kopf und Bruſt entgegen.—„Was wollt“... iſt ſchon ausgeſprochen.—O ſo muß der leibhafte Teufel mit im Spiele ſein: nicht zwei Schritte iſt er von der Tür, da ruft ihn der Herr Nachbar ans Fenſter: man möchte unſinnig werden; vor heute Abend erfährt die arme Frau gewiß nichts.—Die Tränen ſtehen ihr ſchon in den Augen vor Ärger, und dreimal knirſcht ſie unwillig mit den Zähnen—aber nein! ſie hatten einander nur ein paar Worte zu ſagen, und der Mann kömmt mächtig dahergeſchritten.

„Was wollte der Herr Graf?“ rief ihm die Frau mit freudigem Tone entgegen, indem ſie auf die unterſte ſteinerne Stufe vor der Tür herabſtieg.—Der Mann ging in das Haus und antwortete nichts.— „Adam, was wollte der Herr Graf?“ wiederholte ſie mit etwas ſtärkerer Stimme, als ſie hinter ihm drein in den Hof ging.

Der Mann. Was wollte er?—Nicht viel Geſcheidtes! was ſolche Leute immer wollen!

Die Frau. Nun? ſo erzähle mir doch, Adamchen!—Dachte er nicht an unſern Heinrich?

Der Mann. Mehr als zuviel!—Das iſt heiß!—(und ſo jagte er mit ſeinem Stocke ein paar Hühner von einer alten Schnitzbank und nahm ihren Platz ein.)

„Was ſagte er denn von unſerm Heinrich?“ ſetzte die Frau das Geſpräch fort, indem ſie ſich mit halbem Leibe auf des Mannes linke Schulter legte.

Der Mann. Kannſt du dir einbilden, Nillchen? Er will unſeren Jungen zu ſich auf das Schloß haben und einen Narren aus ihm machen.

Ach!—tat die Frau einen lauten Schrei vor Freude.

Der Mann. Aber ich hab' es ihm rund abgeſchlagen.

Die Frau. Abgeſchlagen!—(Dies ſprach ſie mit der leiſen erlöſchenden Stimme eines Kranken, der eben abſcheiden will: in den Augen zogen ſich ſchon eine Menge wehmütige Feuchtigkeiten zuſammen.)

Der Mann. Mein Junge ſoll nicht ſo ein Taugenichts, ſo ein Tagedieb werden wie die Schlaraffengeſichter, die da beſtändig hinter dem Grafen dreinziehen.

Die Frau. So eine hohe Gnade! und abgeſchlagen!—Du biſt ein recht ungeſchliffener Mann—(wobei er einen wegſtoßenden Schlag von ihrer Hand bekam.)

Der Mann. Der Graf mag ſeine Gnade für ſich behalten; ich brauche ſie nicht. Nicht den Hut nehme ich dafür ab.—Wo willſt du hin, Nillchen?

Die Frau. Zur Frau Gräfin, um ihr zu ſagen, daß mein Mann den Verſtand verloren hat!—

„Nillchen! bleib hier!“ antwortete er ganz gelaſſen und zog ſie bei dem Rocke von hinten auf die Bank zurück. — „Wenn du einen Schritt tuſt, Nillchen,“ fuhr er mit geſetzgebendem Ton fort, „um den Jungen bei der Gräfin anzuſchmarotzen, ſo ſchließ ich ihn oben in den großen Kleiderſchrank, daß ihn der Teufel nicht herauskriegen ſoll, ſo lange ich nicht will; und müßt' er gleich darinnen verſchmachten.“

Die Frau. Das kannſt du: ich gehe doch. Ich will deine Grobheit nicht auch auf mich kommen laſſen. —

„Nillchen,“ ſagte der Mann mit dem nämlichen kalten Blute und zog ſie auf die nämliche Art bei dem Rocke zurück — „da halte meinen Stock! ich komme gleich wieder. —“

Sie ſetzte ſich; er ging und kam nach einigen Minuten zurück. — „Nun kannſt du zur Gräfin gehen,“ ſprach er trocken, nahm ihr ſeinen Stock ab und ſetzte ſich.

Die gute Frau vermutete wohl hinter dieſer plötzlichen Sinnesänderung einen böſen Streich und ging alſo mehr aus Neubegierde, um zu ſehen, ob er wirklich die Tollheit begangen habe, den kleinen Heinrich einzuſchließen. Sie rief an dem Kleiderſchranke und in allen Winkeln: nirgends war ein Heinrich, der ihr antwortete. Ihre Empfindlichkeit wurde durch dieſes hämiſche Verfahren noch mehr gereizt — denn ſie glaubte wirklich, ihr Mann habe ihn irgendwo verſteckt — und wollte ihren Willen deswegen ſchlechterdings durchſetzen: haſtig warf ſie einen Teil ihres Negligés von ſich und wollte ſich anputzen, um zur Gräfin zu gehen. Sie eilte zur Kommode — ſie war verſchloſſen: zum Schranke — er war verſchloſſen. Nun merkte ſie wohl die Bosheit: ihr Mann hatte ihr vorhin, als er ſie verließ, alle Kleider eingeſchloſſen und die Schlüſſel zu ſich geſteckt.

Sie wußte nicht, ob ſie zu ihm zurückgehen oder bleiben ſollte: endlich entſchloß ſie ſich kurz, legte ihr Negligé wieder an und wanderte in den Hof zurück, feſt entſchloſſen, Ärger und Verlegenheit zu verbergen.

„Warum gehſt du denn nicht?“ fragte der Herr Ehegatte, tückiſch nach ihr hinſchielend.

„Ich will warten bis Nachmittag," erwiderte ſie mit perſi-flierendem Tone und ließ ſich neben ihm nieder. Er ſaß da, beide Hände vor ſich auf den Stock geſtemmt, das Kinn auf die Hände geſtützt, den Blick vor ſich hin nach dem Hauſe gerichtet: der linke Schoß des Überrockes hing nach der Länge über die Bank hinten herunter. Hurtig wiſchte die Dame mit der rechten Hand leiſe in ſeine Taſche, holte einen Schlüſſel heraus und—huſch! damit in die andere Hand unter den Mantel! Die Rechte tat noch ein paar ſolche heimliche Gänge, bis alle nötigen Schlüſſel durch dieſen Hokuspokus ſich unter ihrem Mantel befanden: alsdann tat ſie einen verſtellten Seufzer, wandte mit angenommener Niederge-ſchlagenheit eine ökonomiſche Angelegenheit vor und ging, inner-lich triumphierend, langſam ins Haus.

Deſto ſchneller flog ſie die Treppe hinauf und zum Kleider-ſchranke. Keine Schleife wurde aufgeknüpft, alles heruntergeriſſen, mit freudiger Übereilung das ſchönſte Galakleid herausgeholt, die ſchönſte Haube aufgeſetzt, und in einer halben Viertelſtunde wallte ſchon ihr Buſen vor Entzücken unter dem flornen Halstuche, und ihr Herz klopfte vor Freude über ihre gelungene Liſt und vor Triumph, ihren Mann zu übertrotzen, ſo hoch, daß die ſeidne Kon-tuſche kniſterte. Nicht zufrieden geſiegt zu haben, wollte ſie ihren Gegner auch kränken: noch einen ſelbſtgefälligen Blick in den Spiegel!—und dann nahm ſie alle eroberte Schlüſſel zu ſich und rauſchte glühend und ſich räuſpernd die Treppe hinunter in den Hof. Da ſtund ſie vor dem Manne, der ſtaunend die Augen weit aufriß und haſtig mit der Hand in die Taſche fuhr: er wurde bald inne, wie man ihn überliſtet hatte, aber er ließ ſich nichts merken.

„Ich will zur Frau Gräfin gehn," ſprach ſie mit ſpöttiſcher Gleichgültigkeit, machte eine tiefe Verbeugung und ſagte—„Leb wohl."

Nillchen,—rief der überwundene Ehegatte mit der äußerſten Kälte, ob ihm gleich der innerliche Groll beide Backen mit einer merklichen Röte färbte,—„warte noch ein wenig! Ich habe mich anders beſonnen.—"

Millchen hielt dieſen vorgegebenen Vergleich für eine neue Liſt, wodurch er ſich für ihre Taſchenſpielerei deſto empfindlicher rächen wollte; ſie wartete nicht.

„So warte doch!“ rief er abermals, ging ihr nach und erwiſchte ſie in der Hoftüre bei dem kannevaßnen Rocke. — „Warte doch! Ich habe mir's überlegt: ich will meinen Jungen aufs Schloß geben.“

Sie ſah ihn mißtrauiſch an und wußte nicht, ob ſie ſeiner trocknen ernſten Miene glauben ſollte. — „Nun gut!“ ſagte ſie endlich, „ſo will ich zur Gräfin gehen und ihr deinen Entſchluß melden.“

Der Mann. Ja, das ſollſt du! — Aber ſage mir nur erſt: welche Bündel Stroh ſoll denn der Pfarrknecht kriegen? — Er möchte indeſſen kommen.

Die Frau. Daß du ihm ja nicht die guten gibſt!

Der Mann. Zeige mir ſie doch, ehe du gehſt, damit du nicht hernach wieder ſprichſt, ich gebe alles weg, wenn ich die unrechten —

„Komm! ich will ſie dir zeigen,“ unterbrach ſie ihn und tanzte, wie ein triumphierendes Mädchen nach der erſten Eroberung, über den Hof nach der Scheune hin. Der Mann ſchlenderte langſam hinter drein.

Das Tor wurde geöffnet: ſie trat mit vorſichtigem Schritte, um die weißen ſeidnen Schuhe nicht zu verletzen, unter die Strohbündel und erhub den rechten Zeigefinger, dem Manne deutlich und augenſcheinlich zu demonſtrieren, was er tun ſollte. Mitten in ihrer Demonſtration hörte ſie das Tor hinter ſich knarren, ſie ſah ſich um und entdeckte — daß ſie eingeſchloſſen war.

„Adam, Adam! wo biſt du?“ rief ſie mit innerlicher Angſtlichkeit; umſonſt: Adam legte eben das große Schloß vor das Scheunentor, ſchnappte es zu, ſagte nicht eine Silbe und ging langſam in das Haus.

Nun merkte die arme eingeſperrte Frau wohl, durch welche betrügeriſche Verſtellung ſie hintergangen war, daß ſie in dieſem dunkeln Gefängniſſe aushalten mußte, ſo lang es ihrem Mann beliebte, daß ſie nicht zur Frau Gräfin gehn konnte, daß ihres Mannes Trotz die Oberhand behielt — „Ach!“ rief ſie bei dieſem letzten entſetzlichen Gedanken aus, riß daß weiße Schnupftuch mit thea-

traliſchem Anſtande aus der Taſche, bedeckte ihr betrántes Geſicht und ſank auf ein Bündel Stroh hin—ob in Ohnmacht?—das weiß ich wahrhaftig nicht: aber ich zweifle; denn es war ja niemand in der Scheune, der es geſehn hätte.

Voller Schadenfreude nahm indeſſen der Mann den geraden Weg nach Heinrichs Schlafkammer, fand ihn nicht, ſtutzte, ging weiter: er durchwanderte das Haus von dem oberſten Bodenwinkel bis zum unterſten Keller, ſuchte, rief—vergebens: er ging vor die Tür, in den Hof—nirgends eine menſchliche Kreatur, die Heinrich heißen wollte!—Hui! dachte er, daß mir die Frau den Streich geſpielt und den Jungen auf das Schloß voran geſchickt hat! Warte, Nille! wir wollen dich ſchon kriegen!—

Die Vermutung, ſo falſch ſie auch war, wiegelte ſeine ganze Galle auf: ſeine eheliche Autorität war durch die kränkendſte Hinterliſt beleidigt, und er ſann auf eine exemplariſche Strafe für eine ſo unerhörte Empörung gegen ſeine geſetzgebende Macht. Die Ehe dieſer beiden Leutchen hatte überhaupt einen ganz originalen Ton: ohne ſich jemals förmlich zu zanken, lagen ſie in beſtändigem Kriege widereinander: nimmermehr ließ eins das andre zur offnen Schlacht, nicht einmal zum Scharmützel kommen, ſondern jeder Teil ſuchte den andern beſtändig durch heimtückiſche Überfälle, Streifereien und liſtige Kniffe zu necken, und mitten unter ſolchen Plagereien liebten ſie ſich ſo feurig als nur jemals ein Paar, das der Trauring verknüpft hat.

Sobald es bei ihm ausgemacht war, daß er, trotz der Einſperrung ſeiner Frau, der überwundne Teil ſei, ſo machte er, weil ſich allmählich die kleinſtädtiſche Zeit des Mittagseſſens näherte, in eigner Perſon Anſtalt dazu. Seine Kochkunſt war äußerſt gering, und wenn ſie auch einen weitern Umfang gehabt hätte, wollte er doch vorſätzlich nichts hervorbringen als eine Waſſerſuppe. Um ſich aber nicht zugleich ſelbſt zu ſtrafen, ſtillte er erſt ſeinen Appetit mit einigen ſoliden Stücken geräucherten Fleiſches, und als die kalte Küche verzehrt war, richtete er ſeine magere ungeſalzene Waſſerſuppe an, deckte den Tiſch, ſetzte ſein einziges Gericht in die Mitte und rings herum eine große Menge leere Schüſſeln.

Darauf ging er zur Scheune, öffnete ſie und lud ſeine Gefangene zur Mittagsmahlzeit ein.

„Ich mag nicht eſſen," ſagte ſie etwas ſchnippiſch, kehrte ihm den Rücken und ging an das andre Ende der Scheune.

Der Mann. Rillchen, du wirſt dich doch nicht zu Tode hungern wollen! Komm! Die Frau Gräfin hat die hohe Gnade gehabt, uns ein ganzes Gaſtmahl zu ſchicken—vor großer Freude, daß unſer Heinrich bei ihr iſt. Sie hatte ſogar die allerhöchſte Gnade und ließ uns verſichern, daß wir alle Tage ein paar Schüſſeln aus ihrer Küche könnten holen laſſen: aber das ſieht mir ſo almoſenmäßig aus: ich hab' es ausgeſchlagen.

„Ausgeſchlagen!" rief die leichtgläubige Ehefrau. „Ja, wenn du deiner Frau eine Mühe erſparen kannſt, ſo tuſt dus gewiß nicht."

Der Mann. Wenn ich's angenommen hätte, alsdann, denkſt du, brauchteſt du nicht mehr zu kochen?—Rillchen, eben deswegen hab' ich's ausgeſchlagen, damit du das Kochen nicht verlernſt, bloß um deines Beſtens willen!—Die Frau Gräfin ließ beſonders ſehr viele gnädige Komplimente an dich machen.

Die Frau. Es iſt doch eine recht liebreiche Dame—(wobei ein tiefer Knix in das Bündel Stroh hinein gemacht wurde, worauf ſie ſtand).

Der Mann. Das iſt ſie! Der Laufer fragte ſehr nach dir, Rillchen: ob er vielleicht gar Präſente für dich mitbrachte? Es kam mir ſo vor—

Die Frau. Und da fragte der alte Adam auch nicht weiter?

Der Mann. Was ſollt' ich fragen?—Ich ſagte ihm, meine Frau wäre im Gefängniſſe, nach Tiſche käme ſie los, alsdann könnt' er ſie ſprechen.

Die Frau. Und das ſagteſt du ihm?—Wahrhaftig, es wäre kein Wunder, wenn man ſich zu Tode bei dir ärgerte. Mir ſolche Schande zu machen!

Der Mann. Was iſt denn das nun für Schande mehr!—Wenn ein Beutelſchneider auf dem Diebſtahl ertappt wird, ſo ſteckt man ihn ein: wenn dirs keine Schande geweſen iſt, meine

Taſchen zu beſtehlen, ſo kann dich's auch nicht beſchimpfen, daß man dich in Arreſt gebracht hat.—Aber komm! ehe das Eſſen kalt wird! es ſind ſehr fette Speiſen dabei.

Die Arreſtantin folgte ihm halb mit Betrübnis, daß ihre Einſperrung durch ihren eignen Mann bekannt gemacht war, halb mit freudigem Verlangen nach dem verſprochenen herrlichen Gaſtgebote und den noch herrlichern Geſchenken, die nach Tiſche ſich wieder einfinden ſollten.

Sie trat in die Stube: wie verſteinert ſtand ſie da, als ſie ihre Leichtgläubigkeit abermals auf das Schändlichſte betrogen fand, biß ſich in die Lippen und vermochte vor Scham kein Auge aufzuheben. In der Beſtürzung ließ ſie ſich vom Manne an den Tiſch führen und auf einen Stuhl ſetzen: welch neue Bosheit! Der Heimtückiſche hatte die Waſſerſuppe ſo reichlich mit Zwiebeln—einem für ſie unleidlichen Gewächſe—angefüllt, daß ihr der entgegenkommende Geruch den Atem verſetzte.

Was war zu tun?—Eſſen konnte ſie weder vor Ärger, der in ihr bis zu den Lippen heraufſchwoll, noch wegen der widrigen Zubereitung des Gerichts. Adam hingegen, ſo übel es ihm ſelbſt ſchmeckte, aß ihr zum Trotze mit einer Begierde, als wenn es der köſtlichſte Leckerbiſſen wäre.

„Sage mir einmal!“ fing er nach einem langen Stillſchweigen an, „wenn haſt du denn Heinrichen auf das Schloß geſchickt?“

Die Frau kratzte mit den Fingern auf dem Tiſchtuche, ſenkte den tränenvollen Blick unbeweglich auf den Teller, ſchluchzte und ſchwieg.

„Nillchen, ſei kein Trotzkopf!“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort. „Sage mir's aufrichtig, wenn haſt du den Jungen zur Gräfin geſchickt?“

Die Frau. Ich hab' ihn nicht geſchickt.

Der Mann. Wo iſt er?—Verſchweig mir's nicht, wenn du ihn verſteckt haſt! er iſt weg. Wenn er mit deinem Wiſſen und durch deinen Vorſchub, bloß um mir zu trotzen, aus dem Hauſe gekommen iſt, ſo ſoll—ich will nicht ſchwören—aber der Teufel ſoll mich holen, wenn ich zeitlebens wieder in einem Bette mit dir ſchlafe.

Bei ſo vielem Ernſte war ein zeitiger Rückzug das klügſte: ſie fühlte ihre ſchlimme Lage und die Notwendigkeit, ihm durch Nachgeben auszuweichen, ſo lebhaft, daß ſie ihm ſogleich ins Wort fiel und mit einem teuren Eide verſicherte, ſie wiſſe nichts von dem Knaben.

Der Mann. So komm, wir wollen ihn ſuchen!

Dieſe Auffoderung geſchah freilich zum Teil aus heimtückiſcher Abſicht, weil er nicht glaubte, daß ſie ihr Gewiſſen bei ihrem Schwur rein und unbefleckt erhalten habe: er wollte ihr die Kränkung antun, ſie an einem Tage, wo ſich keine Seele im ganzen Städtchen putzte, in ihrem Galakleide durch alle Gaſſen, und bei der großen Sonnenhitze durch Staub, über Stock und Stein zu führen. Sie wollte zwar zur Umkleidung Anſtalt machen, allein er faßte mit einem Griffe ſo plötzlich Hut, Stock und ihren Arm, daß keine Zeit zur Einrede übrig blieb: der Marſch ging fort. Mit der Neubegierde der kleinen Städte, wo die Leute hinter den niedrigen Fenſtern, wie die Diebe hinter dem Buſche, auf die Vorübergehenden lauren, waren gleich alle Häuſer die ganze Gaſſe durch mit Menſchenköpfen beſetzt, an welchen ſich die Naſen rümpften, oder die Lippen ſpöttiſch grinſten, oder die Augen ſich weit aufſperrten, als unſer edles Paar vorbeiſpazierte. Etwas komiſch war der Anblick, an dem Arme eines ſo unſauber gekleideten Geſellen die Dame in dem auserleſenſten Schmucke dahinwandeln zu ſehn: doch das war noch lange nicht der unangenehmſte Akt des Poſſenſpiels. Ungegeſſen, ohne Schutz und Schirm wider die Sonne, in dem durchhitzten Sande, auf offnem Felde, bei der brennendſten Mittagsglut, unter beſtändiger Ängſtlichkeit, daß vielleicht dem Anzuge ein Unglück widerfahre, mit ziemlich ſtarken Schritten dahinzutraben, das war allerdings eine ausgeſuchte Strafe, und man mußte mehr als grauſam ſein, um einen weiblichen Eigenſinn ſo beſtrafen zu können. Der Spaziergang wurde zwei Stunden lang fortgeſetzt: das arme Weib ſchmachtete, der Schweiß rann in ſtarken Strömen herab und tigerte die apfelgrüne Kontuſche mit Flecken: aber Trotz und Verzweiflung gaben ihr Mut: ſie ſpannte alle Kräfte an, um ihren Schmerz nicht merken zu laſſen oder um

Verminderung ihrer Qual zu bitten. Endlich, da faſt alle Nerven ihrer Standhaftigkeit erſchlafften, nötigte ſie ihr ſtrenger Geſetzgeber in einem kleinen Tannenwäldchen auszuruhen. Traurig ſaß ſie da und ſcheuerte mit dem Schnupftuche an den unauslöſchbaren Flecken ihrer Kleidung und brach in bittres Weinen aus, als ſie alle Wahrſcheinlichkeit den gänzlichen Untergang der geliebten Kontuſche erwarten hieß.

„Weiter! wir müſſen aufbrechen!" rief der grauſame Mann und hub ſich von der Erde auf.

„Ich kann nicht mehr," rief die Frau mit ſchwacher Stimme —„mir ſchwindelt." —

„Fort! fort!" erſchallte abermals und zwar etwas gebietriſcher, wobei er ihr zugleich die Hand reichte und ſie aufhob. War es Verſtellung oder wirkliche Kraftloſigkeit?—genug, ſie ſank wieder zurück und würde ſich den Kopf an einem Stamme zerſchmettert haben, wenn er ſie nicht beizeiten aufgefangen hätte.

Der Mann. Wir müſſen aufs Schloß: izt wird die Gräfin abgeſpeiſt haben. Willſt du deine Präſente nicht holen?

Die Frau. Bringe mich doch lieber gleich um, du Barbar! Da! ſchlag mich vor den Kopf oder hänge mich hier an einen Baum! Weiter willſt du doch nichts als daß ich wegkommen ſoll, damit du wieder eine andre zu Tode plagen kannſt, du Weiberhenker!

Der Mann. Laß gut ſein, Nillchen! Laß gut ſein!—Marſch!

Die Frau. Nicht eher ſollſt du mich von der Stelle bringen, als wenn du mich in Stücken zerreißeſt.

Der Mann. Ach warum nicht gar? Da werd' ich mir wohl ſo viele Wege machen und dich ſtückweiſe wegtragen. Lieber transportiere ich dich auf einmal im Ganzen.

Wie ein Blitz hatte er ſie auf ſeine Schultern geladen, und ſo ſehr ſie mit Händen und Füßen kämpfte, ſo packte er ſie doch ſo feſt, daß ſie ſich nicht loszureißen vermochte; und nun fortan! wie ein Römer mit einer geraubten Sabinerin auf dem Rücken, eilte er über das Feld hin, nach dem Städtchen zu! Jedermann blieb vor Verwundrung ſtehen, jedermann ließ Sichel und Senſe ruhen,

alle Weiber und Mädchen, ſo weit das blache Feld reichte, lehnten ſich auf die Harken und gafften mit offnem Munde dem ſonderbaren Schauſpiele nach. In der Länge ward ihm doch ihre Laſt zu ſchwer: er ſetzte ſie alſo keuchend unter einem Weidenbaum ab und gebot, den übrigen Weg zu Fuße zu machen. Ergrimmt, daß ſie ſeinen Steiffſinn durch keins von ihren herzangreifenden Mitteln mürbe machen konnte, wollte ſie ihn auf das äußerſte treiben und beſchloß bei ſich, ſchlechterdings nicht von der Stelle zu gehen. Nach einer dreifachen Ermunterung zum Aufbruche fragte er ſie: „Willſt du nicht mit, Rillchen?“ — Hierauf bekam er nichts als ein trotziges, flüchtig hingeworfnes Nein. — „So bleib hier! Ich will dir einen Wagen ſchicken,“ ſprach er und verließ ſie.

Hier ſaß nun die arme Betrübte unter einer großen Weide mitten auf einem ungeheuren Felde, wenigſtens eine gute Stunde von der Stadt, und wußte nicht, ob ſie gehn oder bleiben, ſein Verſprechen in Anſehung des Wagens für Spott oder Ernſt annehmen ſollte. Ihm nachzulaufen? — welche Erniedrigung für ihren ohnehin ſchon tief verwundeten Stolz! welcher Triumph für die Schadenfreude ihres Mannes! Da zu bleiben und den Wagen zu erwarten? — wie mißlich und zugleich wie gefährlich! Wenn er ſie nun bis in die ſpäte Nacht warten ließe? — denn einer ſolchen Tyrannei wäre er fähig — Wenn ſie nun nach langem Warten mit Spott und Schande für ihre abermalige Leichtgläubigkeit zurückkehren müßte?

Ihre Verlegenheit und ihr Kummer ſtieg wirklich ſo hoch, daß ſie mit heißen Zähren den Kopf in die Hände legte und im völligen Ernſte den Himmel um ein ſchleuniges Ende anflehte; ſehr leid tat es ihr, daß nicht gerade ein Gewitter über dem Horizonte ſtand, um ſich einen hülfreichen Donnerſchlag ausbitten zu können. Weder ihr körperlicher Zuſtand, noch ihre weite Entfernung von dem Städtchen war ſo höchſttraurig: aber ihr überwältigter Trotz, ihre überliſtete Feinheit, die kalte Grauſamkeit ihres Mannes, die tückiſche Schadenfreude, womit er ſie ſo vielfältig hinterging, die Unmöglichkeit, ihm an irgendeiner ſchwachen Seite beizukommen — das, das waren die Stacheln, die ihr Innerſtes, wie der Geier Tityus' Leber, zerfleiſchten.

Ein tüchtiger brausender Zank ist das beste Heilungsmittel wider zurückgehaltnen Aerger: die Natur fing allmählich an, in ihr zu diesem Zwecke zu wirken. Da sie wohl merkte, daß mit dem Tode nichts anzufangen war, setzte sich ihr Blut nach und nach in schnellere Bewegung: sie ließ ihren Lebensgeistern den straffgezognen Zügel schießen, und in weniger denn drei Minuten war die kleinste Nerve zu Streit und Hader gewaffnet. Sie machte sich sogleich auf, um ihrem Manne nachzusetzen und ihren ganzen Grimm ins Gesicht zu schwatzen. Unterwegs bereitete sie sich zu diesem feierlichen Aktus vor und hatte schon den ganzen Dialog im Kopfe, als sie von hinten durch die Gartentüre ins Haus ging.

Aber wie an ihn zu kommen?—Eine Gelegenheit mußte sie doch haben, die den Zank auf eine natürliche Art einleitete: zudem sollte er, nach ihrem Wunsche, den Angriff tun, damit sie durch die Selbstverteidigung zu ihrer beschlossnen Rache berechtigt wäre, Sie wußte für ihren Plan keinen schicklichern Ausweg, als daß sie im Hause herum aus einer Stube, einer Kammer in die andre wanderte und jede Tür mit einer Heftigkeit hinter sich zuschlug, daß sich alle Fenster unaufhörlich in einem erdbebenmäßigen Zittern befanden. Daß nur der alte Fuchs ihre Absicht nicht gemerkt hätte! Anfangs hielt er das Bombardement ruhig aus und schrieb ungestört an seiner Rechnung fort: da es ihm in der Länge zu lästig wurde, ging er hinter ihr drein, und sobald sie aus einer Kammer oder Stube heraus war, schloß er die Tür ab und steckte den Schlüssel ein, ohne nur einen Laut zu sagen. In kurzem war sie so sehr aus allem Vorteile herausgetrieben, daß ihr nichts als die Küchentür übrig blieb, und da sich diese wegen eines Gebrechens am Schlosse nicht verschließen ließ, hub er sie aus: das nämliche tat er mit der Stubentür und ging zu seiner Schreiberei zurück.

Dergleichen Bösewicht! nach so unendlichen Plagereien der armen Frau nicht einmal die Freude zu gönnen, daß sie sich zanken kann!—Dieser neue Streich erhöhte den vorigen Groll: sie wollte mit aller Gewalt durchbrechen und stellte sich zu dem Ende an die hinterste Haustür mit dem wohlgemeinten Vorsatze, sie unaufhörlich auf- und zuzuschlagen: allein bei dem ersten Öffnen lehrte sie

der Zufall ein andres Mittel, das ihren Zweck mit millionenmal ſicherem Erfolge beförderte. Die Türangel war bei der großen Hitze ganz trocken von Öle und ſo durſtig geworden, daß ſie bei jeder Umdrehung in einem hellen ſchneidenden Tone ſchrie: unter allen Unannehmlichkeiten, die ſterbliche Ohren martern können, war dieſes für ihren Mann die angreifendſte, das wußte ſie: was ſie tat, kann man nunmehr leicht raten: das war ſo ein durchdringendes, Mark und Nerven zerreißendes Quieken in einer Leier fort, als wenn ſich alle Türen im Hauſe verſchworen hätten, den Mann muſikaliſch zu Tode zu martern. In der erſten Überraſchung ſchwoll ſein Zorn wohl ein wenig auf, allein ſogleich faßte er ſich wieder, holte einen Strick aus der Kammer, und da ſie ihn mit dieſem Inſtrumente kommen ſah und vermutete, daß vielleicht gar ihr Rücken damit gemeint ſei, verließ ſie beſtürzt ihren Poſten und flüchtete in die Küche. Ohne etwas mehr im Sinne gehabt zu haben, band er die Hoftür, die auch kein zuverläſſiges Schloß hatte, ſo feſt an einen inwendigen Haken, daß mehr als Weiberſtärke dazu gehörte, ſie wieder muſikaliſch zu machen. Ohne ein Wort zu ſagen, ging er zurück an ſeine Arbeit.

Die Frau wollte in Verzweiflung geraten, daß ihr alle Anſchläge mißlungen. Indeſſen daß ſie auf neue Ränke ſann, kam der Laufer des Grafen, überbrachte einen gnädigen Gruß von ſeinem Herrn und drei Bouteillen Wein, mit der Bitte, ſie morgen an dem Geburtstage der Gräfin auf ihre Geſundheit auszuleeren.

„Ich mag keinen Wein vom Grafen," ſagte Herrmann trotzig und ſchrieb, ohne aufzublicken, brummend fort. — „Was für Wein iſt es denn?" fragte er in der nämlichen Poſitur nach einer kleinen Pauſe.

„Ungarwein" antwortete der Laufer.

Herrmann ſtund von ſeinem Stuhle langſam auf, ſteckte die Feder hinter das rechte Ohr, zog den Kork von der Flaſche, ſetzte an und tat einen herzhaften Schluck. — „Er iſt gut," ſprach er, indem er ſie wieder auf den Tiſch ſtellte; „ich will ihn behalten."

„Zugleich," fuhr der Laufer fort, „ſoll ich Ihnen auch die Nachricht von Ihrem Heinrich bringen —"

Herrmann. Iſt der verfluchte Junge auf dem Schloſſe?

Der Laufer. Ja, ſchon ſeit heute früh um ſechs Uhr. Er iſt heimlich aus dem Bette fortgeſchlichen und war ſchon lange da, ehe Sie zum Grafen kamen: aber er bat inſtändig, daß wir ihn vor Ihnen verſtecken ſollten. So iſt er in unſrer Stube geblieben, bis es der Graf erfuhr und ihn zu ſich aufs Zimmer kommen ließ. Er hat ihn dem Kammerdiener übergeben, bei dem er wohnen und ſchlafen ſoll. Man konnt' ihn gar nicht bereden, wieder wegzugehen, und er läßt ihnen ſagen, daß Sie ſich weiter nicht um ihn bekümmern ſollten, er wäre verſorgt.

Herrmann. Darum braucht er nicht zu bitten, daß ich mich nicht weiter um ihn bekümmern ſoll.—Nicht einen Fuß darf er mir wieder über die Schwelle ſetzen, der Tagedieb!—

Er tat zu gleicher Zeit einen zweiten Schluck aus der Flaſche, die er beſtändig während des Sprechens in der Hand behielt.— „Der Wein iſt recht gut," ſagte er freundlich, als er abſetzte.

Der Laufer. Morgen werd' ich Ihnen mehr bringen, wenn der Herr Graf weiß, daß er Ihnen ſo gut ſchmeckt.

Herrmann hatte während dieſes Verſprechens den dritten Schluck getan und antwortete mit beinahe ſtammelnder Zunge: Es ſoll mir lieb ſein.

„Sagen Sie nur dem Grafen," ſetzte er hinzu, als der Laufer Abſchied nahm, „er möchte meinen Heinrich bei ſich behalten, ſo lang er wollte—er darf ſich gar nicht fürchten, daß ich mich deswegen wieder mit ihm zanken werde—ich hab' ihm auch heute früh nichts übel genommen, das kann er verſichert ſein— nur ſoll er mir nicht ſo einen Tagedieb aus ihm machen, wie es die Laffen alle um ihn herum ſind! Oder ich ſchmeiße den Jungen mit dem Kopfe an den erſten Stein, wo ich ihn finde."

Während dieſer halbtrunknen Rede hatte er den Laufer an die Haustür begleitet und nahm izt Abſchied mit einem Händedrucke und dem nochmaligen Auftrage, daß er den Grafen ja verſichern ſollte, er habe ihm heute früh gar nichts übel genommen; er wüßte wohl, daß es des Grafen Art einmal ſei, etwas frei zu reden.— Eine ſolche Verwechſlung der Perſonen begegnete ihm gewöhn-

lich auch bei dem kleinſten Rauſche: immer glaubte er alsdann, daß die Leute ihm die Grobheiten geſagt hätten, wodurch ſie von ihm kurz vorher waren beleidigt worden: widerfuhr es ihm — welches auch nicht ſelten geſchah — daß er in der Trunkenheit jemanden recht derb ausſchalt, ſo beging er, wenn er wieder nüchtern war, die nämliche Verwechſlung und verſicherte ihn herzlich, daß er ihm alles vergeben habe. Beſtändig ſchien er ſich der beleidigte Teil, und nur ſeine Frau machte hierinne eine Ausnahme.

Überhaupt hatte er das Unglück, daß er bei aller Stärke und Klugheit, womit er ihrem Eigenſinn und Trotze widerſtand, gemeiniglich ſein gewonnenes Spiel ſelbſt wieder verdarb. Auch ohne Trunk wurde er immer zunehmend ſchwach, je mehr ſich die Sonne nach Weſten neigte: wie ein Fieber überfiel ihn gegen Abend ein ſo heftiger Paroxysmus von Liebe und Zärtlichkeit, daß er ängſtlich um ſeine Frau herumging und auf alle erſinnliche Weiſe ſie wieder auszuſöhnen ſuchte und oft wegen des Widerſtandes, den er ihr den Tag über mit der überlegteſten Klugheit getan hatte, demütig und reuig um Vergebung bat. Führte ihm nun vollends das Schickſal ein begeiſterndes Getränk in den Weg, ſo war es ganz um ſeine Standhaftigkeit geſchehen: ſein ſchwachnervichter Kopf war auf den erſten Schluck eingenommen, und er wurde bis zum Gecken in ſein Nillchen verliebt. Gegen jeden Andern beobachtete er in einem ſolchen Zuſtande die Regel genau, daß er ſich mit ihm zankte, wenn er den Tag über ſein Freund geweſen war, und ſich mit ihm verſöhnte, wenn er ſich mit ihm gezankt hatte. Deswegen wartete auch ſeine Frau bei mittelmäßigen Bedrückungen gelaſſen den Abend ab oder ſetzte ihm des Nachmittags ein Glas Branntewein in den Weg; denn zu keiner andern Zeit nahm er einen Tropfen ſtarken Getränkes zu ſich.

Bei der Ankunft des Laufers mit dem Weine freute ſie ſich von dem Wirbel bis zur Fußzehe herzinniglich auf die demütigende Rache, die ſie auf ſeine eigne Veranlaſſung an ihm zu nehmen gedachte. Er ging nach dem Abſchiede des Laufers wieder zu ſeiner

Flaſche zurück, doch ohne zu trinken: die vorigen drei Schlucke wirkten ſchon hinlänglich: er ſtund vor dem Tiſche, die linke Hand auf die offne Bouteille gelegt.

„Nillchen," redte er vor ſich hin, „ſo hab' ich dir ja, hol mich der Teufel! unrecht getan! — Du armes Nillchen! habe dir deine Kontuſche verdorben! — habe dich eingeſperrt!"

Er lief die Stube auf und nieder und rang die Hände. — „Was mach' ich nur?" klagte er mit wehmütigem Tone. „Was nur? daß ſie ſich nicht zu Tode grämt? — Ich habe das Herzblättchen ſo lieb und martre ſie ſo! Ich möchte mir gleich die Kehle abſchneiden."

Er blieb mitten in der Stube ſtehen, erblickte ſich im Spiegel: — „O du alter gottloſer Adam!" rief er und ſpie auf ſein Bild im Spiegel. „Was du einmal gemacht haſt! — haſt deine Frau einmal geplagt! Ich möchte dich gleich zu Tode prügeln;" — (und dabei gab er ſeinen eignen Backen eine reiche Ladung kräftiger lautſchallender Ohrfeigen.) — „Da! du abſcheulicher Höllenbrand!" ſagte er ſich im Spiegel dazu. „Du eingefleiſchter Teufel! Wirſt die arme Frau wohl noch unter die Erde bringen, du Katzenkopf! — Ich kann dich nicht mehr anſehn; pfui!"

Mit dem größten Unwillen kehrte er ſich von ſeinem Bilde hinweg und wurde bei der Wendung das Geſicht ſeiner gemißhandelten Ehegattin gewahr, die hinter einem Fenſter, das neben dem Ofen aus der Küche in die Stube ging, ſeine Reue mit kitzelnder Freude belauſchte. — „Nillchen, liebes Engelskind!" rief er und lief mit ausgebreiteten Armen nach ihr hin, daß er wider die Wand taumelte. — „Komm! köpfe, hänge, rädre, erſchieße mich! Ich bins wert. Ich bin ein rechter Teufelsbraten. Hab' ich dich einmal gemartert? — Ach! es tut mir ſo leid! es frißt mirs Herz ab. — Sieh nur! wie ich dich wieder lieb habe! recht lieb, du ſcharmantes Cyperkätzchen!"

Dieſe Liebkoſungen, die beſtändig mit den kläglichſten Ausdrücken der Reue abwechſelten, wurden von einer höchſtkomiſchen Bewegung begleitet: ſo oft er ihr ſeine Liebe beteuerte, hub er das rechte Bein in die Höhe, um durch das Fenſter zu ihr hinauszu-

ſteigen, ob es gleich gute zwei Ellen von dem Fußboden und ſo enge war, daß kaum eine große Katze durchkriechen konnte.

Die Frau antwortete lange nicht: endlich ſprach ſie verdrießlich: — „Es liegt mir nichts an der Liebe eines ſolchen Weiberteufels: erſt reißeſt du deiner armen Frau den Kopf ab, hernach willſt du ihn wieder aufſetzen.“

Der Mann. Will ihn nicht wieder abreißen! — Du ſollſt mich an den Spieß ſtecken und braten wie eine Schöpskeule, wenn ich dir ihn wieder abreiße. — Habe dir Unrecht getan; vergib mirs, mein Augäpfelchen! —

Nach langem Kapitulieren ließ ſich endlich die ſiegende Ehefrau bewegen und kam zu ihm in die Stube: ſie mußte ſich in den Lehnſtuhl ſetzen, er warf ſich zu ihren Füßen und bat ſie in den reuvollſten Ausdrücken, bald mit weinerlichem, bald mit wütendem Tone, unter heftigen Schmähungen gegen ſich ſelbſt um Verzeihung und foderte zum Zeichen der Verſöhnung die Erlaubnis, in ihrem Schoße zu ſchlafen. Um ihn zu beſänftigen, mußte ſie ihm ſeine Bitten zugeſtehn: er warf ſich aus der knienden Poſitur herum in eine ſitzende Lage, legte den Kopf in ihren Schoß, und in einer halben Minute ſchnarchte er ſchon, wie der überwältigte Simſon in Delila's Schoße. Die Frau, um ſich für ihr erlittnes Kreuz zu entſchädigen, langte nach einer von den nahe ſtehenden Weinflaſchen, erſetzte den Abgang ihrer Kräfte durch einige ſtarke Züge ſo reichlich, daß ſehr bald die ganze Stube vor ihrem Blicke ſchwamm, und ſich ihre Augenlieder gleichfalls zu einem herzſtärkenden kummerſtillenden Schlafe zuſammenſchloſſen.

Fünftes Kapitel

Die Reue des alten Herrmanns war wirklich Schuldigkeit: er hatte ihr durch ſeine Vermutung, daß ſie dem kleinen Heinrich heimlich ihm zum Trotze fortgeholfen habe, unrecht getan; denn der Knabe war des Morgens noch vor ſechs Uhr aufgeſtanden, hatte ſich ſelbſt angekleidet, hatte wie ein wahrer Inamorato das

Bild der Gräfin um den Hals gehangen, ſich leiſe aus dem Hauſe hinausgeſchlichen und langte, des Laufers Berichte gemäß, mit dem Schlage ſechs auf dem Schloſſe an. Der Graf trug anfangs Bedenken, ihn ohne Vorwiſſen der Eltern dazubehalten, allein da der Knabe ſich weinend und flehend allen Vorſtellungen widerſetzte, ließ ihn der Graf verbergen und beſchloß, ſeiner Gemahlin den folgenden Tag auf eine eigene Art ein Geſchenk mit ihm zu machen.

Es war bereits zu ihrem hohen Geburtsfeſte ein herrlicher Aufſatz auf die Tafel verfertigt worden, der die Gärten der Alcina vorſtellte: auf Brettern, die auf kupfernen Füßen ruhten, prangten Alleen und Hecken von grünem Wachs, Parterre, Boulingrins und breite Gänge zum Luſtwandeln aus bunten Zuckerkörnern, klare Seen, Teiche, Baſſins von Spiegelglas, Statuen von Meißner Porzellan, Niſchen, Pavillons, Eremitagen, Monumente, in Wildniſſen verſteckt—alles, was nur einen franzöſiſchen Garten verſchönern kann, auf das ſauberſte nach einem ziemlich großen Maßſtabe nachgeahmt. In den beiden entfernteſten Enden des Gartens hatte der Künſtler zwei große Tempel aus Teig, ſtatt des Marmors mit einem nachahmenden weißen Zuckerguſſe überzogen, auf zwei Bergen ſymmetriſch aufgebauet. Beide ſollten im antiken Geſchmack ſein: ein majeſtätiſcher Säulengang umgab einen jeden, und durch die gläſernen Wände leuchtete die porzellåne Gottheit hindurch, welcher ſie geweihet waren. Über den beiden entgegenſtehenden Eingängen, zu welchen hohe breite Stufen hinanführten, kündigte eine goldene lateiniſche Inſchrift den Namen der Gottheit an: der eine war der Treue, der andere der Glückſeligkeit gewidmet. Die zween Tempel gaben dem Grafen einen Einfall, der vermutlich der einzige war, ſolange die ganze Konditorwelt ſteht; es ſollte mitten in dem Garten auf einem beſondern Brette ein großer Tempel eingeſchoben werden, der den kleinen Heinrich, als Amor gekleidet, anſtändiger Weiſe in ſich faßte; und der Graf erfand ſelbſt auf der Stelle die Inſchrift Amori dazu. Der Künſtler wandte demütig die Schwierigkeiten ein, ſtellte den Übelſtand vor, den ein ſo ungeheures Gebäude unter den anderen,

nach einem viel kleineren Maßſtabe verfertigten Gegenſtänden hervorbringen müßte, ließ auch mit unter verſteckter Weiſe ein paar Wörtchen über das Lächerliche und Abenteuerliche der Idee fallen, daß ſich der Erfinder derſelben entrüſtete und mit einem gebieteriſchen — „ich will" — alle Einwürfe, wie mit einem Donnerkeile, niederſchlug. Bald darauf beſann er ſich aber, daß die Kürze der Zeit den Bau eines ſo großen Tempels nicht wohl erlauben möchte, und befahl wegen dieſer weiſen Vorausſehung, bloß eine große Niſche von grünem Lattenwerke aufzuführen. Es geſchah: man nahm dem kleinen Heinrich das Maß zu ſeiner Hütte und war ſchon im Begriffe, Hand an die Arbeit zu legen, als in des Grafens Kopfe eine viel ſinnreichere Idee aufſtand. In dem Nachdenken über die Verſchönerung und den wahrſcheinlichen Effekt des großen Tempels ging er in ſein Kabinet, und ſiehe da! — bei dem erſten Aufſchlagen der Augen traf ſein Blick auf einen Kupferſtich, wo ein verliebter Schäfer den kleinen mutwilligen Amor in einem Vogelbauer ſeiner Geliebten überreichte. Das Bild war wie für ihn erfunden: die Vorſtellung reizte ihn ſo mächtig, daß er ſogleich den Konditor holen ließ, um ihm zu befehlen, daß aus der großen Niſche ein großer Vogelbauer werden ſollte. Der Künſtler war über dieſen Antrag noch mehr betreten und zeigte ihm die Unſchicklichkeit, einen ungeheuren Vogelbauer ohne allen Zuſammenhang mitten in einen kleinen Garten hinzuſtellen, und zugleich die Mißdeutung, der ein Amor im Käfig, ſeiner Gemahlin an ihrem Geburtstage geſchenkt, unterworfen wäre: allein der Graf entrüſtete ſich zum zweiten Male und ward höchſt ungehalten, daß man beſtändig der Ausführung ſeiner Einfälle ſo viele Schwierigkeiten mache, da ſie doch größer und ſinnreicher wären als die elenden Pößchen, die der Konditor auf etliche Bretter hingeklebt hätte. Der Zuckerarchitekt wurde empfindlich über dieſen verächtlichen Ausdruck, bat ſich die Bezahlung für ſeine Arbeit aus, empfahl dem Herrn Grafen, ſich ſeine Vogelbauer ſelbſt zu bauen, und reiſte wieder in die Stadt zurück, woher man ihn verſchrieben hatte.

Unter ſeinen Bedienten hatte der Graf einen, Siegfried genannt, der die andern alle an Dummheit und Bosheit übertraf und

wegen der erſtern bei ihm in vorzüglicher Gunſt ſtand: deswegen trug er auch eine auszeichnende, mit Gold faſt bedeckte rote Liverei nebſt einem roten Federbuſch auf dem Hute, welches einen witzigen Kopf unter ſeinen neidiſchen Kameraden auf den Einfall brachte, ihn des Grafen Mauleſel zu nennen, und dieſe Benennung bei dem Publikum des ganzen Städtchen gebräuchlich und beliebt zu machen. Er war der Ratgeber oder vielmehr Beherrſcher des Grafen: denn weil er alles ohne das mindſte Bedenken billigte und lobte, was ſeinen Herrn durch den Kopf und über die Zunge fuhr, wenn's gleich die gröſste Abgeſchmacktheit war, ſo beſaß er dafür das Recht, mit ebenſowenig Bedenken auch die gröſsten Abgeſchmacktheiten zu fodern und zu erlangen. Gemeiniglich leuchtete ſein Verdienſt am hellſten, wenn der Graf eine ähnliche Widerwärtigkeit, wie izt bei dem Konditor, erlitten hatte, daß klügre Leute eine von ſeinen rohen Ideen nicht billigen wollten: ſogleich berief er alsdenn ſeinen Mauleſel zu ſich, ſtellte ihm die beſtrittene Sache begreiflich vor Augen, und es fehlte ihm niemals, daß ſein Ratgeber ſie nicht ſo bewundernswürdig fand, als ſie klügern Leuten verwerflich und ungereimt ſchien: oft war ſeine Billigung Liſt, meiſtens aber Mangel an Einſicht. Er hatte ſogar jederzeit die Unverſchämtheit, ſich zur Ausführung zu erbieten, und das beſondre Glück, daß ihm der Graf nie Vorwürfe machte, wenn ſie ihm auch mißlang, obgleich dies in den meiſten Fällen geſchah.

Durch die nämliche Öffnung der Tür, die der beleidigte Konditor machte, um aus dem Zimmer zu gehen, wurde auch der Mauleſel hereingerufen: es verſteht ſich, daß er kaum vom Amor im Vogelbauer etwas gehört hatte, als er ſchon in lautes Lachen und laute Lobeserhebungen ausbrach. — „Ich will das ſchon beſorgen: verlaſſen Sie ſich auf mich!“ ſagte er mit weiſer Miene. „Der Zuckerbäcker verſteht das nicht ſo wie ich: ich weiß beſſer, wie man einen Spaß machen ſoll. — Morgen ſoll Ihr Vogelbauer auf dem Tiſche ſtehen — verlaſſen Sie ſich auf mich! —“

Er hielt Wort. Der Tiſchler mußte von Latten einen runden Käfig zuſammennageln, ihn grün anſtreichen, und weil das Gebäude zu Ehren eines Geburtstages aufgeführt wurde, geriet

Siegfried auf die glückliche Erfindung, von dem Koche, ſtatt des Knopfs, eine große runde Biskuittorte darauf ſetzen zu laſſen, an welcher rings herum in einem weißen Zuckergrund mit Piſtatien, blauen, gelben und roten Körnern, ein Vivat nebſt dem Namen der Gräfin eingelegt war. Um niemanden einem Augenblick die Mühe des Nachſinnens zu verurſachen, was für einen Vogel der Käfig enthielt, ließ der Graf um den oberſten Rand desſelben, wo das ſpitzige Dach anfing, einen zierlich ausgeſchnittenen Streifen Poſtpapier, mit der ſchwarzen leſerlichen Aufſchrift L'Amour encagé kleiſtern.

Der Mittag des feſtlichen Tages erſchien. Der kleine Heinrich war bereits in fleiſchfarbnen Atlas gekleidet, ſein lichtbraunes Haar in kurze frei hinwallende Locken geſchlagen und mit einer Roſe geſchmückt, ſein Rücken mit einem Paar Flügeln von Gaze und Fiſchbein geziert, über die Schultern herab hing ihm an einem blauſeidnen Bande ein Köcher von Pappe mit Goldpapier überzogen, ſtatt verwundender Pfeile mit friedlichen Gänſefedern angefüllt; ſeine Rechte hielt den niefehlenden Bogen, deſſen Sehne eine Vorhangsſchnur und ſo ſchlaff war, als da das gute Kind um Mitternacht in dem ſchrecklichſten Regenwetter bei dem alten Anakreon einkehrte. Venus hätte ſich eines ſolchen Sohns nicht ſchämen dürfen, ſo liebreich lächelte ſein weißes rundes Geſichtchen mit den runden roten Backen, und ſo ſchalkhaft ſah ſein geiſtreiches Auge unter den ſchwarzen gewölbten Augenbraunen hervor. Dreimal trat der kleine Bube vor den Spiegel und fühlte die Macht ſeiner Reize ſo ſehr, daß er ſeinem eignen Bilde einen Kuß zuwarf.

Das ganze Städtchen hatte ſich itzo ſchon vor zwei Stunden geſättigt: der Ackerknecht ſpannte die ausgeruhten Ochſen an den Pflug: die gemolknen Stadtkühe wandelten unter dem Peitſchenſchalle ihres Monarchen durch das Tor auf die Weide hinaus, und die hochgräfliche Geſellſchaft ſchritt feierlich durch die weiten Flügeltüren zur Tafel. Der kleine Amor hatte ſich zwar ſehr ſtark geweigert, in den Käfig zu kriechen, und verſichert, daß es wider ſeine Ehre wäre; der Graf mußte ſogar in eigner Perſon ins

Tafelzimmer gehen und ſeinen Ehrgeiz durch die Vorſtellung einſchläfern, daß er's aus Liebe zur Gräfin tun ſolle: ohne Anſtand ſprang er auf den Stuhl und ließ ſich in ſeine enge Wohnung hineinſtecken.

Die Geſellſchaft war ſehr zahlreich und von allen gräflichen und adligen Sitzen aus der Nachbarſchaft zuſammen geladen. Erſtaunt riſſen die Damen ſich von den Händen ihrer Führer los, erſtaunt ließen die Kavaliere ohne Verbeugung die Hände der Damen fahren, als man beim Eintritte in den Saal den hohen babyloniſchen Turm mit dem Knopfe von Kraftmehl mitten auf der Tafel erblickte; nur die Gräfin war mehr verlegen als erſtaunt. Sie mußte ein Lachen verbergen, das ihr die Geſtalt des Käfigs abnötigte; ſie hielt lange meiſterhaft an ſich, doch bei Erblickung des Biskuits, der wie ein runder Strohhut auf dem ſpitzen Dache ſteckte, überwand das Lächerliche alle ihre Stärke: ſie mußte das Schnupftuch herausziehen und ſich ſo lange hinter ihm räuſpern, bis ihr Geſicht wieder in ernſte Falten gelegt war. Noch einen größern Sturz mußte ſie aushalten, als ſie den fleiſchfarbenen Amor darinne ſitzen ſah; ihre Einbildungskraft malte ihr ſchlechterdings wegen der vollkommenen Ähnlichkeit des Hauſes einen Liebesgott vor, der gewiſſe menſchliche Bedürfniſſe abwartete. Sie nahm Tabak, ſie räuſperte ſich, ſie aß Suppe, ſie ſprach mit ihrem Nachbar: nichts half! immer kam das verzweifelte Bild wieder zurück, immer wollten ihre Lippen lachen. Zum Unglück bemerkte jedermann ihre Verlegenheit, ob man gleich die wahre Urſache derſelben nicht erriet: doch ſchien der Graf etwas ſchlimmes zu mutmaßen. Er war ohnehin ſchon mißmütig genug, daß man ſo ſtumm daſaß und ſeine Erfindung auch nicht mit einem Bröckchen Beifall beehrte: geſchah es weil man mit der Gräfin gleiche Empfindung hatte, oder weil man noch ſo ganz nichts von dem Sinnreichen darinne begriff, daß man auch nicht aus Schmeichelei zu loben wagte, ohne ſich zu verraten, daß es bloße Schmeichelei ſei?—das kann ich nicht entſcheiden: ſo viel bleibt gewiß, daß es bei vielen die letzte Urſache größtenteils wirkte, wenn auch die erſte nichts dabei tat; und dieſe Urſache zu entfernen, das heißt, ſich

nach der Abſicht des großen mittlern Korbes zu erkundigen, hielt jedermann nach hergebrachter teutſcher Sitte für unanſtändig.

Ein alter Oberſter, der ſich gänzlich über Zwang und Zurückhaltung hinwegſetzte, brach endlich die Bahn: er wäre ſchon längſt ſo vorlaut geweſen, wenn ihn nicht bisher die Betrachtung des Gartens beſchäftigt hätte: doch izt kam die Reihe an Amors Käfig. — „Was iſt das für ein Stall hier in der Mitte?" fragte er den ſogenannten Mauleſel des Grafen, der horchend hinter den Stühlen herumſchlich und ſpionierte, was für Urteile man über ſeine Arbeit fällte. — „Das iſt kein Stall", antwortete der empfindliche Erfinder. — „Es ſteckt ja doch da ein Vieh darinne: was ſoll's denn ſein?" fragte der Oberſte weiter. — „Leſen Sie doch nur!" war die höchſttrotzige Antwort hierauf.

Der Oberſte folgte ſeinem Rate, ſetzte die Brille auf, las die Inſchriften und brachte mit Hülfe der gegenüberſitzenden Nachbarin heraus: Vivat Sophia Eleonora l'Amour encagé. — „Hm!" brummte der Oberſte, „das ſollte ja wohl heißen: Vivat Sophia Eleonora et l'amour encagé?"

„So?" unterbrach ihn die Gräfin lächelnd. „Das hieße ja ſo viel, als ob ich und die Liebe am beſten aufgehoben wären, wenn man uns einſperrte."

Er ſann nach: — „Der Teufel! ja, das hieß es," fuhr er heraus. „Haben Sie das gemeint, Herr Graf?"

Die Gräfin winkte zwar dem Oberſten, ihrem Gemahl, der keinen Spaß verſtund, die Frage nicht zu wiederholen: allein der übereilte Mann achtete auf keinen Wink, ſondern ſchrie den ganzen ſtreitigen Punkt mit allen Klauſeln über die lange Tafel hinauf: der Graf wurde rot, weil ihm das Geſpräch einen Tadel über ſein Werk in ſich zu ſchließen ſchien, und verbarg ſein Mißfallen damit, daß er ſich ſtellte, als wenn er nichts verſtehen könnte. Unterdeſſen wurde die Materie um und neben dem Oberſten, unter ſeinem Vorſitze, noch genauer unterſucht. Sobald nur Fräulein Hedwig — eine weitläuftge Anverwandtin der Gräfin, die als Wirtſchaftsdame bei ihr lebte und zugleich die Stelle einer Gouvernante bei der Baroneſſe Ulrike verſah, die Krone aller häßlichen Fräulein —

ſobald ſie, ſage ich, heraus hatte, daß ein Amor im Käfig ſteckte, ſo konnte ſie nicht unterlaſſen, die Geſellſchaft mit einem Gerichte von ihrer beliebten Gelehrſamkeit zu bedienen. „Das iſt ja," fing ſie an und reckte den dicken Kopf in die Höhe, „wie dort bei dem Virgilio Marus, wo die jungen Grafen des Aeneas den Amor in einen Topf ſtecken[1])."

„Doch nicht in einen Nachttopf?" ſchrie der unſaubre Herr Oberſte. Ob ſich gleich Fräulein Hedwig bei ſeiner unanſtändigen Frage die Naſe zuhielt und die Miene des Ekels ſich in ihrem Geſichte auf das lebhafteſte ausdrückte, ſo erwiſchte ſie doch die günſtige Gelegenheit, ihrer Gelehrſamkeit Ehre zu machen, mit großer Herzensfreude. „Ach," fuhr ſie fort, „der arme Bube hat ſchon viel Herzeleid ausſtehen müſſen: wie dort bei dem Ambrosius wird er gar mit Stecknadeln geſtochen, und im Cicero Marcus binden ihn die Hofdamen der Königin Semiramis mit ihren jartieres" —

„Womit?" unterbrach ſie der Oberſte. Fräulein Hedwig wiederholte es.

„Mit den Strumpfbändern alſo?" rief der Oberſte.

„Fi!" antwortete das Fräulein mit Naſerümpfen und nahm Tabak. „Wer wird denn ſo etwas über Tafel nennen?"

Der Oberſte. Warum denn nicht?

Fräulein Hedwig. Über Tafel darf man von nichts reden, was unter der Tafel iſt.

1) Der Himmel weiß, was für eine Stelle das hochgelehrte Fräulein Hedwig meint. So viel iſt mir bekannt, daß ſie zuweilen die Verwegenheit hatte, in den lateiniſchen Text der alten Autoren hineinzuſehen, und weil ſie nur hin und wieder ein Wort verſtand, war ihre Überſetzungsart ganz drollicht. Comites Aeneae waren ihr die jungen Grafen des Aeneas: wo ſie duces erblickte, da ſetzte ſie Herzoge hin, und jeden Caesar machte ſie zum Kaiſer: auf dieſe Art gelang es ihr, die ſämtlichen Stände des heiligen römiſchen Reichs in den Virgil hineinzubringen. Vielleicht hat ſie durch eine ähnliche Auslegungskunſt ihren Amor im Topfe herausgekünſtelt. Vermutlich fand ſie in einer ältern Ausgabe irgendeines Autors amor in ollam ſtatt illam; denn das begegnete ihr ſehr oft, daß ſie einem Schriftſteller zuſchrieb, was ein anderer tauſend Jahre vor oder nach ihm geſagt hatte.

Der Oberſte. Das mag wohl bei Ihren Carus und Narrus und wie die Kerle weiter heißen, Mode geweſen ſein: aber ich wüßte nicht, wer mir's wehren wollte, von Strümpfen und Schuhen —

Das Fräulein. Schämen Sie ſich doch! Wer wird denn dergleichen Sachen deutſch nennen? Wenn Sie ja davon ſprechen müſſen, ſo dürfen Sie ja nur chaussure ſagen.

Der Oberſte. Was iſt denn das beſſers? — Ob ich, zum Exempel, ſage: Votre cû large oder —

Indem er die Überſetzung hinzufügen wollte, zog ein allgemeiner Aufſtand an dem andern Ende der Tafel ſeine Aufmerkſamkeit von der vorhabenden Disputation ab. Der kleine Amor hatte in ſeinem Käfig Langeweile: durch die Ausdünſtungen des Eſſens, die eine Atmoſphäre von Wohlgeruch um ihn bildeten, wurde ſein Appetit ungemein rege gemacht: — dieſe beiden Urſachen trieben ihn an, mit ſeinen kleinen Fingern in die Biskuittorte, die auf dem Dache des Käfigs ruhte, hineinzubohren und ſich ein Stück herauszuzwicken. Der Genuß feuerte die Begierde noch mehr an, und da er ringsrum alles, was er durch die offnen Zwiſchenräume der Latten erreichen konnte, heruntergeholt und verzehrt hatte, ſuchte er durch einen Stoß mit dem Bogen der Torte eine Wendung zu geben, daß ſie ihm eine noch unangetaſtete Seite zukehrte: allein der Stoß geriet in der Hitze der Leidenſchaft zu ſtark, die Torte ſtürzte herab, in die Gärten der Alcina hinein, zerſchmetterte Bäume, Hecken und Pavillons, taumelte über die Gartenmauer hinaus und fiel mit lautem Geräuſche in eine Aſſiette hinein, daß ein dichter Platzregen von ſchwarzer Brühe auf die dort Sitzenden herabſtrömte. Alles ſprang auf, ſeine Kleider zu retten, als ſchon die ganze herumgeſprützte Eſſenz auf ihnen lag: in einem Tempo wurde eine ganze Reihe Stühle zurückgeworfen! Bediente ſchrien, daß man ihre Zehen quetſchte: die Kavaliere, denen die emporſchnellenden Fiſchbeinröcke der Damen bei dem Aufſpringen Ohrfeigen gaben, ſtolperten, um ihnen zu entgehen, über die Stühle hinweg: der kleine bucklichte Herr von E** wurde durch den einen Windflügel der Frau Geheimerätin von S** ſo gewaltig aus allem

Gleichgewichte gebracht, daß er zu Boden ſtürzte, und weil ſich die Dame ſogleich auf den zurückgeſtoßnen Stuhl wieder niederſetzte, um ſich die entſtandnen Flecke abzuwiſchen, ſo deckte ſie den ganzen kleinen geſtürzten E** mit ihrem ungeheuren Fiſchbeinrocke zu, und in der Hoffnung, daß ſie bald ihren Sitz verändern möchte, blieb er geduldig liegen. Die gehoffte Veränderung erfolgte nicht, und er fing alſo an, ſich aus ſeinem Zelte herauszuarbeiten. Der Kammerherr T**, der daneben ſtund, ſah unter der Schleppe der Geheimerätin zween ihm bekannte Menſchenfüße hervorkommen und fragte: „E**, wo ſind Sie denn?“ — „Hier!“ ſeufzte der arme Junker unter dem Fiſchbeinrocke hervor, ſpannte ſeine Schnellkraft an und kroch mit den Bewegungen einer Raupe auf allen vieren aus der erſtickenden Atmoſphäre heraus.

Noch wußte niemand, daß der Vogelbauer eine lebendige Kreatur verbarg, ſondern man bildete ſich ein, daß die Torte durch ihre eigne Schwerkraft den gefährlichen Fall getan habe: Amor hatte ſich, dem gegebnen Befehle gemäß, ſo ſtill darinne gehalten, daß man ihn für eine Wachspuppe anſah, und ſeine Bewegungen bei dem Beſtehlen der Torte wurden durch das Geräuſch des Geſprächs verſchlungen. Izt aber ward es ihm unmöglich, länger eine Puppe vorzuſtellen: der genoſſne Biskuit fing an, heftige Unordnungen in ſeinem kleinen Körper zu verurſachen: die Schmerzen wüteten ſo heftig, und die Beſorgnis vor einer entehrenden Aufführung quälte ihn ſo ſehr, daß ſich der arme Bube niederſetzte und bitterlich weinte. Es war gerade Ebbe in der Unterhaltung, und alle Ohren wandten ſich verwundrungsvoll nach dem Orte hin, woher die Klagetöne kamen: einige ſuchten unter der Tafel, aber die Gräfin lenkte ihre Augen ſogleich auf den Käfig, ſah aufmerkſamer als bisher durch die ſchmalen Zwiſchenräume der Latten und wurde mit Erſtaunen ihren lieben kleinen Heinrich gewahr. Hurtig gab ſie Befehl, ihn herauszulaſſen: der ſchöngelockte Liebesgott drückte ſein verſchämtes Geſicht dicht an die Bruſt des Bedienten, der ihn herausnahm, und ließ ſich voll von innerlichen Martern der gekränkten Ehre zum Zimmer hinaustragen. Knirſchend trat er vor der Türe hin, ſtampfte und warf,

voll Ärgers über ſich ſelbſt, den Bogen auf den Fußboden und deckte mit den kleinen Händen das glühende Geſicht zu. Man ſprach ihm Troſt ein; aber ſein kindiſches Herz fühlte ſchon zu ſehr die Stacheln der Ehre und Schande, um ſich durch Worte beruhigen zu laſſen.

Die Gräfin war für ihn beſorgt und zürnte bei ſich nicht wenig über den tollen Einfall ihres Gemahls, der nicht weniger bei ſich über den unſchuldigen Liebesgott ungehalten war, daß er ihm durch ſein unzeitiges Weinen den ſchönen Plan verrückt hatte: denn nach ſeinem Willen ſollte er nach der Tafel mit dem Käfig abgehoben und ſeiner Gemahlin wie ein Papagei zum Geſchenk überreicht werden. Beide ſprachen ſeit dieſer Begebenheit in den übrigen drei Stunden, die man noch bei Tafel zubrachte, wenig oder gar nichts mehr; und die Gäſte aßen, tranken und hatten Langeweile während dieſer Zeit auf die gewöhnliche Art.

Sechſtes Kapitel

Bewundernswürdig iſt der Mann, der zuerſt die Kunſt erfand, ſeine Leidenſchaften, Empfindungen und Urteile ſo tief in den innerſten Winkel ſeiner Seele zurückzudrängen, daß auch nicht eine Linie breit von ihnen durch Miene und Geberden hervorſchlüpfte: aber dreimal, wo nicht mehrmal bewundernswürdiger iſt der Tauſendkünſtler, der zuerſt ſeine Geſichtsmuskeln zur Freundlichkeit anſpannen und ſeine Worte zum Lobe ſtimmen konnte, wenn ſein Herz zürnte und mißbilligte. Wer ſollte glauben, daß die Gräfin bei ſo vielem innerlichen Unwillen, bei ſo lebhaftem innerlichen Tadel, bei ſo ſtarker Empfindung des Lächerlichen in dem Amour encagé, doch nach aufgehobner Tafel den Urheber desſelben ſogleich in ein Fenſter ziehen und ihm mit einer Freude, die faſt bis zur Rührung ſtieg, für ſein abenteuerliches Geſchenk danken und die Art, wie er ihr es machte, als ſchön, neu und intereſſant lobpreiſen würde?—Ja, das tat ſie wirklich: ſie küßte ihrem Gemahle einmal über das andre die Hand und ver-

ſicherte ihn, daß ſie den Knaben weder Tag noch Nacht von ſich laſſen werde, weil er ſie beſtändig an die Dankbarkeit für ihres Gemahls Gnade erinnere. Jedes unter den Anweſenden, als man von der Sache näher unterrichtet war, hielt es für billig, dem Grafen, der ihnen ſo viele und ſchöne Eſſen vorgeſetzt hatte, ein Kompliment über ſeinen Vogelbauer zu machen, daß Michael Angelo durch ſeinen Bau an der Peterskirche nicht zur Hälfte ſo viel Lob und Bewundrung eingeerntet hat, als der Graf Ohlau mit ſeinem hölzernen Käfig. Die Gräfin ging ſo weit, daß ſie dem Manne, der bei der Erbauung die Aufſicht geführt hatte, verbindlich die Hand drückte, ſeine Arbeit als ein Meiſterſtück der Baukunſt erhob und ihn für ſeine Mühwaltung mit zehn Louisdoren beſchenkte. Der Graf ſchwamm in Entzücken: er fühlte ſich über ſich ſelbſt erhaben, wie ein Künſtler, der ein Denkmal ſeines Talents, dauernder als Erz, unzerſtörbar durch Regen, Feuer und Waſſerfluten, vollendet hat.

Natürlich mußte dieſes Entzücken für den Knaben einnehmen, der es veranlaßte: der Graf befahl ſogleich, ihn aufzuſuchen und herbeizubringen, und die Gräfin ging in eigner Perſon nach ihm, um ihn wegen des Unfalles bei Tafel zu beruhigen. Ihre Bemühung kam zu ſpät: die kleine Baroneſſe Ulrike, die ſchon einigemal genannt worden iſt, war ſogleich nach der Mahlzeit mit ihrer gewöhnlichen Übereilung hinausgerennt, um den Liebesgott zu finden, von dem ſie, als er aus dem Käfig herausgenommen wurde, ein hübſches weißes Händchen geſehen hatte, das ſie in dem Augenblicke herzlich gern in die ihrige zu legen, zu drücken, zu liebkoſen wünſchte. Auch bildete ſie ſich ein, daß zu dem hübſchen Händchen ein hübſches Geſichtchen gehören möchte, und eilte deswegen, ihre Neubegierde zu befriedigen, weil ſie auch ſchon in ihrem ſiebenten Jahre eine große Liebhaberin von hübſchen Mannsgeſichtern war. Sie fand ihn auf dem nämlichen Platze ſchlafend, wo er ſich im erſten Unwillen über ſeine beleidigte Ehre hingeworfen hatte. Er lag auf dem Fußboden in einer Ecke des Vorſaales, mit dem Kopfe auf einem hingeworfnen Stuhlkiſſen ruhend: die kleine runde Wange glühte wie ein Abendrot, eine von den niedlichen Händ-

chen war unter dem linken Backen verborgen, die andre lag auf dem rechten gekrümmten Knie. Die Baroneſſe ergriff es, ſtreichelte und drückte ſie mit innigem Wohlgefallen an ihr Geſicht, gab der einladenden Wange einen herzhaften Kuß, kniete, trotz der Konſideration, in welcher ſie eingekerkert war, vor ihm nieder und wiederholte, ſeine Hand in die ihrigen geſchloſſen, den Kuß ſo oft und lange, daß ſie einige Zeit ganz auf dem Geſichte des Knaben liegen blieb. In dieſer Stellung überraſchte ſie Fräulein Hedwig, ihre feinſollende Gouvernante, watſchelte wie eine Gans, die halb fliegt und halb geht, auf ſie zu und riß ſie mit ſolchem Ungeſtüm von dem Liebesgotte hinweg, daß ſie zurückſtürzte. Die Baroneſſe, die überhaupt aus einem ſehr elaſtiſchen Stoffe geſchaffen war, raffte ſich ſogleich auf; und kaum war ſie wieder auf den Füßen, als ſchon die Gouvernante in völliger Rüſtung daſtand, die Hände in die Seiten geſtemmt: ihre ſchielenden Augen leuchteten unbeweglich, wie ein paar Schneeballen aus dem kirſchbraunen aufgeſchwollnen Geſichte hervor, und die breiten aufgeworfnen Lippen zogen ſich wie ein Puderbeutel auf und zu, indem ſie ſprach. „Fi! ſchämen Sie ſich!" fing ſie an. „Sich da, wie ein ſchlechtes Mädchen, auf einen gemeinen Jungen zu legen und ihm ein gage d'amour zu geben!"

Die Baroneſſe. Ich hab' ihn geküßt—

Fräulein Hedwig. O ſo ſchämen Sie ſich und reden Sie nicht ſo pöbelhaft! Ein ſolches gemeines Wort in den Mund zu nehmen! Fi! Baroneſſe!

Die Baroneſſe. Alle Leute reden ja ſo.—Küſſen! was—

Fräulein Hedwig. So hören Sie! Wiederholen Sie doch das garſtige Wort nicht noch einmal! Haben Sie denn nicht acht gegeben, wie ich mich über ſolche Unanſtändigkeiten ausdrücke?—Ich habe ihm ein preuve d'affection, ein gage d'amour gegeben: ſo muß man ſprechen, wenn man honnett reden will. Die Lateiner nennen das vinculus amoris. Wenn Sie etwas gelernt hätten, brauchten Sie nicht ſich ſo ſchlecht auszudrücken wie ein gemeines Bürgermenſch.

„Ei!" ſagte die Baroneſſe mit dem natürlichſten Tone und

hüpfte auf einem Beine dazu; „das läuft ja doch immer auf eins hinaus.—Der Junge iſt allerliebſt: ich hab ihn recht lieb.“

Fräulein Hedwig. Reden Sie doch nicht ſo frei! Unſereins ſagt von dergleichen Burſchen: ich kann ihn wohl leiden.

Die Baroneſſe. Sehen Sie nur, wie er ſo artig daliegt! Wie er die niedlichen Fingerchen auf dem Knie ausgeſtreckt hat!

Fräulein Hedwig. Ulrikchen! Wer wird denn von Knien ſprechen?

Die Baroneſſe. Wie ſoll ich denn ſonſt ſagen?

Fräulein Hedwig. Gar nicht davon ſprechen! Man muß nichts von einer Mannsperſon nennen, was unter dem Kopfe iſt.

Die Baroneſſe. Gefällt er Ihnen nicht?

Fräulein Hedwig. Ach, warum nicht gar gefallen?—Er iſt mir nicht zuwider.—Er liegt da, wie der junge Prinz Adonis in des Grafen Kabinette.—

Die Baroneſſe hüpfte zu ihm hin und drückte ihm einen flüchtigen Kuß auf den Backen.

„Laſſen Sie das! ſag' ich Ihnen,“ rief Fräulein Hedwig. „Sie ſind ja ſo frech, wie dort bei dem Homerus die Gräfin Lais.“

Die Baroneſſe hüpfte auf einem Fuße den Saal hinunter und ſang ſich eins dazu: indeſſen ſtand ihre Gouvernante, in ſtummer Betrachtung verloren, vor dem ſchlafenden Amor und wurde von einer unwillkürlichen Bewegung ſo hingeriſſen, daß ſie ſich zu ihm hinneigte und ihm ein förmliches gage d'amour gab. War ihr Kuß auch für Schlafende zu herbe, oder drückte ſie mit ihrem Rüſſel den kleinen Heinrich zu ſehr?—genug, er erhub ſeine Hand und gab ihr eine empfindliche Ohrfeige, welche die Göttin ſo ſehr in den Harniſch jagte, daß ſie die verbrecheriſche Hand ergriff und mit einigen derben Schlägen beſtrafte. „Du ungezogner Bube!“ ſprach ſie mit ärgerlichem Tone, und ihre dicke Pfote peitſchte darauf los, wie ein Racket den Federball. Die Baroneſſe war eben auf dem Rückwege in ihrem Tanze, als die Beſtrafung des kleinen Heinrichs vor ſich ging: ſogleich flog ſie herbei wie ein Ritter, der ſeine Geliebte von einem Drachen erlöſen will, ſtieß das Fräulein zornig zurück und verſetzte ihr in der erſten Überraſchung des

Unwillens einige Hiebe auf den Arm. Ihre Gouvernante, die ihre Hände zu allen Arten von Waffen gebrauchte, wozu ſie nur die Natur gemacht hat, legte ihre Finger in die Form einer Habichtskralle und grub mit vier Nägeln eine vierfache Wunde in den Arm der Baroneſſe. In dieſem Augenblicke des Scharmützels langte die Gräfin an, um ihren Liebling in das Zimmer zu holen. Der Kleine, als er ſie erblickte, ſprang ſogleich auf und lief ihr entgegen, die Baroneſſe desgleichen, nur Fräulein Hedwig, die durch den Stoß ihrer Gegnerin in eine ſitzende Lage war verſetzt worden, konnte ihren dicken ſchwerfälligen Körper nicht von der Erde aufbringen: ſie ſtemmte ſich mit der Hand auf den Fußboden, und kaum hatte ſie ſich einige Zolle erhoben, ſo plumpte ſie wieder mit allgemeinem Krachen in die vorige Lage zurück, daß die Fenſter zitterten: die Scham vor der Gräfin machte ihre Bewegungen übereilt, und je mehr ſie arbeitete, emporzukommen, je erſchöpfter und keuchender fiel ſie wieder hin, bis endlich ein Bedienter herbeieilte, um ihr emporzuhelfen: allein bei der Anwendung ſeiner Kräfte hatte er die Schwere der Maſchine, die er aufziehen ſollte, nicht genug berechnet: als ſie beinahe ſchon ſtund, ſtürzte ſie wieder mit einem lauten Schrei und zog ihren Helfer ſo unwiderſtehlich mit ſich nieder, daß er die Beine gen Himmel kehrte. Die Erderſchütterung, die dieſer doppelte Fall erregte, lockte die ganze Lakaienſchaft herbei, und unter allgemeinem Gelächter half man den beiden Unglücklichen endlich wieder auf die Füße. Gräfin und Baroneſſe kondolierten dem Fräulein ſehr herzlich, allein ſie konnte den Triumph der letztern ſo wenig ertragen, daß ſie, ohne ein Wort zu hören, zur Tür hinaus auf ihr Zimmer watſchelte.

Die Gräfin ging, die beiden Kinder an der Hand, zur Geſellſchaft zurück: verſteht ſich, daß jedermann ſeinen Witz anſtrengte, ihr wegen der Gruppe, in welcher ſie hereintrat, etwas Schönes zu ſagen! Nachdem ſie ſo durch den Witz einer doppelten langen Reihe im eigentlichen Verſtande Spitzruten gegangen war, ſtellte ſie ihrem Gemahle ihre beiden Begleiter zum Handkuſſe vor. Der Graf wollte anfangen, ſich zu freuen, allein man präſentierte die Karten, und ein jedes ging an den Ort ſeiner Beſtimmung.

Für die Baroneſſe war dies eine erwünſchte Begebenheit. Sie wanderte mit ihrem Amor in ein Nebenzimmer und ließ ihre luſtige Laune in vollem Strome über ihn ausbrechen. Unter den mannigfaltigen kindiſchen Neckereien, womit ſie ihn überhäufte, und die er reichlich erwiderte, zog ſie ihn beſonders wegen ſeiner Pfeile auf. —„O du ganz erbärmlicher Amor!“ rief ſie und ſchlug die Hände zuſammen; „willſt die Leute mit Gänſeſpulen verwunden! Biſt du nicht eine kleine Gans?“—

„O,“ antwortete der verſpottete Liebesgott und ſtellte ſich mit einer tapfern Miene in Poſitur, „ich ſchieße alle Herzen im Leibe entzwei.“

„Schieß her!“ foderte ihn die Baroneſſe auf und bot ihre Bruſt dar.

Der drollichte Knabe ergriff einen von ſeinen gefiederten Pfeilen und warf ihn nach ihrem Herze! das unſchädliche Geſchoß blieb in der Garnierung ihres Kleides hängen: Die Baroneſſe ſtellte ſich tödlich verwundet und ſank rückwärts auf einen Sofa.

„Kann ich nicht treffen?“ rief Amor und klatſchte triumphierend in die Hände.—

O ihr guten Kinder! wüßtet ihr, welche Ungewitter die Liebe von dieſem Augenblicke an über euch ſammelt—ihr hättet nicht mit ihren Pfeilen geſpielt.

„Ich will dich wieder lebendig machen,“ ſprach der ſiegende Liebesgott, hüpfte zu ihr hin und drückte auf den Mund ſeiner hingeſunknen Pſyche einen der lebhafteſten Küſſe: mit ihm ſchlich ein geheimes Feuer in ihre Kinderſeele, durch alle Nerven des kleinen Körpers ſchoß eine zitternde Flamme, ihr Herz ſchlug ſchneller, und alle ihre Sinnen ſchlummerten in ein minutenlanges Gefühl der ſanfteſten Behaglichkeit dahin.

Eben wollte der Dreiſte die Lippen zurückziehn, als Fräulein Hedwig ins Zimmer trat. Sie rennte mit ſchwerfälligem Trabe nach dem Sofa hin, um ſich zum zweiten Male unter einem ſchicklichen Vorwande für die Ohrfeige zu rächen: allein der Knabe war ganz mit Amors Unverſchämtheit bewaffnet; er trat zurück und drohte ihr, ſie gleichfalls mit ſeinen Pfeilen zu erſchießen.

Die mürriſche Gouvernante war zum Spaß nicht aufgelegt und riß die Baroneſſe hinweg, mit der ernſten Vermahnung, ſich nicht mehr mit einem ſo gemeinen Jungen einzulaſſen, weil ſie ſonſt eben ſo verbrennen könnte wie die Königin Dio, da ſie ſich vom Grafen Äneas umarmen ließ.

Die Vermahnung, ſo gut gemeint und ſo nötig ſie ſein konnte, war auf einen ſchlechten Grund gebaut und tat daher auch eine ſchlechte Wirkung: die Baroneſſe, die noch ganz Natur war, fühlte zwiſchen der Liebenswürdigkeit eines gemeinen und eines vornehmen Jungen keinen Unterſchied, und ſobald Fräulein Hedwig nur den Rücken wandte, wiſchte ſie zum Zimmer hinaus, den gemeinen Jungen, der ſo wohltuende Küſſe gab, aufzuſuchen. Die Alte, wenn ſie ihre Abweſenheit inne wurde, ſetzte gleich mit allen Segeln hinterdrein; Ulrike floh mit ihrem Liebesgotte aus einem Zimmer ins andre, wie ein Paar Tauben vom Geier verfolgt, und jedesmal retteten ſie ſich in eins, wo Geſellſchaft war, und wo man ſie alſo nicht ausſchelten konnte: ſo geſchah dieſe Jagd einigemal während des Spiels.

Endlich rückte die Zeit des Balls heran: kaum war er eröffnet, ſo fand ſich die Baroneſſe mit ihrem Amor auf dem Tanzplatze ein. Ihre Gouvernante verwies ihr etlichemal dieſe unanſtändige Aufführung: allein ihre Verweiſe hatten immer etwas ſo komiſches bei ſich, daß man ſich nie entſchließen konnte, ſie für Ernſt gelten zu laſſen. Sie tanzten mutig mit einander fort, bis der Graf auf die Entweihung der Geſellſchaft durch die Gegenwart eines ſo gemeinen Jungens aufmerkſam wurde: er unterſagte ſeiner Schweſtertochter alles fernere Tanzen mit ihm auf das ſchärfſte und ließ ihm einen Platz anweiſen, wo er zuſehen und den er bei Vermeidung der höchſten Ungnade nicht verlaſſen ſollte. Die Baroneſſe begleitete ihn in ſein Exilium und wich ihm nicht von der Seite, ſo oft man ſie auch von ihm hinwegrief und hinwegführte.

Plötzlich verbreitete ſich durch den ganzen Saal das Gerücht, daß ein Gärtnerburſche bei Anzündung der Lampen, womit der mittelſte Gang des Gartens erleuchtet werden ſollte, von der Leiter gefallen ſei und das Bein gebrochen habe. Der Graf kehrte ſo-

gleich alle Anſtalten vor, daß es nicht zu den Ohren der Gräfin gelangte, die mit ihrer gewöhnlichen Empfindlichkeit über den Gedanken, ſie ſei die veranlaſſende Urſache ſeines Unglücks geweſen, die ganze übrige Zeit des Balles unmutig und niedergeſchlagen geworden wäre. Der Burſche war der Liebling der Baroneſſe, und kaum wußte ſie ſeinen Unfall—weg war ſie! In einem Zuge die Treppe hinunter, über den Hof in den Garten hinein, nach der Gärtnerwohnung zu! und dieſen ziemlich langen Weg machte ſie in dem ärgſten Regen, bei Donner und Blitz, in ihrem feſtlichſten Staate ohne die mindeſte Bedeckung, daß ihr bei dem erſten Schritte in dem durchweichten leimichten Boden des Gartens die ſeidnen Schuhe ſtecken blieben: ohne ſich dabei aufzuhalten, nahm ſie beide in die Hand und ſetzte ihre Reiſe in Strümpfen fort. Als ſie bei dem Gärtner ankam, erfuhr ſie von ſeinem kleinen Sohne, daß man den Burſchen zu ſeiner Mutter in das Städtchen gebracht hatte: Jedermann war mit der durchs Donnerwetter verunglückten Illumination beſchäftigt, und ſie mußte den Knaben durch Geld bewegen, daß er ſie mit einer Laterne zu dem Hauſe brachte, wo der Kranke lag. Sie machte ſich in der nämlichen Witterung und mit der nämlichen Bekleidung auf den Weg, erreichte die Wohnung und fand den Chirurgus mit dem Verbinden beſchäftigt. Mit der angelegentſten Sorgfalt tat ſie ihm Handreichung dabei, half den Fuß halten, ſprach dem Burſchen Troſt ein, wenn ihn der Schmerz zuweilen übermannte, ermahnte den Wundarzt, leiſe zu verfahren, und hielt bei ihm aus, bis die ganze Verrichtung vorüber war. Bei dem Abſchiede gab ſie der Mutter einen Gulden—ihr ganzes gegenwärtiges Vermögen—mit dem Verſprechen, die Wohltat zu vergrößern, ſobald es ihre Umſtände zulaſſen würden. Die Alte, die es entbehren konnte, nahm ihr Geſchenk mit vielen Komplimenten an, und weil ſie der Baroneſſe zu komplimentenreich dankte, ſo wiſchte dieſe zum Hauſe hinaus, ehe noch jene ihren Dank geendigt hatte.

In dem Schloſſe hatte ſie niemand als Fräulein Hedwig vermißt, die deswegen ängſtlich alle Zimmer durchlaufen war, ohne zu erraten, wo ſie ſein möchte, ob ſie gleich eine Entlaufung um

irgend eines andern Bewegungsgrundes willen mutmaßte: denn ſolche Unbeſonnenheiten waren ihr gewöhnlich. Sie konnte in keinem Winkel Ruhe finden und war halb des Todes, als die Baroneſſe in zerriſſner ungepuderter Friſur und ſchmutzigen Schuhen in der Geſellſchaft auftrat. Mit einem freudigen „er iſt verbunden“ eilte ſie zur Gräfin und erzählte ihr den ganzen Verlauf ihrer Expedition. Der Graf erblickte ſie kaum, als er zu ihrer Gouvernante voller Zorn ging und ihr ihre Unachtſamkeit mit einem harten Verweiſe bezahlte, was ſie eben ſo ängſtlich befürchtet hatte: mit gleicher Entrüſtung ſcholt er Ulriken über die Unanſtändigkeit, ſich in ſo unſauberer Kleidung zu präſentieren, weidlich aus. Die Gräfin, welcher die Übereilung der Baroneſſe im Herzen gefiel, küßte ſie und ſagte ihr freundlich: „Du biſt beſtändig ein ſolch gutherziges unbeſonnenes Ding geweſen und wirſt es auch wohl bleiben. Geh auf dein Zimmer!“

Zweiter Teil

Erſtes Kapitel

Die Urſache, warum der Graf die Aufnahme des kleinen Heinrichs auf ſein Schloß betrieb, hörte unmittelbar nach der Geburtsfeier auf, er ſollte das Werkzeug ſeiner Politeſſe ſein: das Werkzeug hatte ſeine Dienſte getan und war in ſeinen Augen nunmehr nichts beſſers wert als — es wegzuwerfen. Es war ihm ſo herzlich zuwider, den gemeinen Jungen zuweilen um und neben ſich zu dulden, daß die Gräfin beſorgte, er werde ihr einmal ebenſo deſpotiſch befehlen, ihm ihre Zuneigung zu entziehen, als er vorhin darauf drang, ihrer Liebe für ihn keine Gewalt anzutun. Der Gehorſam wäre ihr izt in der erſten Hitze ihrer Gunſt unendlich ſchwer gefallen: dafür ließ ſie ſich wohl nicht bange ſein, daß ſie in dem äußerſten Falle nicht Mittel genug finden werde, ihren Gemahl unvermerkt dahin zu leiten, daß er ihr wider ſeinen Willen eine Aufopferung unterſagen mußte, die er gern von ihr gefodert hätte: allein ſie hielt es doch für klüger, beizeiten vorzubauen, oder vielmehr, ſie konnte nicht ertragen, daß jemand ihren Liebling haßte, weil ſie ihn ſo heftig liebte.

Ihr Götze war die Neuheit, wie die Politeſſe die Abgöttin ihres Gemahls: in den erſten Tagen, der erſten Woche einer neuen Zuneigung wurde ihr ihre Gewogenheit zu einem wirklichen Leiden: mit der Unruhe der höchſten Leidenſchaft ſorgte ſie für den Gegenſtand derſelben: eine Minute Abweſenheit machte ihr Kummer, und in ſeiner Gegenwart war ſie unaufhörlich mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß ſie keine Sprache noch Handlung wußte, um die ganze Stärke ihrer Liebe auszudrücken und zu beweiſen. Heinrich durfte keinen Augenblick von ihrer Seite, mußte ſie überall begleiten, ſie lehrte ihn in eigner Perſon franzöſiſch leſen, ließ ihn ſchreiben, ſann beſtändig auf neue Zeitvertreibe für ihn und betrieb ſeinen Unterricht und ſein Vergnügen mit ſolchem Eifer, daß ſie Tage lang nicht aus dem Zimmer kam. Er ſaß auf ihrem Schoße, hing ihr am Halſe, ſie küßte und liebkoſte ihn wie den zärtlichſten Liebhaber, und wartete ihm auf wie ihrem Gebieter: ein Wink von ſeinen Augen, ein Wörtchen, nur die mindeſte

Äußerung eines Wunſches! und ſie flog ſogleich ihn zu befriedigen. Er hatte ihr Herz ſo ganz ausgefüllt, daß außer ihm für ſie nichts in der Welt war, das ihr nur eine ſekundenlange Aufmerkſamkeit wegſtehlen konnte: die Baroneſſe Ulrike, ihr Gemahl— alles war für ſie ſo gut als vernichtet.

Je ſtärker dieſer Paroxysmus zunahm—denn weiter war es im Grunde nichts als der Anfall eines leidenſchaftlichen Fiebers— je empfindlicher wurde ihr der bemerkte Widerwillen ihres Gemahls gegen ihren Günſtling. Um ihn zu heben, fragte ſie ihn eines Tages bei Tafel, ob er auf den Sonntag nicht in die Kirche fahren und einen kleinen Türken dabei paradieren laſſen wollte, der in ſeine Dienſte zu treten wünſchte. Der Graf merkte, wen ſie meinte, und ſagte Ja. Der Sonntag erſchien und Heinrich war auf ihre Unkoſten in Atlas als Türke gekleidet.

Eine ſolche Kirchenparade war eins der angenehmſten Opfer, womit der Graf zuweilen ſeiner übermäßigen Prachtliebe und ſeinem Stolze ſchmeichelte. Seine ganze Hofſtatt wurde alsdann beritten gemacht: die Jäger ſeiner ganzen Herrſchaft mußten ſich in ihrem völligen Ornate Tags vorher einfinden, um den Zug verlängern zu helfen, der von dem Schloſſe durch alle Gaſſen des Städtchens, die für eine Kutſche breit genug waren, bis zur Kirche ging. Die Hälfte der Jäger zu Pferde mit vor ſich geſtellten Büchſen eröffnete ihn: an ſie ſchloß ſich alles, was nur auf einem Pferde ſitzen konnte und eine Bedienung ohne Liverei bei dem Grafen hatte, in dem auserleſenſten Schmucke; alle ritten in weißen ſeidnen Strümpfen und großen breiten Haarbeuteln, weil es der Graf für unanſtändig hielt, bei einer ſo feierlichen Gelegenheit geſtiefelt zu erſcheinen. Auf dieſe galante Kavallerie folgte die ſämtliche Liverei zu Fuß, mit langen ſpaniſchen Schritten, ſtrotzend und ſtarrend in reich verbrämten Galakleidern; alsdann wurde in einem Staatswagen, geräumig wie ein Tanzzimmer, der Graf, in einem zweiten eben ſo großen die Gräfin, in einem dritten die kleine Baroneſſe, die in dem großen Gebäude kaum zu finden war, und in einem vierten Fräulein Hedwig wohlgemut, ein jedes mit Pferden von einer andern Farbe, daherge-

zogen: den Beſchluß machte der Reſt der löblichen Jägerſchaft. Auf der rechten Seite der Kutſche, die den Grafen trug, ging zum Unterſcheidungszeichen der wohlbeliebte Mauleſel des Grafen in ſeiner ſcharlachnen goldbeladnen Uniform; und die leere Stelle auf der linken Seite mußte auf Veranſtaltung der Gräfin ihr Liebling in ſeinem atlasnen Türkenkleide einnehmen. Eine ſolche Kirchfahrt war für den Grafen das köſtlichſte Vergnügen der Erde: er fühlte ſich ſo wohl, wenn er ſich in dem gläſernen Kaſten wiegte, ſo zufrieden mit ſich ſelbſt! — Auch war es der ſicherſte Weg zu ſeiner Gunſt, wenn man ſeine abenteuerliche Kirchenparade verherrlichen half; und die Gräfin hatte aus keiner andern Abſicht ihren Heinrich zu ſeinem Kammertürken gemacht. Die Idee nahm ihn ſo ſehr ein, daß er mit beſtändigem Wohlgefallen aus der Kutſche auf den kleinen Muſelmann herabſah: er dünkte ſich auf der Leiter der Hoheit um ein paar Sproſſen weiter hinaufgerückt. Da ſeine Gemahlin ſonſt dergleichen Aufzüge aus dem guten Grunde verhinderte, weil ſie ein Muſter von Lächerlichkeit darinne fand, ſo war die Freude izt deſto lebhafter, daß ſie ihn ſelbſt dazu ermunterte: alles, auch ſelbſt die Knoten ſeiner Perücke, wallten vor Entzücken an ihm.

Dies war der wichtige Augenblick, wo der kleine Heinrich den erſten Schritt zur Gnade des Grafen tat, und wo die Vermutung des Publikums über ſeine unehliche Geburt zur Gewißheit wurde. Dies konnte um ſo viel leichter geſchehen, da ſein Vater erſt zwei Jahre in den Dienſten des Grafen und in dem Städtchen war, und alſo ſeine vorhergehenden Familienumſtände an dieſem neuen Wohnorte noch in einer kleinen Dunkelheit lagen.

Noch den nämlichen Tag empfing er zur Belohnung der treugeleiſteten Begleitung einen beſondern Beweis von der Gunſt ſeines Patrons. Wenn das Wetter nicht günſtig war, um den prächtigen ſonntäglichen Spaziergang zu machen, wovon ich ſchon eine Beſchreibung geliefert habe, ſo wurden die vakanten Stunden mit andern ganz eignen Luſtbarkeiten ausgefüllt. In einem ſolchen Falle befand ſich der Graf eben izt: trübe Regenwolken überzogen nachmittags den Himmel und drohten jeden Augen-

blick mit Regen: er ließ alſo alle Stalleute zuſammenrufen, ſie mußten ſich unter ſeinem Fenſter im Zirkel ſtellen und zu einem Wettkampfe bereit halten. Dieſer Wettſtreit beſtand in nichts geringerm, als daß er Äpfel oder Kupferpfennige unter ſie auswarf, damit ſie ſich darum balgten: ſobald die ausgeworfne Kleinigkeit in ihren Kreis herabfiel, ſtunden ſie alle aufmerkſam da, die Augen auf den Preis geheftet: der Graf blies in ein Pfeifchen, und ſogleich ſtürzte auf dieſes Loſungszeichen der ganze Haufen übereinander her, balgte, raufte, kratzte und drückte ſich um des Plunders willen, währenddeſſen immer neue Anreizungen zum Streite über ſie herabgeworfen wurden. Sollte das Spiel recht anziehend werden, ſo ließ er die Erde mit Waſſer befeuchten oder ſtellte es nach einem ſtarken und langen Regen an, wenn der leimichte Boden ſchlüpfrig und durchweicht war, daß man bei jeder Bewegung ausgleitete und hie und da einer ſein Bild in Lebensgröße in das naſſe Erdreich eindrückte. Bei dieſer hohen Ergötzlichkeit hatte der neue Kammertürke die Gnade, das Körbchen zu halten, das die auszuwerfenden Kupferpfennige enthielt. So klein dieſe Gnadenbezeugung vielen ſcheinen mag und auch in der Tat iſt, ſo war ſie doch in den ſtolzen Augen des Grafen von ungemeiner Erheblichkeit: er erzeigte Jemandem alsdann die größte Gnade, wenn er ſich einen Dienſt von ihm tun ließ: das war ſein Grundſatz, und inſofern mußte ſich der kleine Herrmann viel wiſſen; denn der Graf brauchte ihn unaufhörlich zu ſeiner Bedienung, wo er zu brauchen war: und da er ihn nunmehr in dem Lichte als ein ihm unterwürfiges, dienendes Subjekt betrachtete, ſo hatte er wider ſeinen Aufenthalt auf dem Schloſſe nichts mehr einzuwenden.

Aber deſto mehr die Gräfin wieder die öftern Bedienungen, die er von ihm foderte: es war ihr höchſtverdrüßlich, daß er ſo oft von ihr und ihren Beſchäftigungen mit ihm abgezogen wurde; und weil ſie ihren Gemahl durch keine Vorſtellung darüber beleidigen wollte, ſo ging ſie ſo weit, daß ſie ſich ganze halbe Tage in einem abgelegenen Pavillon im Garten verſchloß, ohne daß jemand wußte, wohin ſie war.

Plötzlich, wie ein Fieber ausbleibt, ſtund bei der Gräfin ihre Leidenſchaft für den Knaben ſtill: ohne die mindeſte Veranlaſſung, ſogar ohne die mindeſte Unzufriedenheit mit ihm erlöſchte ihre Zuneigung: es wurde ihr läſtig, ihn beſtändig um ſich zu haben, beſchwerlich, ſich mit ihm abzugeben, ſelbſt unangenehm, ihn zu ſehen. So ſchöpfte ſie meiſtenteils im Anfange jeder Leidenſchaft das Herz mit ſo vollen überlaufenden Eimern aus, daß auf einmal eine gänzliche Trockenheit entſtand: allmählich begann die ausgetrocknete Quelle wieder zu fließen, und nunmehr ward erſtlich eine vernünftige gemäßigte Neigung daraus, die die Zeit weder vermehrte noch verminderte, die nie ſtrömte, ſondern nur zuweilen auf kleine Zeiträume anſchwoll und dann zu einem ſtillen ordentlichen Laufe wieder zurückkehrte.

Heinrichs Glück war es, daß das erſte Aufſchwellen ihrer Liebe bei ihm ſo bald vorbeiſchoß: er wäre der verzärteltſte, eigenwilligſte, unleidlichſte Burſche durch ſie geworden. — Um ſich ſeiner zu entledigen, übergab ſie ihn dem jungen Manne, den der Graf für den Unterricht der Baroneſſe beſoldete. Er hieß Schwinger.

Zweites Kapitel

So viel Glück es für den kleinen Herrmann war, in die Hände ſeines neuen Lehrers zu geraten, ſo viel Freude verurſachte es dieſem, die Laufbahn ſeiner Unterweiſung und ſeines pädagogiſchen Ehrgeizes dadurch erweitert zu ſehen. Er war einer von den Unglücklichen, denen die Natur viele Kraft und das Schickſal nichts als unwichtige Gelegenheiten gibt, ſie zu äußern: Talente und Ehrbegierde beſtimmten ihn, ein Volk zu regieren, und weil ſich kein Volk von ihm regieren laſſen wollte, ſo regierte er — Kinder. Um ihn noch mehr zu tücken, nötigte ihn ſein widriges Geſchick, den Platz in dem Hauſe des Grafen anzunehmen und in dem engern Kreiſe, der dem Unterrichte eines Frauenzimmers meiſtenteils vorgezeichnet wird, wie ein Vogel in dem Rade, womit er ſich einen Fingerhut voll Waſſer aufzieht, umzulaufen. Ein Pferd, das gern mit ge-

mann aufzuſuchen; und die Zeit wurde ihr auf dem Zimmer zu lang, weil er nicht bei ihr war.

„Immer wird dir die Zeit zu lang," fuhr der Graf fort. „Klagen wir doch niemals darüber. Mache es wie wir, ſo wird dir die Zeit niemals zur Laſt fallen! Setze dich zu uns! Unterhalte dich! Ein lebhaftes Geſpräch, wie das unſrige, läßt gar nicht daran denken, daß es Zeit gibt."

„Wo iſt Hedwig?" fragte die Gräfin.—Die Baroneſſe berichtete, daß ſie ſchon über eine halbe Stunde ausgegangen ſei.

Die lebhafte Unterhaltung ſtand abermals ſtill, wie ein ausgetrockneter Bach.

Nach einigen Minuten hörte man Fräulein Hedwigs Stimme ſich mit vieler Heftigkeit nähern und zugleich ein Geräuſch, als wenn ein ganzes Regiment Infanterie hinter ihr drein marſchierte. Die Baroneſſe ſah ſich danach um und brachte die Nachricht zurück: daß Fräulein Hedwig in Begleitung der ſämtlichen Domeſtiken anrücke. Unmittelbar darauf erſchien ſie in höchſteigner Perſon, weil ſie niemanden in der Höhle vermutete, ſtellte ſie ſich einige Schritte weit von ihr hin, den Rücken nach dem Eingange gekehrt. Die Bedienten traten in einen Halbzirkel und hörten aufmerkſam zu. Mit lauter Stimme, den rechten Arm ausgeſtreckt, die Hand geballt und den Zeigefinger in eine demonſtrierende Lage geſetzt, hub ſie an:

„Dort in Norden ſteht Ursus magnum, auf deutſch der große Bär genannt"—Schnapp! riß ihr ganzes Auditorium aus, als wenn einem jeden der große Bär auf den Schultern ſäße und ihn verſchlingen wollte. Ihre Demonſtration blieb vor Verwunderung in der Luftröhre ſtecken, und lange ſtund ſie mit ausgeſtreckter Hand, wie verſteinert, da und ſah den flüchtenden Zuhörern nach. Endlich drehte ſie ſich um, von ihrer Arbeit in der Höhle auszuruhen, wurde den Grafen gewahr und begriff nunmehr die plötzliche Flucht ihrer Schüler: der Anblick des Grafen, den ſie alle wie eine Gottheit fürchteten, hatte ſie verſcheucht. Sie ſchämte ſich und trat mit einer tiefen Verbeugung in die Höhle hinein.

Die Gräfin erkundigte ſich lächelnd nach ihrer gehabten Ver-

richtung, und ob ſie ſich gleich anfangs weigerte, die Wahrheit zu geſtehen, ſo trieb man ſie doch durch wiederholte Fragen ſo in die Enge, daß ſie bekannte, ſie habe erſchreckliche Langeweile auf ihrem Zimmer gehabt und ſei deswegen darauf verfallen, die Domeſtiken auf pathetiſche Art im Spazierengehen, wie Ariſtoteles, die Aſtronomie zu lehren.

„Warum geben Sie ſich mit ſolchen ſchlechten Leuten ab?“ ſagte der Graf. „Wiſſen Sie denn keine beſſere Geſellſchaft?— Setzen Sie ſich zu uns! ſo wird es Ihnen nicht an Zeitvertreibe fehlen.“

Fräulein Hedwig gehorſamte mit dankbarer Ehrerbietung und ſchwieg. Niemand ſprach ein Wort.—Nach langer allgemeiner Stille erhub ſich der Graf. „Man redet ſich,“ ſagte er, „in der Länge müde und trocken: wir wollen zuſammen ausfahren.“— Die Baroneſſe übernahm freiwillig das Geſchäfte, die Kutſche zu beſtellen.

In der Kutſche war das Geſpräch ebenſo belebt wie in der Einſiedelei und an allen Enden und Orten, wo ſich der Graf befand: denn er foderte als ein Zeichen des Reſpekts, daß man in ſeiner Gegenwart ſchwieg, daß man gern in ſeiner Geſellſchaft war und ſich nirgends beſſer vergnügte als bei ihm, wenn man gleich vor Langerweile in Ohnmacht hätte ſinken mögen: wirklich bildete er ſich auch ein, daß ſeine Geſellſchaft die beſte ſei, weil er jedem eine große Gnade zu erzeigen glaubte, dem er ſie gönnte.

Drittes Kapitel

Unmittelbar nach der Erſcheinung des Grafen in der Höhle war Schwinger mit ſeinem neuen Untergebenen davongeeilt, um ſich mit ihm über die Verbindung zu freuen, in welche ſie treten ſollten. Er fand ſehr bald in ihm viel Talente, ſchnelle Begreifungskraft, feſtes Gedächtnis, Witz und einen hohen Grad von der vorzeitigen Wirkſamkeit der Urteilskraft, die man gewöhnlich Altklugheit bei Kindern nennt. Über die Vorfälle und

Revolutionen des Hauſes, über die Handlungen der Perſonen, die es ausmachten, über die Art, wie man bei gewiſſen Gelegenheiten verfahren ſollte, entwiſchten ihm oft ſo glückliche Bemerkungen und Urteile, daß ſein Lehrer wünſchte, ſie ſelbſt geſagt zu haben. Gegen den eigentlichen Bücherfleiß hatte er eine große Abneigung: Sachen, die man gewöhnlich nur lernt, um ſie zu wiſſen, nahm ſein Kopf, wie eine unverdauliche Speiſe, gar nicht an: was ihm die Unterredung ſeines Lehrers darbot, faßte er gierig auf und erlangte durch dieſen Weg eine Menge Kenntniſſe, die ihn ſelbſt in den Augen des hochgelehrten Fräulein Hedwig zu einem Wunder von Gelehrſamkeit machten. Genau betrachtet, merkte man deutlich, daß ſein Kopf nicht geſtimmt war, eine Wiſſenſchaft durchzuwandeln und in ihre kleinſten Steige und Winkelchen zu kriechen, oder jedes Blümchen und Grashälmchen, das Alte und Neuere in ihr geſät, erzeugt, geerntet haben, genau zu kennen; ſein Blick ging beſtändig ins Weite, war beſtändig auf ein großes Ganze gerichtet: was er lernte, verwandelte ſich unmittelbar, ſozuſagen, in ſeine eignen Gedanken, daß ers nicht gelernt, ſondern erfunden zu haben ſchien, und ſeine Anwendungen davon bei den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens waren oft ſehr ſinnreich und nicht ſelten drollicht.

Was ſeinem Lehrer die meiſte Beſorgnis machte, war der ungeheure Umfang ſeiner Tätigkeit und Leidenſchaft. Dieſer junge Menſch, ſagte er ſich oft, muß dereinſt entweder ſich ſelbſt oder andre aufreiben. Seine große Geſchäftigkeit, wenn ſie der Zufall unterſtützt, und ihr nicht Unglück, Warnung, Erfahrung und natürliche Rechtſchaffenheit beizeiten die nötige Richtung und Einſchränkung geben, wird alles in ihren Wirbel hinreißen, ſein Ehrgeiz alles erringen und ſein Stolz alles beherrſchen wollen: ſtößt ihn aber das Schickſal in einen engen Wirkungskreis hinab, der ſeine Tätigkeit zuſammenpreßt, dann wird er, wie eine zuſammengedrückte Blaſe voll eingeſchloſſener Luft, zerſpringen, ſich ſelbſt quälen und auf immer unglücklich ſein. Gleichwohl kann ich nach meiner beſten Einſicht nichts für ihn tun, als daß ich ſeinen Ehrgeiz auf nützliche, gute und wahrhaftig große Gegenſtände leite,

ſein natürliches Gefühl von Rechtſchaffenheit belebe und durch unmerklich eingeflößte Grundſätze ſtärke; daß ich ihn im ſtrengſten Verſtande zum ehrlichen Mann zu machen ſuche, und dann alle Leidenſchaften in ihm aufwecke, damit ſein Ehrgeiz durch ihr Gegengewicht gehindert wird, ſein Herz ganz an ſich zu reißen. Ob aus ihm das Schickſal einen Laſterhaften oder Tugendhaften, einen großen Mann oder ſtolzen Windbeutel werden laſſen will, das ſteht in ſeiner Gewalt: ich habe wenigſtens verhütet, daß er nie ein Böſewicht oder Schurke ſein wird.

Nach dieſem Plane predigte er ihm nie die Unterdrückung der Leidenſchaften, gebot ihm nicht, ſie niemals ausbrechen zu laſſen, ſondern ließ der Wirkſamkeit ſeiner Natur freien Lauf, und war bloß bedacht, ſeine Denkungsart durch Beiſpiele und ſeltne, gleichſam nur hingeworfene Maximen zu bilden. Mit den großen Männern der Geſchichte ward ſein Lehrling in kurzem ſo bekannt, wie mit Vater und Mutter: ihre guten und böſen Handlungen wußte er auswendig: ſie begleiteten ihn ins Bette, bei Tiſche und auf den Spaziergang: ſie waren ſeiner Einbildungskraft allgegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten: er unterredete ſich in der Einſamkeit mit ihnen, ſah ſie vor ſich hergehn, tadelte und bewunderte ſie. Ihre Büſten, in Gips geformt, waren ſeine tägliche Geſellſchaft: er ſtellte den Kopf des Cicero auf den Tiſch, einen weiten Halbzirkel bärtiger Römer, wenn ſie auch hundert Jahr vor ihm gelebt hatten, um ihn herum, und hielt dann hinter ihm eine nervöſe durchdringende Rede wider den Katilina, ermahnte die ehrwürdigen Väter der Stadt, das Ungeheuer zu verbannen und beſeelte ihren ſchlaffen Mut mit römiſchem Feuer. Am öfterſten mußte Kato die ausſchweifenden Sitten, die Pracht und Verſchwendung ſeiner Mitbürger ſchelten und ſie zur Mäßigkeit, Sparſamkeit und wahren Größe des Herzens ermuntern, wobei er niemals vergaß — ſo ſehr es auch wider die Chronologie war —, ihnen ſein eignes Beiſpiel zu Gemüte zu führen. Wenn in ſeinem Gipsſenate Unterhandlungen über Krieg und Frieden gepflogen wurden, ſo konnte man allemal ſicher ſein, daß es zum Frieden kam: war aber vielleicht einer von den aſiatiſchen Königen, ein

Antiochus oder Mithridat, zu übermütig, ſo entſtand zuweilen in der Ratsverſammlung ſelbſt ſo heftiger Krieg, daß ſich die ſtreitenden Gipsköpfe die Naſen aneinander entzweiſtießen. Wenn eine Szene aus der neuern Geſchichte aufgeführt wurde, ſo brauchte er die nämlichen Schauſpieler dazu, und nicht ſelten traf das Unglück den armen Kato, daß er den Thomas Becket vorſtellen mußte. Das härteſte Schickſal widerfuhr jederzeit Leuten, die ihr Wort nicht gehalten, andre betrogen, überliſtet, oder niederträchtig gehandelt hatten: ſie wurden mit Ruten geſtäupt, und dem Nero grub er einmal die Augen förmlich aus, weil er ihm zu geldſüchtig war. Dergleichen Schauſpiele wurden meiſtenteils in Geſellſchaft der kleinen Baroneſſe aufgeführt, die oft, ſtarr und ſteif vor Aufmerkſamkeit, unter den alten Römern ſaß und einmal bei einer Leichenrede des Julius Cäſar durch die Beredſamkeit des kleinen Redners bis zu Tränen gerührt war. Zu gleicher Zeit grub ſich ſeine niedliche Figur, die ſie bei ſolchen Gelegenheiten in ſo mancherlei vorteilhaften Stellungen und Wendungen, in ſo einnehmenden Bewegungen erblickte, immer tiefer in ihr Herz, und man kann behaupten, daß ſie von jedem ſeiner Spiele um einen Grad verliebter hinwegging. Wenn man noch überdies erwägt, daß ſeine dabei gehaltnen Reden, entweder durch die Stärke des Tons, womit er ſie ans Herz legte, oder auch durch den Ausdruck und die eingeſtreuten Sentiments, die er aus den Unterredungen ſeines Lehrers aufgefaßt hatte, jederzeit einen Eindruck auf ſie machte, ſo war's kein Wunder, daß ſie ſchon in ihrem neunten und zehnten Jahre von den großen Eigenſchaften und dem Reize eines achtjährigen Redners ſo gut hingeriſſen wurde, als ein achtzehnjähriges Mädchen von einem ſchön tanzenden Jünglinge. Einem ſchönen Körper in reizender Bewegung widerſteht eine weibliche Seele in keinem Alter.

Bei ihrem Geliebten hingegen war jede Liebkoſung, die er ihr verſtohlnerweiſe gleichſam hinwarf, jede Gefälligkeit, womit er ſie überhäufte, mehr kindiſche Galanterie als Liebe. Es ließ ſich zwar mit einer kleinen Aufmerkſamkeit wahrnehmen, daß die tägliche Geſellſchaft der Baroneſſe in den Lehrſtunden, ihr Umgang

bei ſeinen Spielen, ihre zudringliche Gutherzigkeit bei den kleinſten Gelegenheiten, ihre Lebhaftigkeit und angenehme Bildung auch in ſeiner kleinen Bruſt den Keim einer Zuneigung befruchtet hatte, die vielleicht bald Wurzel faſſen, Aſte und Zweige treiben würde, nur mit der Axt umgehauen und nie ausgerottet werden könnte: allein es war doch ebenſo ſichtbar, daß er ſich ohne große Schmerzen von ihr getrennt und ſie vergeſſen hätte, wenn man ihn damals außer dem Hauſe des Grafen in eine Laufbahn brachte, die ſeine Tätigkeit erſchöpfte und ihm die Ausſicht auf eine Befriedigung ſeines Ehrgeizes gab. Er durfte nur in eine öffentliche Schulanſtalt oder Penſion verſetzt werden, wo Wetteifer ſeine Kräfte anſpannte, wo er Lob und Ehre zu erringen hoffte: nicht eine Minute würde er angeſtanden haben, das Schloß des Grafen mit allen ſeinen Herrlichkeiten zu verlaſſen, wenn man ihm ſeinen neuen Aufenthalt von jener Seite vorgeſtellt hätte, da hingegen die Baroneſſe ihm vielleicht nachgelaufen und ohne Einſperrung nicht zurückzuhalten geweſen wäre: Sie ging wirklich ſchon einmal mit dieſem Plane um, als Fräulein Hedwig der Gräfin den vertrauten Umgang der beiden Kinder verdächtig gemacht und ſie beredet hatte, Heinrichen auf eine Schule zu tun. Alles ſuchte ſogleich den Vorſatz der Gräfin rückgängig zu machen: Schwinger ſtellte ihr die Mangelhaftigkeit und Sittenverderbnis öffentlicher Anſtalten vor, und malte ihr ein ſchreckliches Bild von der dort herrſchenden Verführung, daß ſie ſich der Sünde geſchämt hätte, durch ihre Wohltat zu dem Verderben des Knaben etwas beizutragen. Der Hofmeiſter, dem eine ſolche Trennung das Leben in ſeiner gegenwärtigen Stelle unleidlich gemacht hätte, trug durch ſeine einſeitigen Vorſtellungen den Sieg über Fräulein Hedwig davon; und die Baroneſſe wußte ihre Gouvernante ſo unvermerkt in ihr Intereſſe zu ziehen, daß ſie gern nicht mit einem Worte an ihre erregte Beſorgnis dachte und ſie ſogar der Gräfin wieder zu benehmen ſuchte.

Die Sache war—Fräulein Hedwig hatte ihr vierzigjähriges Herz durch den ſogenannten Stallmeiſter des Grafen, einen Menſchen ohne Geburt, tödlich verwunden laſſen—ſo tödlich, daß Tag

und Nacht das kurze untersetzte Männchen im grünen Reitkollette und in lichtgelben Beinkleidern auf dem kastanienbraunen Engländer in ihrem Kopfe herumritt. Sie gab ihm sehr oft auf ihrem Zimmer Zusammenkünfte, auch fand sie sich nicht selten bei nächtlicher Weile bei dem kleinen Boulingrin im Garten mit ihm ein. Bei Vermeidung der größten Ungnade durfte sie eine solche Liebe nicht entdecken lassen, da sie eine Anverwandtin des Grafen war: gleichwohl wurde die Entdeckung unvermeidlich, sobald sie die Baronesse wider sich aufbrachte. Sie überlegte sich diesen gefährlichen Umstand beizeiten und bemühte sich von selbst, die Gräfin wieder auf andre Gesinnungen zu bringen: besonders da sie durch ihre unüberlegte Anzeige auch Herrn Schwinger beleidigt hatte, so fürchtete sie desto mehr, und arbeitete deswegen aus allen Kräften, sich ihn verbindlich zu machen.

Noch nicht genug! Diese Wendung nahm die Sache, ohne daß eine von den Parteien sich gegen die andre in eine wörtliche Erklärung eingelassen hatte: die Baronesse dachte in aller Unschuld gar nicht weiter daran. An einem Sommerabende gerät Schwinger auf den Einfall, einen Spaziergang nach Tische in den Garten zu tun; und weil er noch einen Brief zuzusiegeln hatte, so gab er Heinrichen, der ungeduldig nach dem Abmarsche verlangte, die Erlaubnis voranzugehn. Er tat es: kaum hatte ihn die Baronesse aus dem Fenster gehen sehn—husch! war sie hinterdrein. Heinrich ging, den Kopf voll von römischen Kaisern, die mittelste Allee hinauf: eh er sich's versah, hatte er einen Kniff von hinten zu in den Backen, und ein freundliches „Guten Abend" benahm ihm sogleich die Furcht, die der Kniff zu erregen anfing. Kaum waren sie einige Schritte miteinander gegangen, so hörten sie hinter einer Hecke auf der linken Seite den Sand knistern: die Baronesse, der man so vielfältig und ernstlich alle Vertraulichkeit mit ihrem geliebten Heinrich untersagt hatte, besorgte verraten zu werden, gab ihrem Begleiter noch einen leichtfertigen Kniff und wanderte durch eine Öffnung der Hecke einen Seitengang. Als sie um die Ecke herumkömmt, steht ihre Gouvernante in Lebensgröße da: sie hat, trotz der Überraschung, Besonnenheit genug, daß sie die Salope

vor das Geſicht nimmt, als wenn ſie ſich vor der Abendluft verwahren wollte; und nun linksum nach einer andern Seite, als wenn ſie niemanden geſehen hätte. Die Baroneſſe war für ihr Alter ziemlich groß und hatte nichts als einen gelben Unterrock an; die halbblinde ſchielende Hedwig ſieht in der Dämmerung dieſen gelben Jüpon für die lichtgelben Beinkleider ihres Adonis und die ſchwarze Salope für ſein grünes Reitkollett an: um die Illuſion zu erleichtern, hatte der ſchadenfrohe Zufall der Baroneſſe eingegeben, den Capuchon über den Kopf zu ziehen. Fräulein Hedwig vermutete anfangs, daß er ſie nicht wahrgenommen habe, und ſchickte ihm deswegen einen ſcharmanten Adonis nach dem andern nach: da keine Antwort erfolgte, ſo hielt ſie ſein Stillſchweigen für eine verliebte Neckerei, und um ihrerſeits gleichfalls nichts an dem Spaße fehlen zu laſſen, ging ſie den vermeinten gelben Beinkleidern, wie einem helleuchtenden Sterne, nach. Die Baroneſſe ſtand in dem Wahne, daß ihr ihre Gouvernante nachſetze, um ſie auf der Tat zu ertappen und dann recht exemplariſch auszuſchelten, und verdoppelte deswegen ihren Schritt. Wie das alte Meerkalb hinterdrein trabte! und keuchte, halb vor Erſchöpfung, halb aus verliebter Inbrunſt! Und einmal über das andre röchelte ſie: „Du ſchalkhafter Adonis!—Du mutwilliger Narziſſus!—Ich will dich wohl haſchen, du loſer Koridon!—Da hab' ich dich, du dicker Amyntas!“ rief ſie an dem Gattertore und griff zu—Pah! da ſtand ſie! erſtarrt vor Schrecken, als ſie ſtatt der gelbledernen chaullure, wie ſie zu ſagen pflegte, einen ſeidenen Unterrock in ihren Händen fühlte, als ſie aus ihrer verliebten Täuſchung erwachte und vor ſich die Baroneſſe und die Sekunde darauf Herrn Schwinger erblickte, der eben zu dem Gattertore hereintrat. Das Bewußtſein ihrer verbotnen Abſicht und die Beſorgnis, ſich verraten zu haben, raubten ihr ſo ganz alle Überlegung, daß ſie nicht einmal eine Lüge fand, ihren Fehltritt zu bemänteln, ſondern die Augen niederſchlug und zitternd an allen Gliedern hinwegging. Die Baroneſſe begleitete ſie.

Für Schwingern war der ganze Auftritt ein unauflösliches Rätſel, und die Baroneſſe machte auch nichts als ſchwankende

Mutmaßungen. Die Hauptſache erriet ſie: ihre ähnliche Situation in Anſehung des kleinen Heinrichs führte ihr augenblicklich bei den Ausrufungen ihrer Gouvernante die Vermutung herbei, daß ſie mit ihr auf einem Wege gehen müßte. Als ſie hinter ihr die Treppe hinaufſtieg—keins von beiden ſprach eine Silbe—fiel ihr ein, daß Fräulein Hedwig ſehr oft den Stallmeiſter des Grafen, wenn er vor ihnen vorbeigegangen war, einen dicken Amyntas genannt hatte:—nun war ſie auf der Fährte!

Nach ihrer Ankunft in dem Zimmer fing die Baroneſſe an, aber ohne boshafte Abſicht, ohne ſpotten zu wollen: „Sie dachten wohl, ich wäre der dicke Stallmeiſter?"

Die Frage verſetzte ſie in Todesſchrecken: ſie ſchwieg, die Knie ſanken ihr, ſie ſetzte ſich auf den Sofa, die breiten Lippen zitterten, als wenn ſie ein Krampf auf und nieder riſſe. Die Baroneſſe beſah indeſſen einen Finger ihrer rechten Hand am Lichte und ſaugte das Blut aus einer Wunde, die ihr unterwegs eine Stecknadel gemacht hatte. „Hab' ich nicht recht?" fragte ſie noch einmal, während ihrer Operation.

„Ach, Ulrikchen!" ſtöhnte von hinten zu aus der dämmernden Ecke, wo der Sofa ſtand, eine ſchwache erlöſchende Stimme zu ihr her. Sie drehte ſich um, blickte hin, ergriff das Licht und beleuchtete ihre totblaſſe, mit der Ohnmacht ringende Gouvernante, zog ihr Riechfläſchchen aus der Taſche und ſchwenkte ihr einen großen Strom ins Geſicht, daß das Kinn, wie ein Drachenkopf an einer Dachrinne, triefte: voll Lebhaftigkeit holte ſie das Waſchbecken, und ehe noch das Fräulein die Hilfe verbitten konnte—pump! lag ihr der ganze Seifenſtrom im Geſichte: ſie riß ein Bündel Federn aus dem Tintenfaſſe, zündete ſie an und hielt ihr den brennenden Wiſch unter die Naſe, daß ſie vor dem Höllendampfe hätte erſticken mögen. Huſtend ſchlug ſie den ſtinkenden Federbuſch von ſich weg und verſicherte, daß ſie nicht ohnmächtig ſei. Die Baroneſſe tat alles mit ſo geſchäftiger Liebe, ſo gutherziger Beſorgnis! und ſtund, nachdem ihre Hülfe verbeten war, mit ſo unruhigem Erwarten da, in einer Hand das Licht, in der andern die verbrannten Federn, mit ſtarrem Blicke auf Fräulein Hedwigs Geſichte geheftet!

„Ach, Ulrikchen!" ſprach das Fräulein mit bebender Stimme; „verraten Sie mich nicht! Ich bitte Sie um Gottes willen, verraten Sie mich nicht!"

Die Baroneſſe begriff nichts von dem Galimathias. — „Warum denn?" fragte ſie verwundernd.

Fräulein Hedwig. Ach, Sie wiſſen alles; ich bin in Ihrer Gewalt.

Die Baroneſſe. Was ſoll ich denn wiſſen?

Fräulein Hedwig. Ach, verſtellen Sie ſich nicht! Sie wiſſen alles: Sie wiſſen, daß ich dem Stallmeiſter zu Gefallen gegangen bin —

Die Baroneſſe. Ich weiß nicht ein Wort davon.

Fräulein Hedwig. Verſtellen Sie ſich nur nicht! Sie wiſſen, daß wir einander lieb haben: — lieber Gott! man iſt ja auch von Fleiſch und Blut geſchaffen wie andre Menſchen — wenn's denn nun gleich kein Edelmann iſt. Aber wenn das der Herr Graf erführe! Ich müßte mit meinem dicken Narziſſus den Augenblick aus dem Hauſe. — Gerechter Gott! über das Unglück! die Ungnade! Ich müßte verhungern und verderben. — Ich will Ihnen herzlich gern in allem zu Gefallen ſein, Ulrikchen: nur verraten Sie mich nicht! —

Die Baroneſſe verſprach's und gab ihr ungefodert ihre Hand darauf. Indeſſen war ſie doch durch die übermäßige Angſt der Gouvernante wegen einer Sache, die ſie nach ihrem Begriffe für eine ſo unendliche Kleinigkeit hielt, nicht wenig neugierig geworden und erkundigte ſich alſo, was ſie mit dem dicken Narziſſus hätte machen wollen.

Fräulein Hedwig. Sie ſind auch zu neugierig: das läßt ſich ja ſo nicht ſagen. In Ihrem Alter darf man darnach gar nicht fragen.

Die Baroneſſe. Warum denn nicht? — Iſt es denn in meinem Alter etwas Böſes, jemanden lieb haben?

Fräulein Hedwig. Ja, wenn's bei dem Liebhaben bliebe! Aber wir ſind böſe von Jugend auf.

Die Baroneſſe. Was ſollte denn weiter geſchehn? — Wenn

man nun auch jemanden, den man lieb hat, in die Backen kneipt, oder in die Waden zwickt, oder kitzelt, oder einen Kuß—ein gage d'Amour, wie Sie's nennen—

Fräulein Hedwig. Ach, das hat alles nichts zu bedeuten: aber, aber! Der Teufel ſchleicht umher, wie ein brüllender Löwe. —Wenn's nur der Graf nicht erfährt!

Die Baroneſſe. Wenn das alles nichts zu bedeuten hat, warum fahren Sie mich denn immer ſo an, wenn ich Heinrichen zwicke oder küſſe?—Auch ſogar die Tante unterſagte mir's neulich ſo ſcharf; und es hat doch nichts zu bedeuten, wie Sie ſelbſt ſagen.

Fräulein Hedwig. Ja freilich hat das nichts zu bedeuten: aber liebes Kind! es geht weiter.

Die Baroneſſe. Ich wüßte nicht—es fällt mir gar nicht ein, weiter zu gehen: was ſollte man denn ſonſt tun?

Fräulein Hedwig. Das ſchickt ſich noch nicht für Sie zu wiſſen. Die Mannsperſonen ſind gar zu verführeriſch. Wiſſen Sie nicht, daß ſich Iupiter optimus maximum in einen Schwan verwandelt hat—in cygnus mutatus est ſteht in einem lateiniſchen Buche—und bloß um die arme unſchuldige Helena zu verführen, die hernach zwei Knäblein und zwei Mägdlein auf einmal zur Welt gebracht hat.—Ja, ſehen Sie, das iſt eben der Spektakel! Wenn das nicht wäre!—Verſprechen Sie mir ja, daß Sie niemanden etwas ſagen wollen! Wenn Sie auch der Graf oder die Gräfin fragt, tun Sie nur, als wenn Sie gar nichts wüßten!

Die Baroneſſe. Herzlich gern! Aber Sie müſſen es auch der Tante nicht wieder ſagen, wenn Sie mich einmal mit Heinrichen ſchäkern ſehen, und mich nicht immer von ihm jagen, wenn ich ihn etwa an der Hand führe! Es hat ja nichts zu bedeuten, wie Sie ſelbſt ſagen. Wenn Sie mir das verſprechen—

Fräulein Hedwig. Ich verſprech' es Ihnen ja, wenn Sie nur ihr Verſprechen halten!

Die Baroneſſe. Und müſſen mir auch nicht immer ſo nachgehn und mir auflauren, ob ich etwa mit ihm allein bin—es

hat ja nichts zu bedeuten. Dafür will ich Ihnen auch ein andermal, wenn wir einander, wie heute, antreffen, gleich ſagen: ich bin nicht der dicke Amyntas. — Sie können mit ihm machen, was Sie wollen: ich will gar nicht hinſehn. Wollen Sie das?

Fräulein Hedwig. Ich will ja: nur verraten Sie mich nicht! —

„Nur verraten Sie mich nicht!“ war noch ihre letzte Bitte, als ſie ins Bette ſtieg. Als ſie ihr Geſpräch nunmehr bei ruhigem Blute überdachte, ſo merkte ſie wohl, daß ſie eine Narrheit begangen und in der erſten Angſt zu übereilt angenommen hatte, die Baroneſſe wiſſe um alles: auch fühlte ſie ein wenig, daß ſie ſich zu einer beſtändigen Verletzung ihrer Gouvernantenpflicht anheiſchig gemacht habe: doch über dergleichen Gewiſſensvorwürfe wiſchte ſie bald weg und bereitete ſich nun zu einer Unterredung mit Schwingern zu, um zu erfahren, ob er auch etwas von ihrer Liebesangelegenheit wiſſe; denn ſie hatte ihn im Verdacht, als ob er wider ſeine Gewohnheit ſo ſpät um ihretwillen in den Garten gegangen ſei. Die Baroneſſe ſchlief eine gute Stunde weniger als ſonſt, weil ſie verſchiedene Spekulationen beſchäftigten. — „Wenn's bei dem Liebhaben bliebe!“ — „Es geht weiter.“ — „In ihrem Alter darf man das nicht wiſſen“ — ewig kamen dieſe und ähnliche Reden ihrer Gouvernante in ihr Gedächtnis zurück: ſie wollte ſich davon losmachen, ſie ſchloß die Augen, um einzuſchlafen, ſie wandte ſich bald rechts, bald links: nichts half! in ihrem Kopfe ſchwammen immer die nämliche Gedanken herum.

Den folgenden ganzen Morgen über lauerte Fräulein Hedwig am Fenſter auf Schwingern, wie ein Kater auf eine Maus: er ging nicht vorbei. Ihre Unruhe ließ ſie nicht länger warten: ſie mußte eilen, Gewißheit über ihre Beſorgnis zu haben, und im Notfalle durch eine untergeſchobne Lüge der Ausbreitung der Wahrheit zuvorkommen. Sie nahm alſo einen alten Autor in die Hand und ging unter dem Vorwande, ihn über den Sinn einer Stelle um Rat zu fragen, zu ihm auf das Zimmer. Ohne lange Umſchweife lenkte ſie ſogleich die Unterredung auf ihr geſtriges Zuſammentreffen im Garten; und Schwingers Antworten auf ihre Fragen

über dieſen Punkt, machten es ihr unzweifelhaft, daß er weiter nicht daran gedacht hatte, noch haben würde, wenn ſie ihn izt nicht darauf brächte. Schwinger war ein ſehr ehrlicher Mann, beſonders aller Verſtellung unfähig; er ging ſeinen Gang in dieſem Leben vor ſich hin, ohne ſich ſonderlich um die Handlungen andrer links und rechts neben ihm zu bekümmern, wenn ſie nicht auf ſein Wohl oder Weh unmittelbar wirkten, oder ſeine beſondre Pflicht ihn nötigte, acht auf ſie zu haben: weil ſie das gewiß wußte, ſo hielt ſie die Mühe, mit welcher er ſich an die Umſtände jenes Zuſammentreffens erinnerte, für aufrichtig. Indeſſen war es doch einmal ſo weit gekommen, daß ihm nun der ganze Vorgang wieder einfiel: er beſann ſich, daß ſie die Baroneſſe bei dem Rocke erwiſcht und dabei gerufen hatte: — „da hab' ich dich, du dicker Amyntas!" und erkundigte ſich nunmehr nach der Veranlaſſung dieſes ſeltſamen Auftritts.

„Warum ich das tat?" antwortete ſie und freute ſich im Herzen, ihre ausgedachte Lüge an den Mann zu bringen. „Das war ein Stratagematum. Sie wiſſen, daß die Baroneſſe beſtändig ihrem Heinrich nachläuft und ihm zuweilen ſehr viele marques d'amour gibt. Es iſt meine Pflicht, über das Mädchen zu wachen, daß ſie mit einem ſo gemeinen Jungen nicht zu weit geht: man weiß ja, wie leicht der Satan durch ſeine fallacibus alt und jung betrügt —"

Schwinger. O für den Satan iſt mir nicht leid, wenn nur nicht das böſe Beiſpiel——

Fräulein Hedwig. Ja, das weiß man wohl, daß die Herren, die in Academiis—ſprech' ich nicht ſo recht?

Schwinger. Völlig recht!

Fräulein Hedwig. Die in Academiis et Gymnasibus geweſen ſind, keinen Teufel glauben: aber der Glaube kommt ihnen mannigmal in die Hände.

Schwinger. Vor dem Teufel iſt ihre Baroneſſe und mein Heinrich ſicher: den Schaden, den er ihnen zufügt, nehm ich über mich. Wenn wir ſie kein böſes Beiſpiel ſehen laſſen, noch geben—

Fräulein Hedwig. Sie denken doch nicht etwa, daß ich der

Baroneſſe ein böſes Beiſpiel gebe?— Sie könnten mich in einen hübſchen Ruf bringen.

Schwinger: Nein, das war mein Gedanke gar nicht. In Ihrem Alter, gnädiges Fräulein, iſt man darüber hinweg, ein böſes Beiſpiel zu geben.

Fräulein Hedwig. Das iſt nun eben kein galantes Kompliment.

Schwinger. Weder etwas Galantes noch ein Kompliment will ich Ihnen ſagen. Ich hoffe aber, Ihnen auch nichts Ungalantes noch Beleidigendes zu ſagen, wenn ich Ihnen alle die Geſetztheit und Ruhe der Leidenſchaften zutraue, die Ihr Alter und Ihre Aufſicht über eine junge Dame erfodert.

Fräulein Hedwig: Immer das Alter! Immer das Alter! Mein Alter iſt ja noch kein Jahrhundert.

Schwinger. Man wäre ſehr unglücklich, wenn man ſo lange Zeit brauchte, um weiſe zu werden.—Aber wir kommen von Ihrer Erzählung ab. Sie haben alſo die Baroneſſe im Verdacht—

Fräulein Hedwig. Nicht im Verdacht! ich weiß es gewiß, daß ſie den Jungen liebt.

Schwinger. Das ſollte mir lieb ſein.

Fräulein Hedwig. Lieb ſein?—Sie haben wohl nicht ausgeſchlafen.

Schwinger. Ich ſpreche mit völligem Bewußtſein. Ich wollte noch obendrein wünſchen, daß auch mein Heinrich ſie liebte.

Fräulein Hedwig. Bedenken Sie doch, was daraus entſtehen könnte! Wenn ſie nun in amori weiter gingen!

Schwinger: Das müſſen wir verhüten. Vor allen Dingen muß man ihnen aus der Liebe kein Verbrechen machen, es ihnen nicht unterſagen, Zuneigung zueinander zu fühlen und zu bezeigen. Eine ſolche Zuneigung iſt meiſtens nichts als ein hoher Grad kindiſcher Freundſchaft: unterſagt man ihnen dieſe, ſo nötigt man ſie ſelbſt, an der Liebe eine andre Seite aufzuſuchen, die die Natur die meiſten Kinder nur ſpät kennen lehrt. Die innere Empfindlichkeit kann man durch kein Verbot unterdrücken: ſie verſchließt ſich, wie ein unterirdiſches Feuer, und ſteckt entweder die Ein-

bildungskraft oder den Körper in Brand. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen bei der Gelegenheit einen Vorwurf machen muß! Wenn die Baroneſſe weiter geht — Ihren Ausdruck zu gebrauchen — ſo ſind Sie ſchuld daran.

Fräulein Hedwig. Was ſagen Sie? — Sie werden doch nicht denken, daß ſie mein Beiſpiel verdirbt?

Schwinger. Nein, das nicht, aber Ihr Verbot! Was haben Sie dadurch gewonnen? Daß ſie Schlupfwinkel ſucht! daß ſie eine kindiſche Neigung, die ſie vor Ihnen nicht blicken laſſen darf und doch nicht unterdrücken kann, nur dann äußert, wenn's am gefährlichſten iſt, das heißt, wenn ſie beide allein ſind! Durch die Zurückhaltung in Ihrer Gegenwart wird ſie, wie verſchloſſne Luft, ſtärker und ihre Ausbrüche deſto gewaltſamer, wenn ihr äußerer Widerſtand weggeſchafft iſt. Hätte man ſie nicht gehindert, ſo wäre ſie vielleicht in einem halben Jahre abgenutzt worden, daß ich ſo ſagen mag: ſie hätten nie die Heimlichkeit, die Einſamkeit geſucht, und wir hätten ſie mit geringer unmerklicher Wachſamkeit dafür bewahren können: doch izt brauchten wir Argus Augen, und noch wär's mißlich.

Fräulein Hedwig. Wir müſſen uns nur nicht, wie Argus, durch die Flöte des Ambaſſadeurs Mercurii einſchläfern laſſen, ſo wird ſich's wohl geben.

Schwinger. Nein, es gibt ſich nicht ſo leicht! Man hat ſie einmal auf den Weg hingeſtoßen: fünf Minuten Einſamkeit! — und wer kann dieſe in einem Hauſe, wie das unſrige, ganz vermeiden? — ein tête-à-tête von fünf Minuten kann ſie auf dieſem Wege zu Entdeckungen führen, vor denen ich zittre.

Fräulein Hedwig. Sie müſſen nur Ihren Heinrich gewöhnen, daß er nicht alle unanſtändige Sachen ſo deutlich heraus ſagt, wie ich mit der Baroneſſe tue: aber ſie will ſich auch nicht daran gewöhnen. Es iſt mir recht ärgerlich, wenn ſie alles, wie die Graſemägde, deutſch nennt und nicht lieber eine anſtändige franzöſiſche oder lateiniſche Expression gebraucht.

Schwinger. Was hülfe denn das? Bleibt der Sinn nicht derſelbe?

Fräulein Hedwig. Behüte! man muß angenehme Umschreibungen machen und viele Sachen gar nicht nennen. Die Worte führen weiter als man glaubt.

Schwinger. Sehr richtig! aber nur dann am weitesten, wenn man die Zahl der unanständigen Dinge und Worte zu sehr vergrößert! Sie meinen doch vermutlich solche Unanständigkeiten, die wegen ihrer Verbindung mit der körperlichen Liebe Kindern gefährlich werden können? — Ebendiese Verbindung muß man verringern: je mehr Sachen, die ihrer Natur nach nur in einer entfernten Beziehung mit ihr stehen, man für unanständig erklärt, je mehr Dinge gewöhnt man sie in einer solchen Beziehung zu denken; und auf das Denken kömmt es an, nicht aufs Nennen. Die Delikatesse muß in diesem Punkte in die engsten natürlichsten Schranken zurückgeführt werden. Warum sollte man in Gegenwart eines Knaben einen Busen nicht einen Busen nennen?

Fräulein Hedwig. Schämen Sie sich doch! Vor einem Frauenzimmer so etwas zu nennen!

Schwinger. So wenig als ein Frauenzimmer sich schämt, einen zu haben! Mein Untergebner muß einen Busen mit ebensolcher Gleichgültigkeit nennen, als einen Finger oder ein Gesicht: ich will alles Spiel seiner Einbildungskraft dabei hindern, einen Busen so wenig in Verbindung mit der Liebe setzen als einen Finger. Einen schönen Busen soll er schön finden, wie ein schönes Gesicht, eine schöne Hand: so wenig ich verhüten kann, daß ein schönes Gesicht gewisse Empfindungen bei ihm veranlaßt, so wenig kann ich's auch bei dem Anblicke eines schönen Busens tun: aber das hab' ich doch gewonnen, daß sie ein schöner Busen nicht mehr veranlaßt, als eine schöne Hand.

Fräulein Hedwig. Nun weiß ich doch, warum er so gern nach den Autels de l'Amour schielt!

Schwinger. Das ist einer von ihren delikaten Ausdrücken, die unendlich mehr Schaden tun als die bestimmteste Benennung. Sie lehren ja durch solche Umschreibungen ihrer Baronesse selbst Beziehungen, die sie so spät als möglich denken sollte. Mein Heinrich schielt nach keinen Altären der Liebe, sondern er sieht mit dem

nämlichen Vergnügen einen Buſen, womit er ein Geſicht anſieht, das ihm gefällt: an die Liebe denkt er gar nicht dabei: dieſe hat ſich ſeiner Einbildungskraft noch nicht bemächtigt: er fühlt ſie bloß, wie ſie ihn die Natur fühlen läßt.

Fräulein Hedwig. Ja, das Fühlen! das iſt eben das ſchlimme Ding.

Schwinger. Lange ſo ſchlimm nicht, als Sie ſich einbilden! Man muß nur ein ſolches unvermeidliches, und im Grunde auch nicht tadelhaftes Gefühl immer mehr in Freundſchaft verwandeln, und ihm beizeiten zween Hüter entgegenſtellen — Scham und Ehre.

Fräulein Hedwig. Das tu ich fleißig: ich erinnere die Baroneſſe daran, daß er nur ein gemeiner Burſche iſt.

Schwinger. Und geben ihr, um ſie vor Fehlern zu bewahren, ein Laſter! den unerträglichſten, armſeligſten Stolz! — Nein, die Ehre, die ich meinem Untergebnen einpflanzen will, iſt ein Grad von Rechtſchaffenheit, ein beſtändiges Beſtreben, nichts zu tun, was andern ſchaden oder mißfallen kann —

„Vergeben Sie," fiel ihm Fräulein Hedwig ins Wort, „daß ich Sie unterbreche! Ich bin noch im Negligé, wie Sie ſehen: ich muß nunmehr an meine Toilette."

Sie machte eine tiefe Verbeugung und wanderte die Treppe hinunter, voller Freuden, daß ſie der Entdeckung ihrer Liebesangelegenheiten auf allen Seiten vorgebaut hatte. Vermutlich um ihr Gewiſſen wegen des Verſprechens zu beruhigen, das ſie geſtern abend in der Übereilung der Baroneſſe tat, und auf eine andere Art den Folgen vorzubeugen, die aus der angelobten Unachtſamkeit auf die Tändeleien ihrer Untergebnen entſtehen könnten, ging ſie, nachdem ſie angezogen war, ſogleich zur Gräfin und bat ſie noch einmal um ein geſchärftes Verbot an die beiden Kinder, mit dem Zuſatze, daß ſie nicht verraten werden möchte, weil die Baroneſſe einen Groll auf ſie werfen würde, welcher alle gute Wirkungen ihrer Erziehung hinderte — und was dergleichen Beſchönigungen und Gründe mehr waren!

Die Gräfin verſprach Verſchwiegenheit. Es wurde ihr nunmehr ſelbſt bange, daß ihr Gemahl, wenn er hinter das Verſtänd-

nis käme, allen ſeinen Zorn über ſie ausſchütten und ihr allein die Schuld beimeſſen würde, da ſie die Veranlaſſung geweſen war, den jungen Herrmann ins Haus zu nehmen. Die Furcht malte ihr die Sache viel ſchrecklicher vor, als ſie war, und ließ ſie alle mögliche Folgen, die ein Liebesverſtändnis begleiten können, ſchon als völlig gewiß beſorgen. Alle Vertraulichkeiten und Freiheiten der Liebe, heimliche Flucht, Entehrung der Familie, allgemeine Nachrede, Verachtung bei allen von ihrem Stande—aus dieſen und ähnlichen Zügen ſetzte ſich ihre Beſorgnis ein fürchterliches Bild zuſammen, bei deſſen Vorſtellung ſie erſchrak, daß ſie zitterte. Eilfertig ließ ſie Schwingern zu ſich rufen und ſchärfte ihm neue Wachſamkeit ein: er mochte ihr ſagen, ſo viel er wollte, daß die Liebe bisher noch unſchuldig ſei und daß man ſie zuverſichtlich durch ein neues Verbot ſtrafbar machen werde: da half nichts! Die Gräfin gab ihm alles das zu und ſagte nichts, als daß ſie einmal über das andere wiederholte:—„Werde daraus, was auch wolle! wenn's nur der Graf nicht erfährt!"—Sie war in zu heftiger Wallung, um ſie nicht durch fortgeſetzten Widerſpruch zum Unwillen wider ſich zu reizen: Schwinger ſchwieg alſo, gelobte verdoppelte Wachſamkeit an und ging ab.

Die Gräfin war wirklich in der äußerſten Unruhe. Den Knaben, nach einer zweijährigen beſſern Erziehung den Eltern zurückzugeben, ſchien ihr ſchimpflich und unbillig; ihn auf eine Schule zu tun, zu koſtbar: und gleichwohl ſtand der Zorn des Grafen, wie ein Ungeheuer, das ihr mit der Dorngeißel droht, vor den Augen. Sie wußte keinen beſſern Ausweg, als daß ſie die beiden Verliebten zu ſich kommen ließ und durch Furcht in die nötigen Schranken zurückſcheuchte. Der junge Herrmann mußte zuerſt erſcheinen: aller vertraulicher Umgang mit der Baroneſſe wurde ihm ſchlechterdings unterſagt, und in dem Eifer des Verbotes brach ihr Stolz ſo ſehr durch den Schleier der Politeſſe, daß ſie ihm ſeine niedrige Geburt als eine Urſache vorrückte, warum ihm ein ſolcher Umgang nicht erlaubt ſei; auf den Übertretungsfall, der ſchon in einem Berühren der Hände beſtehen ſollte, ſetzte ſie die Verbannung aus dem Schloſſe und Städtchen zur Strafe. Das

nämliche Verfahren wurde auch unmittelbar darauf gegen die Baroneſſe beobachtet und ihr die Zurückſendung zu ihrer Mutter —einer Witwe, der die Verſchwendung ihres Mannes nicht das mindſte übrig gelaſſen hatte, einer Frau ohne Erziehung und voller Strenge—zur Strafe angekündigt.

Heinrich, ob er gleich der Gräfin nicht einen Laut antwortete, kam in einer Glut auf das Zimmer ſeines Lehrers: ſein Ehrgeiz war durch den Vorwurf ſeiner Geburt und das Verbot ſo beleidigt, daß ihn Schwinger lange Zeit nicht beſänftigen konnte. Er wollte mit aller Gewalt von dem Schloſſe und aus der Gegend weg: ſein Lehrer mochte ihm noch ſo dringend die Undankbarkeit vorſtellen, die er durch einen ſo ungeſtümen Abſchied aus dem Hauſe ſeiner Wohltäterin beging—noch ſo fürchterlich die Gefahren vormalen, denen ein Burſche von ſeinem Alter in der weiten Welt ausgeſetzt ſei, wo man Geld haben oder verdienen müßte, um fortzukommen: er blieb unbeweglich in ſeinem Vorſatze. Schwinger, der ihn, wie ſeinen Sohn, liebte und ſeine raſche Gemütsart kannte, beſorgte in der Tat eine Entlaufung. Er ging brauſend und ſchnaubend in den Garten: Schwinger in einer kleinen Ferne folgte ihm nach, doch ohne daß es ſchien, ihn beobachten zu wollen. Er eilte gerade nach der Gartenmauer, erblickte eine Leiter, ſetzte ſie an: Schwinger lauerte verborgen hinter der Hecke. Heinrich ſah ſich noch einmal um und—huſch: war er die Leiter hinauf. Schwinger ſtürzte ſich aus ſeinem Hinterhalte hervor und ertappte ihn bei dem Rocke, als er eben den Fuß aufhub, um von der Mauer hinabzuſpringen: er zog ihn nach ſich her und trug ihn in den Armen die Leiter herab.

„Lieber Sohn," ſprach er, als er herunter war und hielt ihn noch immer in den Armen feſt, „ich bitte dich um Gottes willen, begehe keine Unbeſonnenheit! Ich muß dir folgen, wenn du gehſt. Ich liebe dich zu ſehr, um dich auf immer unglücklich werden zu laſſen. Willſt du mir zuliebe nicht eine kleine Beleidigung ertragen? —Verſchmerze ſie und mäßige dich!"

Dabei drückte er ihn ſo feſt an ſich, daß der junge Menſch laut ſchrie. Er ließ ihn los. Heinrich ſtund vor ihm und ſah in den

Sand. Mit halber Rührung und halbem Zorne ſtampfte er auf die Erde und ſprach: „Ich kann unmöglich bleiben.“

Schwinger. Wohl! ſo gehe!—Aber ich ſchwöre dir, ohne mich ſollſt du nicht! Ich habe dich ſo weit gebracht, daß ich mich deiner freuen kann; und nun ſollt' ich dich allein, hülflos, halb gebildet in die Welt, in Mangel, Elend, Gefahr und Verführung hineinrennen laſſen, ohne dir beizuſtehn?—Nein, ich bin dein Begleiter: ich will mit dir betteln, arbeiten, hungern, ſchmachten und ſterben. Aber ehe du deinen Entſchluß ausführſt, nur einen Augenblick Überlegung! Bedenke, daß du dich und mich, deinen einzigen Freund, der Schande ausſetzeſt, als wären wir wie Schelme durchgegangen, daß du mich, den du ſo kindlich liebſt, ins Unglück mit dir hineinziehſt, daß du mich zwingſt, meine Liebe gegen dich als eine Torheit anzuſehn, als eine Schwachheit, die mich elend macht!—Kannſt du es ertragen, daß dich jedermann für einen undankbaren, einen jachzornigen, unbeſonnenen Buben, einen entlaufnen, liederlichen Menſchen ſchilt, deſſen Namen man mit Verachtung und Abſcheu nennt? Kannſt du es ertragen, daß du deinen Lehrer auf immer unglücklich machteſt, weil er dich zu ſehr liebte?—Izt beweiſe, ob ich recht hatte, daß ich dich für einen edeldenkenden Jüngling hielt, den Ehre und gutes Herz regieren, oder ob du ein ſchlechter und niederträchtiger Menſch ohne Ehre und Gewiſſen biſt!—Willſt du nun, ſo gehe! Ich folge dir.—

Heinrich faßte ſeine Hand und ſprach mit naſſen Augen: „Ich bleibe: aber ich kann unmöglich die Gräfin wieder anſehn.“

Schwinger. Das ſollſt du nicht, bis daß du wieder geſund biſt. Du liegſt itzo gefährlich krank am Zorne; und von Kranken kann man nicht verlangen, daß ſie billig ſein ſollen. Komm! wir wollen einen Spaziergang zu unſerm Freunde, dem Paſtor Schweder, tun: Bewegung, Zerſtreuung, Geſellſchaft wird dich gewiß kurieren.

Heinrich. So eine entſetzliche Beleidigung!—Wenn ich gleich kein Graf bin, muß ich denn darum ein ſchlechter Kerl ſein, der mit einer Baroneſſe nicht einmal umgehen darf?

Schwinger. Lieber Sohn, wenn man ſo tödlich krank iſt wie

du, da kann man nicht richtig urteilen: ſobald du wieder völlig geſund biſt, dann wollen wir von deiner Beleidigung zuſammen ſprechen. Izt denke nicht an ſo eine verdrießliche Sache, damit du deſto geſchwinder geneſen kannſt.

Mit dieſen Worten ergriff er ſeine Hand und ging mit ihm, Arm in Arm, zu ihrem Freunde, der auf einem nahegelegnen Dorfe wohnte. Unterwegs beſchäftigte er ihn unaufhörlich mit Erzählungen, die er freilich nur mit halber Aufmerkſamkeit hörte: gekränkte Ehre und vielleicht, auch ohne ſein Bewußtſein, gekränkte Liebe nagte zu ſehr in ihm: und ſeine innerlichen vielfachen ſich kreuzenden Empfindungen und Gedanken nahmen allmählich ſo eine Wendung, daß er ſich vorſetzte, die Baroneſſe, der Gräfin zum Trotze, zu ſprechen und zu lieben. Seine bisherige Neigung zu ihr, die gleichſam eingehüllt in einem Winkel des Herzens gelegen hatte, wagte ſich auch in dieſem Augenblicke ſo weit hervor, daß ſich ſeine Gedanken einen großen Teil des Wegs über mit einer zärtlichen Betrübnis von der Baroneſſe unterhielten. Er ſann auf Mittel, ſie öftrer heimlich zu ſehn, und es ſchien ihm zu ſeinem Vergnügen und ſeiner Rache ſo ſchlechterdings notwendig, ſie öftrer zu ſehen, daß er izt ſchon Unruhe empfand, weil er durch den Spaziergang abgehalten wurde, ſeinen Trotz in der Minute zu befriedigen. Schwinger glaubte ihn durch ſeine Erzählungen beruhigt zu haben: weit gefehlt! die Ausſicht auf ſeine ausgedachte Rache war es, die ihn vor der Ankunft bei ihrem Freunde ſchon ganz wieder aufheiterte. Der gute Mann wußte nicht, wie richtig er prophezeit hatte, daß harter Widerſtand aus kindiſcher Freundſchaft wahre Liebe machen werde.

Auf die Baroneſſe, weil ſie ſchon wirkliche Liebe in ſich fühlte, und zwar mit Bewußtſein fühlte, tat das Verbot eine andre Wirkung: es machte ſie traurig, niedergeſchlagen. Sie bekam Kopfweh, daß ſie nicht zur Tafel gehen konnte: ſie holte ſich ein Buch aus der Bibliothek der Gräfin, und der Zufall mußte ihr gerade Geßners Daphnis in die Hände ſpielen. Sie las die Szenen verliebter Traurigkeit mit einem Intereſſe durch, das ihr bisher fremd geweſen war. Da ihre Empfindung nicht mehr in Blicke,

Küſſe und Händedrücke ausbrechen durfte, ſo trat ſie zurück und warf ſich auf die Einbildungskraft: jede Niſche im Garten war ihr ſeit dieſem Augenblicke eine Jasminlaube, wenn ſie auch gleich nur aus grünen Latten beſtund, jedes Roſenparterre eine grasreiche Ebene, voll Thymian und Quendel, wo wollichte Schafe herumirrten und junge mutwillige Lämmer hüpften: hinter jeder Hecke lauſchte eine Phillis, um den lieblichen Liedern ihres Schäfers zuzuhorchen: auf den Kaſtanienbäumen und Linden in den Alleen ſaßen Dryaden, Waldgötter, Amors haufenweiſe: jeder Sperling und jede Meiſe, die mit zwitſcherndem Geſchrei ſich um die dunkelroten Herzkirſchen zankten, war eine Nachtigall, die mit melancholiſchen Akzenten um ihren Gatten trauerte. Kein Froſch ſprang bei ihrer Annäherung in das Baſſin des Springbrunnens, ohne daß er in eine Nymphe umgeſchaffen wurde, die ſchamhaft ihre entblößten Hüften im Waſſer verbarg. Der ganze Garten wurde ihr ein Arkadien: in der Einſiedelei des Tannenwäldchens wohnte ihre Mutter, ihr Schäfer auf dem Schneckenberge, der ſich jenſeits auf der Wieſe emporwand, und ſie ſpielte vor ſich in Gedanken den ganzen eingebildeten Roman durch. Fräulein Hedwig durfte ſie keinen Augenblick verlaſſen: ſie folgte ihr überall nach, und während daß die Gouvernante ſich in Gedanken von ihrem dicken Amyntas unterhielt und mit den Augen auf ſeine gelblederne chauſſure Jagd machte, ergötzte ſich die Baroneſſe mit ihrem fantaſtiſchen Schäferſpiele.

In der Einſiedelei, bildete ſie ſich ein, wohnte ihre Mutter, eine grauſame Frau, die ihr Umgang, Geſpräch und Liebe mit ihrem Daphnis unterſagte. Phillis—dieſen Namen hatte ſie ſich ſelbſt gegeben—bat ſie mit allen Wendungen ihrer kleinen Beredſamkeit, ihr nur einen viertelſtündigen Beſuch bei Daphnis zu verſtatten: die Mutter war unerbittlich. In der Begeiſterung dieſes Gedankenſpiels murmelte ſie oft, wenn Fräulein Hedwig neben ihr auf der Bank ſaß, einige halblaute Worte, es entwiſchten ihr Seufzer, und Tränen rannen aus ihren Augen: ihre Einbildungskraft riß ſie ſo ſtark hin, daß ſie zuweilen mit lebhafter Bewegung auf ihre Gouvernante hinzuſprang und ihre Knie umfaſſen wollte: plötzlich

weckte ſie ein haſtiges „was wollen Sie?“ aus ihrem Traume, ſie wich beſchämt zurück und antwortete leiſe und voller Verwirrung: Nichts! oder ſie beſchönigte ihre Selbſtvergeſſenheit mit dem Vorwande, als wenn ſie ein Steinchen neben ihr aufheben oder ein Blümchen hätte pflücken wollen. Zuweilen ließ ihre Gouvernante ſie in der Einſiedelei zurück, mit dem Befehle, ja nicht von der Stelle zu gehen, und ſtreifte indeſſen den Garten allein durch, um den Stallmeiſter hinter einer Hecke oder in ein Boskett mit einem krächzenden Huſten zu rufen: unterdeſſen dachte Phillis auf die Flucht. Ihre Mutter war nach ihrer Vorſtellung auf das Feld gegangen, um die Ziegen heim zu holen, und ſie nützte dieſe Abweſenheit, um ihren Daphnis zu ſehen. Sie ſtritt lange mit ſich ſelbſt, fürchtete ihren Zorn, wenn ſie ihre Zuſammenkunft entdeckte, wankte, ſchaute ängſtlich um ſich und floh in einem Rennen nach dem Schneckenberge hin. — Ach! welch ein Schmerz! Daphnis war nicht da! Er hütete noch die Schafe auf dem großen Boulingrin, weit, weit von ſeiner Wohnung: ſie konnte unmöglich ſeine Rückkunft erwarten, aus Furcht, daß ihre Mutter vor ihr wieder nach Hauſe kommen möchte. Um indeſſen ihm ein Zeichen zu hinterlaſſen, daß ſie ihn geſucht hätte, hing ſie an die große Vaſe auf dem Schneckenberge einen Kranz aus Buchenlaube, aus Gras oder andern grünen Materialien gewunden, eilte nach der Einſiedelei zurück und ſaß meiſtenteils, wenn ihre Gouvernante von ihrer verliebten Expedition ſich wieder einfand, ſo ſtill und ordentlich da, als wenn ſie nicht von der Stelle gekommen wäre. Wenn ſie mit ihr durch die Kaſtanienallee wandelte, ſammelte ſie Kaſtanien, warf ſie über die niedrigen Geſträuche der ſpaniſchen Weiden, in der Abſicht, ihren Schäfer zu necken; und wenn ihr Fräulein Hedwig dies, als einen unanſtändigen Mutwillen, verbot, ſo kränkte ſie ſich insgeheim, daß ihr ihre ſtrenge Mutter auch ſogar jeden unſchuldigen Scherz verwehrte.

Auf dem Zimmer hatte ſie ſo gut ihr Arkadien, wie im Garten: im Kabinette wohnte ihr Schäfer, der Sofa war die Wohnung der Mutter, und jedes graue oder weiße Feld in dem parkettierten Fußboden eine beſondre Trift, wo Daphnis, Alexis, Da-

mon und andre Herren aus der geßneriſchen Schäferwelt ihre Herden weiden ließen. Das Schreien der übelgeſchmierten Kabinettür, wenn ſie geöffnet wurde, waren ihr die lieblichen Melodien der Schalmeien und Pfeifen, die auf den Fluren des Fußbodens wiederhallten; und dieſe Tür ließ ſie eines Nachmittags ihre Schalmeientöne ſo oft machen, daß ihre Gouvernante Zahnweh bekam und ſogleich der Kammerjungfer Befehl erteilte, die verwünſchte Tür mit Baumöle zu ſalben. Nun war Hain und Flur ſtumm: die Flöten ertönten nicht mehr über das bunte Parkett hin: es war Winter und die Schäfer trieben ihre Schafe nach Hauſe. Zum Glücke bekam auch der Sofa eine Neigung, muſikaliſch zu werden; und ſogleich kehrte der Sommer zurück. Alle Triften waren wieder voll von wollichten Herden, die Baroneſſe ſetzte ſich auf den Sofa und brachte durch öfteres Hin- und Herrücken, wie ein lebhafter Orgelſpieler, wenn er das Pedal mit Füßen tritt, ſo vielfache Schalmeientöne hervor, daß Fräulein Hedwig unſinnig hätte werden mögen. Der Tiſchler ſchlug einen Keil in die gewichne Fuge, aus welcher die Muſik ertönte; und abermals vertrieb ein rauher Winter Freude und Geſänge von den öden Fluren.

Bei ſo beſtändiger innerer Beſchäftigung verbreitete ſich notwendig über das Geſicht der Baroneſſe eine Art von Tiefſinn, eine Zurückgezogenheit in ſich ſelbſt: ihre Lebhaftigkeit verſchwand, ſie ſprach ſelten und allemal nur abgebrochen, hörte auf keine Anrede, beantwortete keine Frage, wenn ſie nicht etlichemal wiederholt wurde, verſtand ſie meiſtenteils falſch, murmelte ſehr oft vor ſich hin, brach zuweilen in eine Rede aus, die in ihr inneres Gedankengeſpräch gehörte, und mit der äußern Unterhaltung in keinem Zuſammenhange ſtund: niemand wußte, was man von ihr denken ſollte. Sie war geſund, aß, trank und ſchlief, wie gewöhnlich: Graf und Gräfin vermuteten eine verſteckte Krankheit und ließen den Arzt holen. Sie wurde in ihrer beiderſeitigen Gegenwart von dem Äskulap des Städtchens verhört, der Puls unterſucht: da war keine Krankheit zu finden! auch nicht eine Spur davon! Der Arzt wollte doch nicht umſonſt gekommen ſein, und verſicherte,

daß ſie Würmer habe: die ruchloſen Tiere, die ihr allen Mut weggefreſſen hatten, wurden ſo heftig mit Purganzen beſtürmt, daß ſie Gefahr lief, wirklich krank zu werden. Ihre Munterkeit kehrte nicht wieder, und Fräulein Hedwig behauptete endlich, da kein anderer Grund gültig befunden wurde, daß ſie ſtark wachſe, welcher Meinung man einmütig beiſtimmte, und nach einer ſo wahrſcheinlichen Entdeckung beruhigte man ſich, ohne weiter ſich zu wundern oder nachzuforſchen.

Die Gräfin argwohnte zwar anfangs, daß ihr Verbot wegen des Umgangs mit Heinrichen die Veranlaſſung ſei: allein da die Baroneſſe nicht die mindeſte Miene machte, als wenn ſie nach ihm verlangte, nicht eine Gelegenheit ſuchte, ihn zu ſprechen, ſo gab ſie ihre Vermutung bald wieder auf. Im Grunde war auch wirklich die Betrübnis darüber nur ſehr kurz bei Ulriken: der Zufall führte ihr bald ein Rettungsmittel in die Hand: ſie ſetzte ihre Liebe in der Einbildung ſo glücklich und zufrieden fort, daß ſie gar nicht die Schwierigkeit, ihren wahrhaften Geliebten zu ſehen, hinwegzuräumen ſuchte. Wenn ſie noch ſo ſtill und mutlos ſchien, fühlte ſie in ſich Freuden, die ihr die Wirklichkeit nie hätte geben können. Heinrich durfte ſeit jenem Verbote keine Lehrſtunden mehr gemeinſchaftlich mit ihr haben: Schwinger ließ ihn ſo wenig von ſeiner Seite, als Fräulein Hedwig die Baroneſſe, ging gar nicht mehr mit ihm in den Garten, ſondern jedesmal auf das Feld ſpazieren: kurz, die beiden jungen Verliebten wohnten unter einem Dache, und waren ſo gut als durch Meere und Länder getrennt. Dabei gebrauchte Schwinger den Kunſtgriff, daß er ſeinen Zögling doppelt mehr als vorher beſchäftigte, zerſtreute, und ſeine Tätigkeit in ein ſo unaufhörliches Spiel ſetzte, daß die Ehrbegierde die Liebe darniederhielt, und auch ſehr bald der Vorſatz, die Baroneſſe der Gräfin zum Trotz zu lieben, mit ſeinem Grolle über die erlittene Beleidigung verſchwand, beſonders da es in den erſten Tagen darauf ganz unmöglich war, mit ihr eine Minute allein zu ſein. Jedes von ihnen beiden verfolgte ein Fantom der Einbildung—er die Ehre, die Baroneſſe ihren Daphnis; und darüber vergaßen ſie beide die Wirklichkeit.

Viertes Kapitel

Während dieſer Zeit hatte ein boshafter Nachbar in einem Zanke dem alten Herrmann den Vorwurf gemacht, daß er ein Hahnrei ſei und einen Knaben für den ſeinigen erkenne, der doch einem viel vornehmern Mann angehöre. Das hieß die empfindlichſte Seite ſeiner Ehre berühren: er brach ſogleich den zankenden Ton ab und fragte den Mann ſehr ernſthaft, woher er das wiſſe. — „Weil ich's weiß!" erwiderte der andre. „Warum fütterte und erzog denn der Graf deinen Jungen? — He? umſonſt und für nichts tut man ſo etwas nicht. Frage nur deine Frau! die wird's beſſer wiſſen." — Durch dieſe und ähnliche Gründe machte er den Alten ſo argwöhniſch, daß er ſich vornahm, Licht in der Sache zu ſuchen. Die Szene des Zanks war bei dem Gartenzaune, und der Streit, wie leicht zu erraten, durch die Weiber angefangen worden: Herrmann war ſeinem Nillchen zu Hülfe geeilt, der Nachbar hielt ſich für verbunden, der ſeinigen gleiche Liebe zu beweiſen, die Weiber traten ab und zankten eine jede für ſich in ihrer eignen Küche, währenddeſſen ihre beiden Klopffechter den Kampf vollends öffentlich ausführten. Weil der Nachbar ſich als den Schwächern fühlte, ſo geriet er auf die Liſt, durch jenen Argwohn die feindliche Partei mit ſich ſelbſt zu entzweien. Sie gelang ihm auch ſo wohl, daß ſein Gegner ſogleich von dem Kampfe und Wahlplatze abging, um über den erregten Argwohn ein peinliches Verhör mit ſeinem Nillchen anzuſtellen.

Die Gemahlin wollte ihn nach ſeiner Rückkehr von dem Schlachtfelde für den geleiſteten Beiſtand und erfochtnen Sieg mit ihrem Beifall krönen und ſtand deswegen in der Hoftüre bereit zu ſeinem Empfange: ſchon brach ſie in Lobeserhebungen über ſeine Heldentat und in Schmähungen wider die Feinde aus, allein wie ſonderbar! — ihr Verfechter ging mit weggekehrtem Blicke und drohender Miene vor ihr vorbei, ohne die Belohnung ſeiner Tapferkeit von ihr annehmen zu wollen. Sie ging — wie allemal bei ſolchen unvermuteten Erſcheinungen — in die Küche, nahm ein Stück Eſſen auf die Hand und ſann, indem ſie es verzehrte, bei ſich nach, was ihr Mann wohl haben möge.

Sie wollte ſich eben ein zweites Stück aus dem Schranke holen, weil ſie bei dem erſten in ihrer Unterſuchung nicht ſonderlich weit gekommen war, als ihr der laute Befehl ihres Mannes gebot, vor ihm zu erſcheinen. Weil es gegen Abend war, wo ihr Simſon allemal ſeine Stärke verlor, ging ſie unerſchrocken in die Stube und freute ſich ſchon im voraus auf eine neue Demütigung, die er ſich ſelbſt antun würde. Sobald ſie in die Stube getreten war, ſchloß er hinter ihr zu: in der Mitte ſtand ein kleiner runder Tiſch und auf demſelben lag eine Piſtole: es waren einander gegenüber zwei Stühle geſetzt, und ohne ein Wort zu ſagen, klopfte er mit der flachen Hand auf den einen, um ſie zum Niederſetzen zu nötigen. Da ſie dergleichen wunderliche Schnurren von ihm gewohnt war, ſo nahm ſie, der Piſtole ungeachtet, Platz, gleichfalls ohne zu reden. Er ſetzte ſich ihr gegenüber auf den andern daſtehenden Stuhl, ergriff die Piſtole, ſpannte den Hahn und ſetzte ſie vor ſich, die Öffnung des Laufes nach ihr gekehrt: aus natürlicher Furcht vor Schießgewehr rückte ſie mit ihrem Stuhle ſeitwärts, um aus dem Schuſſe zu kommen—er rückte mit der Piſtole nach: ſie rückte auf den alten Fleck—er folgte ihr mit der Piſtole nach: um ganz ſicher zu ſein, rückte ſie dicht an ihn—er lief mit ſeinem Stuhle um den Tiſch herum, daß ſich der Lauf wieder nach ihr hinrichtete, berührte bei dem ſchnellen Umdrehen den Hahn—pump! ging die Piſtole los. Das arme Nillchen tat einen lauten Schrei, glaubte ſich getroffen und ſank vom Stuhle, voll Verwunderung, daß ſie noch lebte: Der Mann beſorgte ſelbſt, daß er in der Übereilung wider ſeinen Willen etwas Tödliches hineingeladen habe, und fing vor Angſt ſo gewaltig an zu zittern, daß er kein Glied von der Stelle rühren konnte. Feſt überredet, daß ſie geſtorben ſei, blieb die Frau einige Minuten auf der Erde liegen, und mit der nämlichen Überredung der Mann zitternd und bebend auf ſeinem Richterſtuhle ſitzen. Endlich merkte die Frau wohl, woran ſie mit ihrem Leben war, und ſtund aus tückiſchem Trotze nicht auf.—„Nillchen!“ hub er mit ſchwacher bänglicher Stimme an, „biſt du tot?“—Nillchen antwortete nicht.

„Nillchen! biſt du tot?“ wiederholte er mit weinerlichem Tone.

—„So ſag mir's doch nur!—Nillchen, antworte doch! biſt du tot? mauſetot?—So rede doch!"

Der Frau entwiſchte ein Lachen: er hörte es. Hurtig verwandelte ſich ſeine Angſt in nachdenkenden Ernſt.—„Kannſt du noch lachen?" ſprach er vor ſich hin, und ſetzte mit ſtarkem gebietenden Tone hinzu: „Steh auf, Hure!"

Schnell ſprang die erſchoßne Frau in die Höhe und fuhr geifernd auf ihn los:—„Was? wie nennſt du mich!"

Der Mann. Was du biſt!

Die Frau. So? ſeht mir doch!—Wenn du weißt, daß ich keine ehrliche Frau bin, warum haſt du mich denn genommen?

Der Mann. Weil ich ein Narr war.

Die Frau. Das biſt du wohl alle Tage.

Der Mann. Weib, habe Reſpekt! oder dich ſoll— Höre! antworte mir! biſt du eine ehrliche Frau?

Die Frau. Biſt du wohl geſcheit?

Der Mann. Weib, antworte ordentlich! oder ich ſchieße dich übern Haufen.

Die Frau. Ich wollte, daß du mich erſchoſſen hätteſt, damit ſie dich itzo hängten.—So ein alter Narr! Pfui! ſchämſt du dich nicht, ſo eine alberne Frage zu tun?

Der Mann. Nicht mehr als du, keine ehrliche Frau zu ſein!

Die Frau. Das bin ich! und den will ich ſehn, der meiner Ehre zu nahe kommen ſoll!

Der Mann. Daß du's weißt! Ich laſſe mich von dir ſcheiden.

Die Frau. Ja, da ſtehn ſie und warten, ob ſich Herr Herrmann ſcheiden laſſen will!—Beweiſe mir doch etwas! beweiſe mir doch!

Der Mann. Haſt du den Grafen vor unſrer Heirat gekannt?

Die Frau. Ach, wo will er denn da hinaus?—Freilich hab' ich ihn gekannt.

Der Mann. Nun iſts gewiß: ich laſſe mich ſcheiden.

Die Frau. Ach, über den einfältigen Adam! Ich glaube, er denkt gar—laßt uns doch lachen!—Ja, der Herr Graf bekümmerte ſich viel um deine Nille: dem liefen wohl andre nach.

Der Mann. Hat er dir nicht das Halsband mit den großen Perlen geſchenkt?

Die Frau. Das hat er.

Der Mann. Wofür?

Die Frau. Wofür?—Ach, geh mir doch! wirſt wohl da die alte Hiſtorie wieder aufwärmen?—Das iſt zu Methuſalems Zeiten geſchehn.

Der Mann. Ich ſcheide mich.—Packe deine paar Lumpen zuſammen! und dann aus dem Hauſe!

Die Frau. Wegen des alten Märchens?—Die Hiſtorie war ja hundert Jahre vor unſrer Hochzeit. Was hatteſt du mir denn damals zu befehlen?

Der Mann. Aber ich habe itzo zu befehlen. Wir ſind Mann und Frau geweſen.

Ohne weiter auf ihre Reden zu achten, wanderte er die Treppe hinauf, packte alle Kleider und Wäſche in die große Lade mit den korinthiſchen Säulen, und brachte über eine Stunde zu, alle ihre Effekten von den ſeinigen abzuſondern und einzupacken. Der Frau ward wirklich nunmehr bange, daß er ſie einmal peinigen und zum Gelächter der Stadt machen werde; und was ſie fürchtete, geſchah. Er ſchob und ſchleppte mit eigner Hand die ſchwere vollgefüllte Lade die Treppe herunter und ſetzte ſie vor die Türe in den Hof: die übrigen Pakete flogen zum Fenſter herunter und nahmen ihren Platz auf und neben der Lade, wo ſie ihn fanden. Als ihm nichts mehr in die Augen fiel, das der Frau eigentümlich angehörte, ſo ging er zu ihr, band ihr das Halsband mit den großen Perlen, das ſie einmal als Jungfer von dem Grafen bekommen hatte, um den Arm und führte ſie zur Hoftür hinaus zu ihren Sachen, ſchloß alle Eingänge am Hauſe zu und ſtellte ſich mit ſeinem Pfeifchen ans Stubenfenſter, um ſeine eiferſüchtigen Grillen mit dem Tobaksdampfe in die freie Luft hinauszublaſen.

Die verabſchiedete Frau ſaß alſo unter freiem Himmel auf ihrer Lade zwiſchen den übrigen Effekten und hoffte ganz ſicher, daß bei der eintretenden Dämmerung ihren Mann ſein Liebesfieber überfallen und nötigen werde, ſie unter demütigenden Bedingungen

wieder zurückzurufen. Die Dämmerung kam; es wurde Nacht: niemand im Hauſe rührte ſich. Nun mußte ſie im Ernſt darauf denken, ihre Sachen in Sicherheit zu bringen und ein bequemeres Nachtlager zu ſuchen, als ihr die Lade darbot: dem Manne zum Trotze wollte ſie wieder ins Haus. Sie ſah ſich allenthalben nach einem niedrigen Fenſter um und konnte keins anſichtig werden, das ſich beſſer zu einer Tür gebrauchen ließ, als das Küchenfenſter, ob es gleich ziemlich hoch von der Erde war. Sogleich wurden die nötigen Anſtalten zum Einſteigen gemacht, die Lade unter das Fenſter gerückt, und nun hinauf! Aber wer ſollte das Fenſter aufmachen, das ſich nur inwendig öffnen ließ?—Man ſchlägt eine Scheibe ein: ſie tat's, und nun waren beide Flügel weit offen. Alle Schwierigkeit hatte ſie immer noch nicht beſiegt: wie ſollte ſie ſich ohne Hülfe ſo weit hinaufſchwingen?—Sie verſuchte: es ging nicht. Sie wanderte den Hof hinab, um ſich den Beiſtand einer Nachbarin zu erbitten, und ſiehe da! eben kam die Magd vom Felde hinten zum Garten herein: nun hatte ſie gewonnen Spiel. Die Allianz wurde gleich zwiſchen ihnen geſchloſſen, und man eilte mit großen Schritten, die Eroberung des Küchenfenſters fortzuſetzen. Die Magd begeiſterte das allgemeine Intereſſe ihres Geſchlechts mit Löwenmut, ſie erſtieg den Wall, ſprang in die Küche hinab, in einem Augenblicke war der innere Riegel der Hoftür weggeſchoben, und man zog triumphierend in der eroberten Feſtung ein.

Nacht und Dunkelheit waren geſchworne Feinde des alten Herrmanns: ſie entwaffneten ſeine Tapferkeit ſo ſehr, daß er faſt zum Kinde wurde. Ermüdet von der Haſtigkeit, womit er ſeiner Frau Habſeligkeiten in den Hof ſchaffte, war er bei ſeinem Pfeifchen am Fenſter eingeſchlafen: Zähne und Hände ließen den ſchwarzen beräucherten Stumpf entſchlüpfen, daß er in hundert kleinen Stücken auf dem Pflaſter herumtanzte. Der Schlummer hielt an, bis zu dem erſten Sturme, den die Frau auf das Küchenfenſter wagte; das Geklirre der eingeſchlagnen Scheibe erweckte ihn: aber o Himmel! in der ganzen Stube wars finſter wie im Grabe. Er tappte nach dem Feuerzeuge, fand es, ſchlug ſich die Knöchel wund, und da ſein Zunder brannte, war kein Licht da.

Indeſſen nahm der Lärm der Eroberung zu: nun war's vollends um ſeine Herzhaftigkeit geſchehn. Er konnte keinen Schritt vor die Tür tun, wenn er gleich ein Königreich damit hätte gewinnen ſollen. Das Getöſe vermehrte ſich—denn die Frau ſchaffte mit Hülfe der Magd die Effekten wieder ins Haus—und er fand kein ander Mittel, als die Partie aller Furchtſamen zu ergreifen—er verſchanzte ſich: die Tür wurde verriegelt, ein Tiſch vorgerückt, und es war feſt beſchloſſen, daß er die Nacht hinter ſeinen Verſchanzungen zubringen wollte.

Rillchen kannte ſeine Furchtſamkeit im Finſtern und ließ nichts ermangeln, ihre Rachſucht nach Herzensluſt zu ſättigen. Die zwei Weibsbilder erregten ein Getöſe im Hauſe, als wenn ſieben Legionen Teufel eingekehrt wären: Treppe auf, Treppe nieder! Die Magd, um ihrem Tritte mehr Gewicht zu geben, bewaffnete die Füße mit einem Paar Schuhen von Juchten, deren Sohlen dick wie Bretter, und deren Abſätze mit Nägeln, wie mit Hufeiſen beſchlagen waren: bei jedem ihrer Dragonertritte erbebte das ganze Gebäude, und aus allen vier Winkeln des Hauſes hallte das Klappen der Nägel, wenn ſie auf den Backſteinen hinlief, in mannichfaltigen Tönen, wie ein übelgeſtimmtes Glockenſpiel, zurück. Die Türen wurden zugeſchlagen, daß ſie aus den Angeln ſprangen: man bereitete in der Küche ein Bankett und verzehrte die triumphaliſche Mahlzeit mit lautem Lachen und Singen, währenddeſſen der alte Herrmann in der daranſtoßenden Stube ausgeſtreckt auf drei Stühlen lag, vor Hunger und Ärger ſeufzte, gern ſeinen Kummer verſchlafen wollte und vor dem Getöſe, das bis über Mitternacht hinaus dauerte, kein Auge ſchließen konnte. Einen ſchimpflichen Frieden durch Nachgeben zu erkaufen, litt ſeine Ehre nicht, und ihn durch Gewalt zu erzwingen, war er zu furchtſam, weil er, nach der Größe des Lärms zu urteilen, glaubte, der weibliche Teil des ganzen Städtchens habe ſich verſammelt, ſein beleidigtes Geſchlecht an ihm zu rächen; und dann war es einmal ſein Grundſatz, in der Dunkelheit nicht zu fechten, weil er gewiß den Kürzern zog, ſobald man die Bosheit beging, das Licht auszulöſchen. Sonach ertrug er gelaſſen alles Ungemach und war froh

genug, daß man um ein Uhr ihn auf den harten Stühlen einſchlummern ließ, unterdeſſen daß die feindliche Partei ſich in weiche Federn verſteckte.

Kaum erſchien die gewöhnliche Zeit des Aufſtehens, als Rillchen ſchon wieder im Hauſe herumtobte, doch mit vermindertem Geräuſche: ſie nahm mit lautem Geklirre der Taſſen und Teller in der Küche Kaffee und Frühſtück ein. Der alte Herrmann dehnte ſich auf ſeinem harten Lager, ſtand, wie an allen Gliedern gerädert, auf und überlegte ſeinen Operationsplan für den folgenden Tag. —Die erſte Hand zum Vergleiche zu bieten, das war, bei ſo vielem Rechte auf ſeiner Seite, ſehr hart: gleichwohl hatte die Frau die vorteilhafteſten Poſten im Hauſe beſetzt und ihn ſo eingeſchloſſen, daß ſie ihn mit leichter Mühe aushungern konnte: da war nichts zu tun, als ſie mit Liſt aus ihrer günſtigen Stellung zu vertreiben. Er räumte die Feſtungswerke vor der Stubentür weg und ging, ohne ſich mit einem Blicke umzuſehn, zum Hauſe hinaus.

Nun hatte er das Feld geräumt. Er blieb den ganzen Tag außen, auch die Nacht: er brachte beides bei einem Bekannten zu, einem Schloſſer, von dem er ſich ein großes ſtarkes Vorlegeſchloß verfertigen ließ. Mit Anbruche des Tages erſchien er nebſt ſeinem Freunde, öffnete die Haustür—er hatte den Schlüſſel dazu bei ſich—und nun geradeswegs vor die Schlafkammer der Frau! Der Schloſſer ſchlug mit allem Geräuſche ſeines Handwerks Haſpen und Anwurf an die Tür, und beide legten feierlich das große Schloß davor. Darauf begaben ſie ſich, voll Freude über den ausgeführten Anſchlag, in die Nebenſtube und übten alle mögliche Repreſſalien aus. Der Schloſſer war ebenfalls einer von den Ehemännern, der mit ſeiner Gattin in unaufhörlichem Kriege lag, und ſtritt für ſein eignes Intereſſe, indem er die Rache ſeines Freundes unterſtützte. Sie fingen an zu trinken; der Schloſſer, dem dieſe wohltuende Rache ungemein behagte, nahm einen ſo lebhaften Anteil an der Ehre ſeines Freundes, daß er in einer halben Stunde bereits betrunken war; der alte Herrmann konnte, wie geſagt worden iſt, vor dem Nachmittage keinen Branntewein zu ſich nehmen, und hielt ſich für ſeine Nüchternheit mit

einer großen Kanne selbstgemachten Kaffee schadlos; und dann ging er in eigner Person das Mittagsmahl für sie beide zuzubereiten.

Diese Abwesenheit ihres Mannes wollte die eingesperrte Frau nützen: sie redte den trunknen zurückgebliebnen Schlosser durch die Wand an und bestürmte sein verstocktes Herz mit den rührendsten Bitten, sie heimlich herauszulassen. Der Wächter, der in seinem berauschten Kopfe gegenwärtige und vergangene Zeit nicht sonderlich unterschied und sich also beinahe gar nicht besann, wer diese Frau sei und warum man sie hier eingeschlossen habe, staunte nicht wenig, eine Weiberstimme in der Nähe zu hören. Er horchte und erkundigte sich stammelnd, wo sie sich aufhalte: zehnmal sagte sie es ihm, und zehnmal begriff er's nicht: er merkte wohl, daß die Stimme von der Wand herkam, und taumelte deswegen an ihr auf und ab, um das Frauenzimmer zu haschen; und wenn er einmal zugriff und etwas festhielt, so war's ein Stuhl oder ein Tisch. Der Trunk hatte mancherlei verliebte Regungen in ihm aufgeweckt, und er war äußerst erbittert auf das Frauenzimmer, das ewig redete und sich niemals haschen ließ. Sie schmeichelte seiner Begierde mit dem Versprechen, sich sogleich haschen zu lassen, wenn er nur das große Schloß öffnete, das er heute angelegt habe: der verliebte Trunkenbold, nachdem er lange Zeit mit dem Hammer an der Wand herumgehauen hatte, um das Schloß aufzuschlagen, begriff endlich, daß er es vor der Stube an der Nebentür suchen müßte, und wankte hinaus, zog einen großen Schlüssel aus der Tasche und fluchte und schwor, daß sich das verdammte Schlüsselloch nicht treffen lassen wollte: er stieß und stampfte um sich herum, so sehr ihm die Gefangene leise zu verfahren riet, und tobte so ungestüm, daß endlich der alte Herrmann durch sein Getöse herbeigezogen wurde. Leicht zu erachten, daß er ihn etwas unsanft zur Ruhe wies! Er warf ihn zur Stube hinein und zeigte ihm einen Platz, von welchem er bei Lebensstrafe nicht aufstehen sollte; und der folgsame Schlosser legte sich demütig in den Winkel, wie ein Hund, wenn ihm ein drohendes „Kusch!" zugerufen wird.

Bei der Mittagstafel fand der halbnüchterne Schloſſer einen neuen Beruf, ſich zu betrinken, und nachmittags, etwas zeitiger als ſonſt, fühlte der alte Herrmann den nämlichen Trieb. Nun kam der Zeitpunkt, wo die eingeſperrte Ehefrau ihre Erlöſung bewirken mußte. Er fing allmählich an, von ſeinem Nillchen ſehr viel zu ſprechen und ſie wegen ihrer Schönheit und häuslichen Erfahrung zu loben: — „Wenn ſie nur eine ehrliche Frau wäre!“ ſetzte er hinzu. — „Kannſt du dir vorſtellen, Jakob?“ fuhr er nach einer Pauſe fort: „da will ſie ſich von mir ſcheiden laſſen — das Donnerweib! damit ſie ſo recht nach ihrem Gefallen leben kann — aber ich habe ſie eingeſperrt — ſie darf nicht fort — ich laſſe mich doch nicht ſcheiden — und wenn's gleich der Kaiſer und der Oberpfarrer haben wollte. — Sie ſoll nicht heraus — bis ſie mir verſpricht, daß ſie ſich nicht will ſcheiden laſſen — und wenn ſie bis an den jüngſten Tag drinne ſtecken ſollte.“

Einen ſo günſtigen Augenblick ließ die Gefangne nicht ungebraucht vorbeigehen: ſie verſicherte ihn durch die Wand, daß ſie ſich nicht ſcheiden laſſen wollte, wenn er ſie in Freiheit ſetzte.

„Du mußt mir ſchwören,“ rief der Mann. — Sie verſtund ſich dazu: er ſagte ihr einen Schwur vor, der die fürchterlichſten Verwünſchungen enthielt: ſie ſprach ihn nach.

„Ja, Nillchen,“ fing er von neuem an, „wenn ich nur wüßte, ob du eine ehrliche Frau biſt! — Biſt du's nicht, ſo laß ich mich ſcheiden. Das muß ich wiſſen; ſonſt kömmſt du nicht heraus.“ —

Natürlich, daß ſie alle Beredſamkeit anwandte, ihn über den ſtreitigen Punkt zu verſichern. — „Du mußt mir ſchwören,“ war ſeine neue Forderung, die ſie eben ſo gern zugeſtand; und mit den vorigen Formalitäten beſchwor ſie ihm, daß ſie nicht nur eine ehrliche Ehefrau ſei, ſondern auch in alle Ewigkeit bleiben wolle. Die Kapitulation war gemacht, der Friede geſchloſſen und die Gefangenſchaft aus.

Deſto ſtärker fiel nun ſein Zorn auf alle, die die Ehre ſeiner Frau angetaſtet hatten; ſie mußte ſich neben ihn ſetzen, und er konnte beſtändig noch nicht von der Hauptfrage wegkommen: ſie ſollte ihm berichten, warum der Nachbar ſie einer Untreue be-

ſchuldigt habe, und ſie gab ihm zur Urſache den Neid an, den die Gnade des Grafen gegen ihren Heinrich bei jedermann errege. Nun war er auf einen ſchlimmen Punkt geführt: er brach in Schmähungen wider den Grafen aus, daß er das ehrliche Nillchen durch ſeine Gnade in einen ſolchen Ruf bringe, und beteuerte, daß er ihm die ganze Gnade vor die Füße werfen wolle. — „Mach' ein recht koſtbares Abendeſſen," ſchloß er: „daß es fertig iſt, wenn ich wiederkomme!" —

Nillchen gehorchte dem Befehle. Er folgte ihr nach und ging halbtaumelnd zum Hauſe hinaus. Er wollte aufs Schloß; aber in der Berauſchung verfehlte er den Weg, wanderte durch drei, vier Gaſſen, und eh' er ſich's verſah, war er wieder vor ſeinem Hauſe. Er fluchte auf den Grafen, daß er ſein Schloß ſo oft verrückte, und wiederholte die Wanderung ſo oft, daß er in der Abenddämmerung an Ort und Stelle anlangte. Graf und Gräfin waren verreiſt, niemand da, der ihn zurückhielt, und er erreichte alſo ungehindert Schwingers Zimmer.

Schwinger ſaß im Kabinette und arbeitete an einer Predigt, womit er die chriſtliche Gemeine künftigen Sonntag bewirten wollte, hatte ſich verſchloſſen und ſo ſehr in Begeiſterung verloren, daß er weder hörte noch ſah. Fräulein Hedwig, um ſich die Abweſenheit der gnädigen Herrſchaft zunutze zu machen, war ihrem dicken Amyntas nachgegangen und beluſtigte ſich im Garten mit ihm nach Herzensluſt: die Baroneſſe ſtund, in arkadiſche Bilder vertieft, am Fenſter und weidete ſich mit der Einbildung an den Freuden der Liebe, die ihr die Wirklichkeit nicht gewähren durfte.

Der alte Herrmann ging unangemeldet ins Zimmer hinein und fand ſeinen Sohn am Tiſche ſitzend, von den Weiſen der heidniſchen Welt umringt: Augen und Gedanken waren ganz in ſeinem Buche, und er wurde die Anweſenheit ſeines Vaters nicht eher inne, als bis er ihn bei dem Arme faßte. „Heinrich, ſprach er, komm mit mir!" Der Sohn folgte ihm ohne Widerrede. Er führte ihn die Treppe hinunter. Heinrich erkundigte ſich zwar ſehr oft, wohin er ſollte, aber die Antwort blieb außen. —

An der Tür entſchuldigte er ſich, daß er ohne Erlaubnis ſeines Lehrers nicht weiter gehen dürfe und wollte umkehren: ſchnell ergriff ihn der Vater in der Mitte des Leibes, lud ihn auf die Schultern und trabte mit ihm fort, wie ein Schwan, der ſeiner kleinen Nachkommenſchaft zum Schiffe dient. Der Sohn war durch die Neuheit des Vorfalls ſo in Erſtaunen geſetzt, daß er ſich ohne Widerſtand forttragen ließ und nur unterwegs zuweilen Miene machte, ſich loszureißen, aus Beſorgnis, ſeinem Vater eine zu ſchwere Laſt zu ſein: da half nichts! Je mehr er widerſtrebte, je feſter packte ihn der Herr Papa, je ſchneller eilte er mit ihm davon. Alle Leute blieben verſtummend ſtehen, und niemand dachte vor Verwundrung über die Seltſamkeit der Sache daran, ihn aufzuhalten. Die Baroneſſe erblickte durch das Fenſter ihren Heinrich auf dem Rücken eines Fremden, den ſie nicht erkennen konnte, und der, wie ein Knabenräuber, mit ihm dahineilte. In einer übereilten Haſtigkeit riß ſie die Tür auf, flog die Treppe hinunter, zum Hauſe hinaus und dem Entführer nach. Der Vater ſetzte ſeine Bürde in ſeinem Hauſe ab und ſchloß die Tür zu. „Da!" ſagte er zu ſeiner Frau, die erſtaunt in der Küchentür ſtund, „da iſt Heinrich! Die Leute ſollen uns nicht länger nachreden, daß ihn der Graf füttert, weil er nicht mein Sohn iſt. Wenn dir nun noch jemand Schuld gibt, daß du keine ehrliche Frau biſt, Nillchen! Nillchen! ſo nimm dich in acht! Ich ſchlage allen die Köpfe ein, die ſo ſprechen, und dich wider die Wand, wie einen alten Topf." Dabei faßte er, um ſeine Drohung ſinnlicher zu machen, einen alten dortſtehenden berußten Topf und ſchleuderte ihn mit einer Gewalt an die Küchenmauer, daß die Umſtehenden ſich vor den herumfliegenden Scherben retten mußten.

„Du bleibſt nun in alle Ewigkeit bei uns," fuhr er fort, indem er ſich zu ſeinem Sohne wandte und ihn derb bei dem Ohre zupfte, welches eine von ſeinen hauptſächlichſten Liebkoſungen war: — „Du bleibſt bei uns. Du ſollſt nicht länger ſchmarotzen: und wenn dich jemand wieder wegholen will und du gehſt mit ihm, ſo mache dich gefaßt, daß die Stücken von deinem Kopfe ſo herumfliegen werden, wie die Scherben von dem Topfe." — Dieſe

Drohung wurde von einem paar fühlbaren Stößen begleitet, die er dem Sohne mit geballter Faust auf den Wirbel versetzte.

Indessen hatte sich die arme Baronesse ihre zarten Fingerchen an der Haustür beinahe wund geklopft, und die Frau war während der Drohung ihres Mannes hinter seinem Rücken weggeschlichen, um aufzumachen. Die Baronesse stürzte sich herein in die Arme der Frau und bat sie ängstlich um Nachricht, wohin Heinrich sei, und wohin er solle. Madam Herrmann führte sie mit ehrerbietigen Verbeugungen an die Küche und zeigte ihr den verlangten Heinrich. — „Da ist er ja!" rief die Baronesse freudig und ergriff seine Hand. — „Aber was soll denn mit ihm werden? wohin soll er denn?" — und mit hundert ähnlichen übereilten Fragen drang sie auf den Vater los.

„Bei mir, bei seinem Vater soll er bleiben!" — war die Antwort, „und nicht länger bei Leuten schmarotzen, denen er nichts angeht! Komm, Heinrich!" — Er wollte ihn wegführen. Die Baronesse stieß mit einem kleinen Unwillen seine Hand zurück. „Laß Er ihn!" sprach sie. Der Alte tat einen Schritt rückwärts, stemmte die Hände in die Seite, guckte ihr mit dem schiefsten verächtlichsten Blicke ins Gesicht und hub eine Rede an, die mit Schimpfen begann und mit Schimpfen endigte. Er verteidigte darin seine Ansprüche auf seinen Sohn so lebhaft und verwies der Baronesse ihren Eingriff in dieselbe so derb, daß dem guten Kinde die Tränen in die Augen kamen. Nillchen erboste sich äußerst wider seine Unhöflichkeit: sie hielt ihm den Mund zu und gebot ihm, sich nicht wider die gnädige Herrschaft zu vergehen: der Mann schwatzte in halben gebrochenen Tönen durch ihre Finger, stieß das Schutzbrett mit einem tüchtigen Schlage von seinen Lippen hinweg und begann desto erbitterter von neuem. Nillchen war zum Zerspringen aufgebracht, schritt zum erstenmal während ihrer ganzen Ehe zu wirklichen Tätlichkeiten, warf ihn mit einem hohltönenden Puffe in den Rücken zur Küche hinaus und hatte nichts Geringeres im Sinne, als ihn unter dieser Musik in die Stube hineinzutreiben. Unglücklicherweise gab ihm seine größere Stärke das Obergewicht: mit einer schnellen Wendung streckte

er seine Gegnerin zu Boden, daß sie ächzte und vor Erbitterung die Lippen zusammenbiß. Während des Handgemenges war die Baronesse so listig und nahm ihren Adonis bei der Hand — husch! waren sie beide zur Tür hinaus. Der alte Herrmann wurde die Flucht gewahr, ließ den gestreckten Feind liegen, und hurtig hinterdrein! Wie dergleichen Zurückholungen nie ohne Gewalttätigkeiten abgehn, so mangelte es auch hier nicht daran: Heinrich wurde bei dem Kleide zurückgezogen, und die Baronesse, die sich hinter ihm hereindrängte, kam auch nicht ohne blaue Flecken davon. Vater und Sohn verschlossen sich in der Stube, und die arme Ulrike setzte sich traurig auf die Treppe und weinte die bittersten Tränen. Die Frau Herrmann war unterdessen wieder auf die Füße gekommen und tröstete sie mit Verwünschungen gegen ihren Hund von Manne, wie sie ihn zu nennen beliebte.

„Ich gehe nicht wieder aufs Schloß," sprach die Baronesse schluchzend, „wenn ich nicht Heinrichen mit zurückbringe: ich bin ihm so gut, daß ich nicht ohne ihn sein kann. Sein Vater wird ihn gewiß aus der Stadt tun wollen, vielleicht auf eine Schule — ach! liebe Frau Herrmann, da muß ich sterben!" — Sie weinte von neuem und verbarg ihr Gesicht an dem Schoße ihrer Trösterin, die vor ihr stund.

Es wurde ihr vorgeschlagen, sich wieder aufs Schloß bringen zu lassen, und zwar mit der Versichrung, daß Heinrich gewiß längstens des Morgens darauf nachkommen solle.

„Nein," antwortete sie mit Entschlossenheit; „ich gehe nicht von der Stelle. Sie wollen mich nur gern los sein, damit ich's nicht sehen soll, wenn er fortgebracht wird. — Tun Sie mir's doch nicht zuleide! lassen Sie ihn doch bei uns!" —

„Er soll ja gewiß wieder zu Ihnen kommen" — rief die Herrmann einmal über das andere.

Die Baronesse. Sie hintergehn mich gewiß. Warum wollen Sie mir nun nicht die Freude gönnen, daß ich ihn lieb haben soll? Ich darf ihn ja so nicht sehen und sprechen: wenn ich nur wenigstens weiß, daß er in einem Hause mit mir ist, so bin ich ja zufrieden. Weiter will ich nichts! weiter gar nichts! — Wenn der

Vater nur nicht ſo ungeſtüm wäre, ſo wollt' ich ihm um den Hals fallen: aber er ſtößt mich von ſich.—Ich bin recht unglücklich:—aber daß Sie ja die gnädige Tante oder Fräulein Hedwig nichts davon erfahren laſſen!—Heinrich iſt der einzige Menſch auf der Welt, dem ich gut bin: und ich möchte nur wiſſen, was das nun Böſes iſt, daß man mir's verbietet, und nun will man ihn gar weit, weit von mir wegſchicken. Warum ſoll ich denn einen Menſchen nicht lieb haben? Es iſt ja beſſer, als wenn ich ihn haſſe.

Die Herrmann. Ja, allergnädigſte Baroneſſe, Sie können ihm wohl gut ſein: aber die Frau Gräfin und Fräulein Hedwig werden wohl etwas anders meinen.

Die Baroneſſe. Was denn?—Ich habe ihn gern um mich, ſchäkre gern mit ihm: was iſt denn nun ſo Entſetzliches dabei?

Die Herrmann. Dabei wohl nicht! aber—

Die Baroneſſe. Was denn?—So ſagen Sie mir's doch nur! Wenn es etwas Böſes iſt, ſo will ich mich dafür hüten. Ich verſprech' es Ihnen: ich will mich davor in acht nehmen wie vor dem Feuer.

Die Herrmann. Die Frau Gräfin wird wohl denken, daß mein Sohn nicht vornehm genug zu Ihrem Umgange iſt.

Die Baroneſſe. Soll ich denn die Leute deswegen haſſen, weil ſie nicht vornehm ſind?

Die Herrmann. Das wohl nicht! aber Sie werden vielleicht zu vertraut.

Die Baroneſſe. Je vertrauter, je beſſer! das iſt mir das Liebſte. Wenn man da ſo reverenzt und knixt und komplimentiert—das iſt kein Vergnügen. Wem ich gut bin, der iſt mir auch vornehm genug.

Die Herrmann. Ich weiß freilich auch nicht, warum die Frau Gräfin gar nicht haben will, daß Sie mit meinem Heinrich umgehen ſollen: wenn er gleich kein Graf iſt, ſo hat ihn doch ſeine Mutter auch nicht auf der Gaſſe geboren; und wer weiß, was aus ihm noch werden kann?—Aus gutem Holze läßt ſich alles ſchnitzen—Alſo ſind Sie ihm gut, allergnädigſte Baroneſſe?

Die Baroneſſe. O ungemein! Ich wollte den ganzen Tag bei ihm ſein—lieber als bei Grafen und Baronen! Wenn ich nur ein gemeines Mädchen werden könnte, daß ich allenthalben herumlaufen und umgehen dürfte, mit wem ich wollte! Unſereins iſt recht wie im Gefängnis: ach, liebe Frau Herrmann, mir wird das Leben ſauer! Nicht einen Schritt ſoll ich ohne Erlaubnis tun; und wenn ich einmal luſtig werde, ſo ſchreit die alte Hedwig gleich auf mich los, daß mir's angſt und bange macht. Bald geh ich einwärts, bald halt' ich mich ſchief, bald red' ich zu viel und bald zu wenig.—„Machen Sie doch ein Kompliment! Reden Sie nicht zu frei! Küſſen Sie der Dame die Hand! Sehen Sie den Herrn nicht zu ſtarr an! Sprechen Sie doch nicht immer deutſch!"—So geht's den ganzen Tag: das iſt ein ewiges Tadeln; man wird des Lebens recht überdrüſſig dabei.—Wenn ich nun vollends bei dem Grafen oder der Gräfin ſein muß, da geht die liebe Not erſt recht an. Da darf ich kein Wort reden, wenn man mich nicht fragt: wie ein Stock muß ich daſtehn.—„Wie Ihre Gnaden gnädigſt befehlen—Ihre Gnaden untertänigſt aufzuwarten—Ich bitte Ihre Gnaden untertänigſt um Vergebung—Wenn Ihre Gnaden die hohe Gnade haben wollen"—Und wenn ich einmal von den tauſend Millionen Gnaden, die ich beſtändig im Munde haben muß, eine vergeſſe—ach! da iſt's ein Lärm zum Kopfabhauen! Oder wenn ich zu hurtig ſpreche, zu langſam oder zu hurtig, zu tief oder zu ſeicht den Reverenz mache, wenn ich nicht gleich nach einer Sache laufe, ſobald ſie der Graf nur nennt, da geht's gleich los.—Ja, das bißchen Leben wird einem recht ſchwer gemacht.

Die Herrmann. Dafür genießen Sie auch deſto mehr Ehre—

Die Baroneſſe. Ach ſchade für die Ehre! Wenn man mir nur mein Vergnügen ließe! Da ſoll ich ſtundenlang wie angepflöckt ſitzen, und wann ich's nicht tun will, ſo nennt man mich ungezogen. Sitz' ich nun dort und gebe nicht recht acht und mache nur einen Fehler, gleich werd' ich ausgehunzt: ſeh' ich verdrießlich darüber, ſo krieg' ich wieder etwas ab, daß ich nicht munter bin: lach' ich ein wenig zu laut, ſo heißt's, ich führe mich unanſtändig auf:

red' ich leiſe — ſo rede doch laut, daß man's verſteht! — ſprech' ich laut — wer wird denn ſchreien, wie ein gemeines Menſch? — Immer mach' ich etwas unrecht: kein einziges Mal kann ich's treffen. Mannichmal, wenn mir die Zeit gar zu lang wird, geh' ich aus der Geſellſchaft: gleich watſchelt die dicke Hedwig hinter mir drein und ſchilt mich aus, daß ich keine Lebensart habe: ſteh' ich etwa in Gedanken und antworte nicht gleich, wenn mich jemand anredet, ſo ſollten Sie nur das Unglück ſehn, das ich ausſtehen muß, ſobald die Geſellſchaft fort iſt! Wenn ſich nicht die Gräfin zuweilen meiner annähme, ſo wär' ich längſt davongegangen. Ich tu' es auch gewiß noch einmal.

Die Herrmann. Sie werden ja ſo etwas nicht tun!

Die Baroneſſe. Es wäre kein Wunder, wenn man ſo geplagt wird. So ſteif und trocken Tag für Tag zuzubringen, und auch nicht einmal ein Vergnügen haben zu dürfen, das iſt keine Kleinigkeit. Ich ſoll ja mit niemanden reden, mit niemanden lachen, weil das alles zu gemeine Leute ſind; und daß ich nicht Heinrichen ſo oft ſehen und ſprechen darf, wie ich will — ach! das nagt mir am Herze! — Ich kann's Ihnen wohl ſagen: er gefällt mir beſſer als alle die jungen Herren und Kavaliere, die zum Grafen kommen. Machen Sie ja, daß er nicht vom Schloſſe weggenommen wird.

Die Herrmann. Nein, das laſſ' ich nicht zu, und wann ich mich mit meinem Manne darüber prügeln müßte. Ich will Sie wieder nach Hauſe begleiten: morgen wird meinem alten Bäre der Sonnenſchuß wohl vergangen ſein.

Die Baroneſſe. Nein, ich gehe nicht, ſolange Heinrich hier bleibt. — Sie wollen mich hintergehn: ſo leichtgläubig bin ich nicht: wenn ich aus Ihrem Hauſe bin, ſo ſchaffen Sie ihn gleich fort, damit ich nicht weiß, wohin er gekommen iſt. Wenn das geſchieht, hernach iſt es ganz aus auf der Welt für mich: dann können ſie mich begraben, wenn ſie wollen. —

Alle weitre Vorſtellungen fruchteten nichts bei ihr: ſie beharrte hartnäckig auf ihrem Entſchluſſe, nicht wieder aufs Schloß zu gehen, wenn ſie Heinrich nicht begleitete, und drohte, die ganze

Nacht auf der Treppe ſitzen zu bleiben, wofern man ihr nicht willfahrte. Die Herrmann war am Ende ihrer Beredſamkeit, ließ ſie ſitzen und ging heimlich fort, Fräulein Hedwig von dem Plane der Baroneſſe zu benachrichtigen.

Die Botſchaft war äußerſt willkommen: denn die arme Gouvernante war in unbeſchreiblicher Angſt über die Abweſenheit ihrer Untergebnen. Sie hatte einige Minuten, nachdem die Flucht geſchehn war, ihren verliebten Kreuzzug durch den Garten beendigt, und ihr Herz ſchlug ellenhoch vor Schrecken, als ſie bei ihrer Rückkunft ins Zimmer die Baroneſſe nirgends fand. Als wenn ſie ein Geſpenſt jagte, lief ſie brauſend und glühend die Treppe hinauf zu Schwingern und fand auch hie niemanden: nun war keine Vermutung gewiſſer, als daß die beiden jungen Leutchen, nach dem löblichen Beiſpiele der Gouvernante, auch ihrerſeits eine Liebesfahrt getan hatten. Sie rief bald Schwingern, bald Ulriken, bald Heinrichen, und raſte, wie unſinnig, in dem Zimmer herum, riß das Fenſter auf und rief: alles tot, als wenn die ganze Hofſtatt durchgegangen wäre! — „Ach du liebes Väterchen im Himmel droben!“ ſchrie ſie troſtlos, rang die Hände, und Angſtſchweiß ſtund in großen Perlen auf der rotunterlaufnen Stirn. „Du herzliebes liebes Gottchen! wo ſind die gottloſen Kinder hin? Wer weiß, was ſie izt miteinander anfangen?“ — Schwinger wurde durch das Klaggeſchrei aus ſeiner homiletiſchen Begeiſterung erweckt und öffnete das Kabinett. Fräulein Hedwig fiel mit ihrem ganzen plumpen Körper über ihn her: — „Schaffen Sie mir die Baroneſſe,“ ſchrie ſie, „oder ich kratze Ihnen die Augen aus.“ — Schwinger war mit den Gedanken noch bei ſeiner Predigt, die von der chriſtlichen Sanftmut handelte, und hub mit kanzelmäßigem Tone an:

„Die Sanftmut iſt eine von den Tugenden, die das Herz eines Chriſten zieren ſollen“ —

„Ach mit ihrer verzweifelten Sanftmut!“ unterbrach ihn die Gouvernante.

Er fuhr ungehindert fort: — „Sie muß in ſeinen Worten und Werken ſich äußern“ —

Fräulein Hedwig. So laſſen Sie uns doch ſuchen, ehe ſie der böſe Feind in den Klauen hat!

„Wen denn?“ fragte Schwinger, von ſeinem Traume erwachend.

Fräulein Hedwig. Die Kinder! Sie ſind ja fort! Wenn ſie nun gar die fallacibus Satanas blendeten — ach, wir müßten beide mit Schimpf und Schande davonlaufen! aus dem Hauſe würden wir gejagt! — Hab' ich's nicht immer prophezeiht? Aber mit den Leuten, die keinen Teufel glauben, iſt nichts anzufangen. Hernach —

Schwinger. Gedulden Sie ſich nur! Es wird vermutlich nicht ſo ſchlimm ſein, als Sie denken. —

Er ermahnte ſie noch weiter zur Geduld, allein die Furcht vor einer Entdeckung der geheimen Urſache, warum ſie die Baroneſſe allein gelaſſen hatte, machte ſie wütend, beſonders da Schwinger einigemal ſich erkundigte, warum ſie ohne die Baroneſſe ſpazieren gegangen ſei. — „Sie denken wohl gar,“ ſprach ſie erſchrocken, „daß ich auf böſen Wegen geweſen bin? Dafür bewahre mich mein liebes Väterchen im Himmel!“

Beide waren noch mitten in der Überlegung, wo ſie zuerſt die Entflohnen aufſuchen ſollten, als Frau Herrmann mit ihrer Botſchaft anlangte und ſie aus ihrer Verlegenheit riß: der Hauptknoten war indeſſen immer noch aufzulöſen. Die Herrmann ſchlug dazu ſelbſt ein Mittel vor: um ihren Mann zu bewegen, daß er Heinrichen wieder zurückgebe, hielt ſie nichts für kräftiger, als ihn durch eine Bouteille Wein zu beſtechen. Schwinger ſteckte eine zu ſich und wanderte mit der Herrmann ab, und Fräulein Hedwig, um deſto ſicherer zu ſein, folgte ihnen. Schwinger fing ſeine Traktaten mit dem alten Herrmann unter dem Fenſter an, wo er ſein Pfeifchen ſchmauchte: er ſtellte ihm die Ungnade des Grafen und der Gräfin vor, die den Burſchen von ihm foderten, erſchöpfte alle mögliche anderen Bewegungsgründe: der Alte gab einen jeden zu und ſchlug ſie alle damit nieder — „ich mag nicht.“ — Endlich wurde das kraftvolle Argument ad stomachum aus der Taſche geholt; auch dies ſchlug nicht an: doch gab er die Erlaubnis, es in die Stube zu bringen.

Als Schwinger ins Haus trat, fand er Fräulein Hedwig in offenem Zanke mit der Baroneſſe: ſie hatte ſie ſchon mit ihren breiten Händen, wie der Geier eine Taube, umklammert, um ſie mit Gewalt hinauszuziehen: die nervichte Strafpredigt war ſchon vorausgegangen. Die Baroneſſe fühlte ſo viel Unwürdigkeit in dieſer Behandlung, daß ſie alle Rechte der Selbſtverteidigung gebrauchen zu dürfen glaubte: die Angſt, von Heinrichen mit Gewalt getrennt zu werden, und die Überredung, daß dies alles abgekartet ſei, machte ſie doppelt unwillig und doppelt beherzt: ſie zog eine lange Nadel aus den Haaren und ſtach ſo lange auf die Klauen los, die ſie umſchlungen hielten, bis ſie der Schmerz nötigte, fahren zu laſſen. In dieſem Augenblicke wollte Schwinger beide auseinanderbringen, als ſie ſich ohnehin aus dieſer Urſache gehen ließen. Aller Widerſprüche ungeachtet, nahm er die Baroneſſe mit ſich in die Stube: er wollte ſeine Vorſtellung erneuern, allein die erboſte Hedwig, die auf und nieder rannte und das Blut aus den zerritzten Armen ſaugte, machte mit ihrem Toben alle ſeine Worte unverſtändlich. Dem alten Herrmann war die Geſandtſchaft durch die vorgezeigte Bouteille Wein intereſſant geworden; und ärgerlich, daß er nichts verſtehen konnte, ergriff er Fräulein Hedwig bei dem Arm und gab ihr mit ſeiner originalen Unmanierlichkeit die Wahl, hinauszugehen oder zu ſchweigen. Sie wählte das letzte, und Schwinger, weil er auf dem angefangnen Wege nicht weiter zu kommen gedachte, ſchlug einen andern ein: er ſtellte es dem alten Herrmann frei, ſeinen Sohn dazubehalten, und bat ihn, wenigſtens die Flaſche mit ihm auszutrinken, damit er nicht ganz umſonſt bei ihm geweſen ſei. Ohne Anſtand wurde die Bitte bewilligt, die Pfeife niedergelegt, und Nillchen ſtand mit den Gläſern ſchon in Bereitſchaft, ehe er ſie noch foderte.

Die Flaſche war itzo leer: die Baroneſſe ſtand betrübt im Winkel neben dem Großvaterſtuhle, wo Fräulein Hedwig in vollem Feuer der Erbitterung ſaß und ſich mit dem weißen Schnupftüchelchen das breite Antlitz fächelte: das gute Kind ſchielte noch mit ängſtlichem Blicke nach ihrem Heinrich, dem ſie ſich nicht nähern durfte;—denn ſo oft ſie zu ihm hintrat und

ſeine Hand ergriff, fuhr die grimmige Gouvernante, wie ein böſer Geiſt, auf ſie los und trennte ſie von ihm: — ihr gegenüber wartete Heinrich mit neugierigem Blicke nach dem Tiſche, wo ſein Vater und Schwinger ſaßen und tranken, voller Ungeduld, was für eine Entſcheidung ſeines Schickſals ſeinem Vater die Flaſche eingeben werde: ebenſo erwartungsvoll lauerte Rillchen neben ihrem Manne, mit der Bruſt auf die Lehne eines leer daſtehenden Stuhls gelehnt, den Kopf weit herüberhängend, um die Veränderungen, die der Wein allmählich im Geſichte des alten Herrmanns bewirkte, deſto ſchneller wahrzunehmen, und lächelte mit ſteigender Freude, je günſtiger die Aſpekten wurden. Der Alte, der ſich heute ſchon den zweiten Rauſch trank, wurde gleich bei dem zweiten Glaſe ungemein geſchwätzig, bat ſeinen Mittrinker jeden Augenblick um Verzeihung wegen Beleidigungen, die er ihm nimmermehr getan hatte, und war itzt am Ende der Flaſche ſo ſchwachherzig, daß er ſein Rillchen zu loben und zu kareſſieren anfing. — „Was machſt denn du hier, Heinrich?" ſprach er ſtammelnd, indem er ſeinen Sohn von ungefähr erblickte. „Haſt du mich einmal beſuchen wollen?" — Er ſtand auf, wankte zu ihm und zwickte ihn in die Backen. „Du Schelm," ſagte er, „beſucheſt deinen Vater ſo ſelten! — Kinderchen! geht nur wieder nach Hauſe: ich werde ſchläfrig. Geht, und kommt bald wieder!" —

Viktoria! die Liſt war gelungen: der Alte hatte im Rauſch ſeinen vorigen feindſeligen Plan vergeſſen: man beſtätigte ihn in der Einbildung, daß die ganze Geſellſchaft bloß aus eigenem Triebe gekommen ſei, ihn zu beſuchen, und ſagte ihm ohne Zögern gute Nacht. Rillchen ſprang vor Freuden dreimal in die Höhe und klopfte in die Hände: alle Geſichter heiterten ſich auf, jedermann nahm fröhlichen Abſchied, nur Fräulein Hedwig nicht. Bald wäre aber der Auftritt, als er zu Ende eilte, noch weinerlich geworden: der betrunkene Alte bildete ſich ein, daß Hedwig ſeine Frau ſei, und übte daher einen Teil ſeiner gewalttätigen Kareſſen an ihr aus: Hedwig, voll keuſchen Grimms über ſeine Frechheiten, ſtieß ihn zurück: er erzürnte über dieſen rebelliſchen Widerſtand und mißhandelte ſein vermeintes Rillchen auf die grauſamſte

Weiſe: man mochte ihm einreden, ſo viel man wollte: er beharrte hartnäckig auf der Meinung, daß Hedwig ſeine Frau ſei, bis endlich ſein wahrhaftes Nillchen ihm um den Hals fiel und ihm die Freiheiten anbot, die Hedwigs Sprödigkeit verſagt hatte: die übrige Geſellſchaft ſchlich ſich fort, und die Liebe ſchläferte unter ihren Schwingen den trunknen Ehemann ein.

Fünftes Kapitel

Die Begebenheit brachte bei Heinrichen in dem Reiche ſeiner Neigungen eine mächtige Revolution hervor: die Liebe, welche die Baroneſſe bei dieſer Gelegenheit ihm ſo tätig bewies und in dem Geſpräche mit ſeiner Mutter auf der Treppe erklärte, —er hatte dieſer Unterredung, als er bei ſeinem Vater in der Stube eingeſperrt war, durch das Schlüſſelloch zugehorcht—dieſe ſo tätig erwieſene, ſo deutlich erklärte Liebe zündete ſeine bisherige Zuneigung bis zur Flamme an. Der zwölfjährige Burſche war ihr nicht mehr gut, wie in ſeinem achten Jahre, als er beſchloß, der Gräfin zum Trotze mit ihr umzugehen, und ebenſo bald ſeinen Trotz wieder aufgab, weil ihn ſein Lehrer durch Beſchäftigung und Zerſtreuungen davon ablenkte: die Liebe foderte izt den Ehrgeiz, der bisher in ſeiner Seele den Ton angegeben hatte, wirklich zum Kampfe auf, und er fühlte den erſten ſtarken Streit der Leidenſchaften in ſich. Vorher waren es nichts als kleine Scharmützel geweſen: Zuweilen ein flüchtiger Wunſch, eine kleine Unzufriedenheit mit ſeinen gewohnten Beſchäftigungen, ein Zuck am Herze, ein inneres unbeſtimmtes Verlangen nach einer Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes, ſo ein ſchwankendes Gefühl, als wenn ihm etwas fehlte, auch oft ein wirklicher Schmerz über das Verbot, das ſeinen Umgang mit der Baroneſſe hinderte! weiter ging es nicht; und wenn ihn ſein Lehrer wieder in das ordentliche Gleis hineinführte, ſo lief er darinne mit beruhigtem Herze fort.

Izt ward die Sache ernſter. Er ſuchte Gelegenheiten, die Baroneſſe zu ſehn, ihr ſüße Blicke zuzuwerfen; wenn er an Schwin-

gers Seite vor ihrem Zimmer vorüberging, ſtand ſie hinter der halboffnen Tür, und hurtig ſchlüpften ein paar wechſelſeitige Blicke durch die ſchmale Öffnung. Wenn er in den Garten ging, ſtand ſie am Fenſter; unaufhörlich hatte er Urſachen ſich umzuſehen, und wenn Schwinger nach dem Gegenſtande fragte, ſo fehlte ihm nie einer voller Merkwürdigkeit: während daß jener dieſe meiſtens ſchwer zu findende Merkwürdigkeit daran aufſuchte—huſch! flog ein Wink, auch wohl mitunter ein Kuß ins Fenſter hinauf und blieb nie unbeantwortet. Dergleichen Spaziergänge in den Garten hatte er izt täglich ſo viele zu machen, daß Schwinger ſich darüber verwunderte und in der Länge verdrießlich wurde, die Treppen ſo oft mit ihm auf und nieder zu laufen, beſonders da er nie weiter als in die erſten Alleen zu bringen war, aus welchen er die Baroneſſe am Fenſter ſehen konnte: wenn er durch keinen Vorwand Schwingern bewegen konnte, vorn bei dem Eingange herumzuſpazieren, ſondern ihm weiter folgen mußte, ſo währte es nicht fünf Minuten, und es fand ſich ein Kopfweh oder eine andre dringende Urſache ein, warum er ihn bitten mußte, wieder aufs Zimmer zu gehn.—„Der junge Menſch iſt wohl krank," dachte Schwinger bei ſich ſelbſt, „daß er ſo unruhig iſt und auf keiner Stelle bleiben kann:"—und in dieſer Vorausſetzung gehorchte er allen ſeinen Verlangen, ſtrengte ihn weniger zu Arbeiten an, und wanderte aus gutem Herzen wohl zehnmal in einem Vormittage auf ſeine Bitte mit ihm in den Garten und aus dem Garten, daß die Leute im Hauſe verwundert ſtehen blieben und fragten: „Kommen Sie denn ſchon wieder? Sie gehen ja jetzt ſehr fleißig ſpazieren!"—„Ach!" ziſchelte ihnen Schwinger leiſe zu, „mein armer Heinrich iſt krank: er kann an keinem Orte bleiben: ſeine Unruhe beweiſt es deutlich: es wird vielleicht eins von den herrſchenden Fiebern werden."

Wenn er aufs Zimmer kam, nahm er einen lateiniſchen Schriftſteller: zwei Zeilen!—und in ſeinem Kopfe ſtand die Baroneſſe: er ſah ſtarr und unverwandt auf ſein Buch, und durch ſeinen Kopf liefen Projekte, wie er die Baroneſſe öftrer ſehen könnte. Schwinger ſah ihm von der Seite zu, wie er nach ſeiner Meinung

an einer Stelle ſo lange mit einem Ernſte nagte, als wenn er den Kopf ſprengen wollte.—„Greife dich nicht zu ſehr an!“ ſagte der gutmütige Lehrer und nahm ihm das Buch weg. „Komm! wir wollen uns die Zeit vertreiben.“

Er holte Kupferſtiche oder die Gipsabdrücke der römiſchen Kaiſer; keiner, an welchem Heinrich nicht eine Ähnlichkeit mit der Baroneſſe Ulrike fand! Auguſtus hatte ihr Kinn, Nero die Stirn, ein andrer das, ein andrer jenes, und ſelbſt dem alten Nerva fehlte es nicht an Reizen, um ihr völlig ähnlich zu ſein. Er ſtörte in den Kupferſtichen; alle niederländiſche Bauernſzenen, die ihn ſonſt ſo ſehr ergötzten, wurden verächtlich zurückgelegt, wenn nicht ein Mädchen darinne ſchäkerte.—Alexander mit ſeinen Heldentaten, alle berühmte großen Männer, die er ſonſt zu Viertelſtunden anſtaunte, mußten ungeſehen vorbeimarſchieren. Izt kam ein Urteil des Paris—ah! hier iſt Ulrike, wie ſie leibt und lebt! Dreifach ſteht ſie da! Jede Göttin ſieht ihr ſo gleich, als wenn ſie dem Künſtler bei jeder geſeſſen hätte!—Hier wurde haltgemacht: er ſah den Göttinnen ins Geſicht: ſie ſchienen ihn anzulächeln: er winkte ihnen mit den Augen, und es war nichts gewiſſer, als daß ſie ihm wieder winkten: er berührte mit ſchüchternem Finger ihre Wangen, wagte ſich an die vollen Brüſte, ſtrich die ſanften, federweichen Arme, ein ſüßer Schauer lief über ſeine Bruſt hin, und er zog ſchamhaft den Finger zurück, als wenn er zuviel gewagt hätte. Izt erſt wurde er den glücklichen Paris gewahr. „O wer Paris wäre!“ dachte er und legte den Kupferſtich auf die Seite allein. Er blätterte weiter—da war nichts, gar nichts Sehenswürdiges mehr! Weg mit den Kupferſtichen! Die Göttinnen wurden auf die Kommode quartiert, um ſich an ihrem Anblicke weiden zu können, ſooft es ihm beliebte.

„Biſt du's ſchon wieder überdrüſſig?“—fragte Schwinger und erbot ſich, ihm etwas auf dem Klavier vorzuſpielen: er ſchien ſich über das Anerbieten zu freuen. Sein Lehrer ſpielte alle ſeine vorigen Lieblingsſtücke nach der Reihe, die brauſenden Allegros, die majeſtätiſchen, pathetiſchen großen Arien, die er ſonſt ſo aufmerkſam

bewunderte: nichts reizte ihn: er ſtand bei den drei Göttinnen, hörte kaum darauf, und bat Schwinger um etwas Neues.—

„Des Tages Licht hat ſich verdunkelt"—

fing dieſer zu ſingen an: Heinrich horchte.

„Komm, Doris, komm, zu jenen Buchen"—

Sein Herz klopfte: die ganze Buchenhecke, von welcher er ſo oft der Baroneſſe zuwinkte, ſtand vor ſeinem Geſichte

„Laß uns den ſtillen Grund beſuchen
„Wo nichts ſich regt als ich und du"—

Er ſchwamm in ſanftem, rührendem Vergnügen: er fühlte ſich in eine höhere Sphäre verſetzt, ſeine ganze Einbildungskraft erweitert.

„Und winket dir liebkoſend zu" —

Nun konnte er ſich nicht mehr halten: er wiederholte mit entzükkungsvollem Akzente den Vers leiſe, eilte zum Klavier, ließ nicht nach, bis ihm Schwinger die ganze Ode durchgeſungen hatte und fand jedes Wort darinne ſo vortrefflich, daß er viele Tage nichts anderes hören wollte.

Die Baroneſſe, welche Fräulein Hedwig weder mit Kupferſtichen noch Liedern zerſtreute, ergriff die einzige für ſie übrige Zuflucht—ſie las, ſah freilich ſehr oft ins Buch, indeſſen daß ihre Einbildungskraft an allen Orten, wo ihr Heinrich ein Zeichen der Liebe zugeworfen, herumſchweifte, und ihr künftige angenehme Szenen vormalte: ſie labte ſich an dieſen Luftbildern ſo herrlich als Heinrich an ſeinen drei Göttinnen.

Schwingern wurde ſein Schüler etwas verdächtig, daß er beſtändig, auch bei der entfernteſten Gelegenheit, Ulriken herbeizubringen wußte: um dahinterzukommen, ließ er ihm völlige Freiheit allein zu gehn, wohin er wollte, und beobachtete ihn von fern in einem Winkel oder auf eine andre Art, doch daß er ihn nie zu beobachten ſchien; er ſpürte lange Zeit gar nicht einmal Luſt an ihm, das Zimmer zu verlaſſen. Eines Nachmittags, als er ihn ſo ſich ſelbſt überlaſſen hatte,—welches jedesmal wie von ohngefähr geſchah—ging er die Treppe hinunter in den Garten. Die Baroneſſe, die ſeinen Gang genau kannte, hörte ihn kaum kommen, als ſie an der Tür war: er wollte nicht bloß mit einem zugeworfnen

Blicke ſich begnügen, ſein Herz ſtrebte nach der Tür hin: ſchon hatte er einen Schritt zu ihr hingewagt — hurtig zog ihm ein Etwas den Fuß zurück; er ging verſchämt, als wenn die ganze Welt den Schritt geſehn und doch nicht merken ſollte, daß er um der Baroneſſe willen geſchehen ſei, mit niedergeſchlagnen Augen dicht an der anderen Wand weg, warf keinen verliebten Blick nach ihr, ſah ſich vor dem Garten nicht nach ihrem Fenſter um: nur zween Gänge durch den Garten! — und er wanderte wieder zurück: ein flüchtiges Hinſchielen auf dem Rückwege konnte er ſich nicht verwehren, aber es war nur wie weggeſtohlen, und mit deſto geſenktrem Kopfe und deſto dichter an der Wand ging er vor ihrem Zimmer vorbei. Unmutig über die Scham, die ihm ſeine Abſicht vereitelt hatte, eilte er ans Fenſter und zürnte auf ſich und ſeine Schüchternheit.

Das Verlangen war zu dringend, die Gelegenheit zu günſtig: er mußte einen zweiten Verſuch wagen. Aller mögliche Mut wurde in der Bruſt geſammelt, er ſpornte ſich ſelbſt durch Vorwürfe über ſeine Feigheit an: entſchloſſen ging er fort, marſchierte ziemlich nahe an der geliebten Tür vorbei — da war keine Baroneſſe! Wie mit einer Keule vor den Kopf geſchlagen, blieb er eine halbe Minute dabei ſtehen: — „wenn dich nun jemand ſähe!“ rief die Scham in ihm; und als wenn zehn Peitſchen auf ſeinen Rücken losbieben, rennte er die Treppe hinunter in einem Zuge in den Garten: auf dem Rückwege, der unmittelbar darauf erfolgte, ſchielte er nach dem Fenſter — da war keine Baroneſſe! Traurig langte er von dieſer zweiten Reiſe an, die noch unglücklicher ausgefallen war, als die erſte. Er ſann und ſann, warum die Baroneſſe nicht erſchienen ſein möchte: der arme Verliebte wußte nicht, daß er bei allem geſchöpften Mute auf den Zehen zur oberſten Treppe herabgegangen war: ſeine Venus hatte ihn gar nicht kommen hören.

Er fühlte nunmehr, was für ein großer Unterſchied es ſei, in ſeinem ſechſten Jahre eine Baroneſſe küſſen, und im zwölften, wenn man durch tägliche Erfahrung an den Unterſchied des Standes gewöhnt iſt, eine Baroneſſe lieben: dort machte ihm kindiſche

Unbesonnenheit alles leicht, und hier die Überlegung alles schwer. Der vertrauliche Umgang mit ihr hatte schon seit vier Jahren aufgehört: er war durch Schwingers Wachsamkeit, ohne Zwang, sogar ohne daß er's merkte, in einem Hause von ihr getrennt und gewissermaßen fremd gegen sie geworden: die häufigen Beschäftigungen und Zerstreuungen, in welchen ihn sein Lehrer gleichsam ersäufte, hatten zwar seine erste Zuneigung nicht ausgelöscht, aber doch nicht weiter aufbrennen lassen, da hingegen die Baronesse bei ihrer völligen Muße, bei allem Mangel an für sie anziehenden Zerstreuungen, die ihrige frisch unterhielt, durch Einsamkeit, Lektüre und Nachdenken stärkte, belebte, glühender machte.

So sehr Heinrich die Schüchternheit seiner Liebe fühlte, so beschloß er doch eine dritte Reise: izt war nichts gewisser, als daß er sich ihr näherte, ihr eine Hand bot, und der Himmel weiß was weiter tat: es war so ausgemacht, daß er im Heruntergehen stark auftreten und husten wollte, um sie herbeizulocken: er schritt mit ängstlicher Herzhaftigkeit schon daher — Himmel! da trat Schwinger herein — und er hatte sich so schön zubereitet!

„Wo willst du hin?" fragte sein Lehrer. — Diese unvermutete Frage schlug seine Unerschrockenheit darnieder wie ein Hagelwetter: er errötete von einem Ohre zum andern, daß er glühte, ward verwirrt, wiederholte die Frage und stammelte, statt der Antwort, ein nichtssagendes — Nirgends.

„In den Garten?" fuhr Schwinger fort. „Bist du schon vorhin unten gewesen?" — Die glühenden Wangen wurden wie mit Blut übergossen: er antwortete — „Nein."

Das war bedenklich: Schwinger hatte ihn belauscht, als er seine zwo verliebten Reisen getan hatte: er, der für seinen Lehrer sonst nichts Geheimes hatte, leugnet izt eine so gleichgültige Handlung? Die Spaziergänge müssen Bewegungsgründe haben, deren er sich schämt — dachte Schwinger, setzte nicht weiter in ihn und behielt seine Mutmaßungen für sich, um sie durch neue Versuche zu bestätigen oder zu widerlegen.

Dritter Teil

Schwinger fand durch wiederholte Proben zu ſeiner großen Unruhe nichts gewiſſer, als was er vermutet hatte: die Neigung ſeines jungen Freundes zur Baroneſſe war unverkennbar. Den Verliebten konnte die Entfernung, in welcher ihn ſeine Schüchternheit und ſo viele Aufpaſſer hielten, nicht ſo quälen, als ſeinen Lehrer jene Gewißheit: er überſah alle die traurigen Folgen für das Schickſal des jungen Menſchen und für ſein eignes, die eine ſolche Liebe begleiten müßten, die Vorwürfe, die man ihm deswegen machen würde, beſonders da er immer ſein Verteidiger geweſen war und gewiſſermaßen es über ſich genommen hatte, für ihn und ſeine Neigung zu ſtehn: er ängſtigte ſich ſelbſt mit der Beſorgnis, daß er vielleicht in der Erziehung einen Fehler begangen, ihn nicht genug bewacht, die falſche Methode in ſeiner Bildung ergriffen, nicht genug getan habe, einer gefährlichen Leidenſchaft zuvorzukommen. Bald wollte er nunmehr ſelbſt anhalten, ſeinen Freund aus dem Hauſe zu entfernen: aber welch ein Schmerz für ihn, wenn er an dieſe Trennung gedachte! welche neue Unruhe, was aus ihm werden könne! wer ſollte ihn unterſtützen, mit Rat und Geld auf der Bahn weiter führen, auf welche er ihn geleitet hatte?

„Wie unrecht tat ich," ſprach er oft zu ſich ſelbſt, „daß ich dieſen Durſt nach Ehre in ihm rege machte! daß ich ihn in eine Laufbahn hinzog, in welcher er ſich unmöglich erhalten kann! Sein Elend hab' ich in der beſten Abſicht bewirkt: er wird nach Ehre, wie nach dem höchſten Gute, aufſtreben, und ſeine Armut ihn, wie einen Vogel, dem Blei an die Flügel gebunden iſt, wieder zurückziehn; und dann wird der Unglückliche ſich im Staube wälzen, ſich ſelbſt durch Kummer und Ärger zerſtören und dem fluchen, der ihn fliegen lehrte, da er nach dem Willen des Schickſals nur kriechen ſoll. — Meine künftigen Tage, die das Bewußtſein, einen edlen Menſchen gebildet zu haben, erheitern ſollte, werden unaufhörlich in Wolken und Stürmen über meinen Scheitel dahergehn. O daß mir mein erſtes, mein hoffnungsvollſtes Werk

mißlang! Was konnt' ich Elender, den das Geſchick für die enge, kümmerliche Sphäre beſtimmte, wo weder Anſehn noch Belohnung meiner warten, wo ich nicht durch Verdienſte glänzen und nur mir ſelbſt gefallen kann—für die enge Sphäre eines Landgeiſtlichen, der gern den Dank einer Nation verdienen möchte und alle ſeine Wirkſamkeit auf eine Handvoll einfältiger Bauern einſchränken muß—was für Troſt kount' ich in ſolch einer niederſchlagenden Stellung wünſchen und ſuchen, als einen Menſchen gebildet zu haben, der verrichtete, was ich nicht verrichten konnte? —Auch dieſer Troſt iſt dahin! Ich ſoll ſchlechterdings Kräfte und Willen haben, und nichts mit ihnen nützen.—Geh, Verachteter! predige, taufe, begrabe, gräme dich und—ſtirb!"

„Aber," tröſtete er ſich zu einer andern Zeit, „ſeine Liebe iſt noch ſchüchtern: ich will meinem Plane treu bleiben und dieſem Winke nachgehn, ſeine Ehrbegierde, ſeine Tätigkeit von neuem, bis zum Zerſpringen, anſpannen, ſeine Schüchternheit durch alle Mittel erhöhen, Tag und Nacht über ihn wachen, und wann es zum äußerſten kömmt—ihn entfernen. Vielleicht macht mir unterdeſſen ein lebensſatter Seelſorger in der Herrſchaft des Grafen Platz: dann ſoll er bei mir wohnen, bei mir leben, bis ich ihm zu einem Gewerbe oder einer Kunſt verhelfen, oder auf der Bahn der Ehre weiterbringen kann. Aus ſolchem Tone muß ein edles Gefäß werden, oder es ſpringe!"

Dem gefaßten Entſchluſſe gemäß verdoppelte er täglich die Beſchäftigungen ſeines jungen Freundes, gab ſich unendliche Mühe, daß ihn Graf und Gräfin einer höhern Aufmerkſamkeit würdigen und durch Beifall aufmuntern ſollten: ſie taten es beide und warfen dem Zöglinge, ſeinem Erzieher zu Gefallen, zuweilen einen Brocken Lob als eine Gnade zu, mehr mit derjenigen nachſichtigen Güte, womit man der Marotte eines Menſchen willfahrt, dem man nicht ungeneigt iſt, als aus wahrer lebendiger Überzeugung. Bei der Gräfin mochte es noch ein Reſt von Zuneigung ſein, aber es war gewiß nur ein Reſt: denn ſolange er ein Knabe war, hielt ſie es nicht für unanſtändig, ſich mit ihm abzugeben: allein ſein jetziges Alter ſetzte ſie gegen ihn in das völlige Ver-

hältnis des ungleichen Standes: sie sprach und handelte gegen ihn, wie eine gnädige Herrschaft, und wenn sie auch mehr Vergnügen in der Herablassung fand, so durfte sie vor dem Grafen nicht zu weit gehn, der so etwas eine Unanständigkeit nannte.

Sonach mußte Schwinger das meiste tun: er ließ sich gegen niemanden von Heinrichs Liebe etwas merken, und Graf und Gräfin waren durch das Alter der Baronesse sicher gemacht, sie zu argwohnen, weil sie ihr nunmehr Verstand genug zutrauten, sich nicht mit ihrer Zuneigung wegzuwerfen. Auch ließ es besonders der Graf nicht an Bemühung fehlen, ihr Stolz und Verachtung gegen alle Personen unter ihrem Stande einzupflanzen und die Vertraulichkeit zu benehmen, mit welcher sie sich gegen solche Leute betrug: seine Lehren fruchteten wenig: je mehr er sie zu Steifheit, zu Ernst und zerimoniöser Gravität zwingen wollte, je mehr wuchs ihr Mißfallen daran, das sie freilich wohlbedächtig verbarg. Daher gefiel sie auch fast niemanden von ihrem Stande: sie spielte wider ihre innern Antriebe eine angenommne Rolle, und es war nicht zu leugnen, daß ihr Betragen, ihre Manieren dadurch etwas ungemein Gezwungenes, Linkisches bekamen: sie war eine Puppe, die im Drahte geht, weil sie nicht natürlich gehen soll. Nicht besser fielen auch ihre Reden in der Gesellschaft aus: bei jedem Einfalle, der in ihr aufstieg, hielt sie sich zurück, aus Furcht zu frei, zu unanständig zu sprechen, und sagte in solchem Zwange meistens etwas Albernes. Man sagte allgemein: es ist ein gutes Mädchen, das Ökonomie lernen und einmal einen Landkavalier heiraten muß: für die Welt wird sie niemals. Die Damen rückten ihr ihren Mangel an Lebhaftigkeit vor, tadelten sie, daß sie zu still sei, rieten ihr, sich ein wenig aufzumuntern, den jungen Herren zu gefallen zu suchen, um durch sie aufgeheitert zu werden, und sie ward durch die öftern Aufforderungen noch gezwungner, noch ängstlicher. Die Herren gaben sich die Ehre, sie lustig machen zu wollen, wie sie es nannten: ihre laue Fröhlichkeit erwärmte die Baronesse, daß die ihrige in Flammen ausbrach, sie wurde im eigentlichen Verstande lustig, das heißt, sie vergaß sich und fiel in ihre Natur zurück: gleich erging durch Fräulein Hedwig ein

Befehl an ſie, ſich nicht zu frei und wider den Wohlſtand zu betragen: da ſtand das arme Geſchöpf, und war wieder eine unleidliche ſtumme Drahtpuppe! Deſto mehr hielt ſie ſich auf ihrem Zimmer wieder ſchadlos, wiewohl auch hier Fräulein Hedwig gleich über Unanſtändigkeit ſchrie.

Sie wunderte ſich äußerſt, daß ihr geliebter Heinrich ſeine Spaziergänge auf einmal ſo ganz einſtellte, und kundſchaftete aus, daß er den ganzen Tag mit Schwingern beſchäftigt ſei: — keine erfreuliche Nachricht für ſie! „Nun wird er mich wohl ganz vergeſſen" — dachte ſie, aber ſie hatte das nicht zu beſorgen. Der gute Burſche war ein Fuhrwerk, an beiden entgegengeſetzten Enden mit Pferden beſpannt: bald zog das vorderſte Geſpann den Wagen eine kleine Strecke vorwärts, und gleich zog das hinterſte an und riß ihn nach ſich hin. Die Arbeit war ihm zur Laſt: wenn ihm Schwinger die goldnen Früchte der Ehre vorhielt, griff er nur mit halber Entſchloſſenheit darnach, weil ihm die Liebe ſchönere Lockungen darbot: er hörte, er las, ohne oft etwas zu verſtehen: ſein Kopf war mit Nymphen, Liebesgöttern, Grazien und allen übrigen ſchönen Bewohnerinnen der poetiſchen Liebeswelt angefüllt, die ihm mancherlei intereſſante Szenen zuſammen vorſpielten: er ſuchte nur Bücher auf, die ihm dieſes Theater mit mehr Schauſpielern und mannigfaltigern Auftritten verſorgten; und da er die Alten nicht hinreichend dazu fand, wandte er ſich zu den Neuern: je üppiger, je wollüſtiger ihre Bücher mit der Imagination ſpielten, je willkommner waren ſie ihm. Schwinger konnte ihn von dieſer Lektüre nicht abziehn, und wollte ſie ihm geradezu nicht verbieten, weil er durch das Verbot ſeine Begierde darnach nur mehr zu entflammen glaubte: er ſuchte ſie ihm alſo anfangs mit guter Manier aus den Händen zu ſpielen, packte alle von dieſem Schlage, die in ſeiner Bibliothek waren, heimlich in einen Kaſten zuſammen, und las ſie nie, als wenn ſein junger Freund ſchlief.

„Aber warum hatte Schwinger, ein ſo geſetzter Mann, ein künftiger Seelenhirte ſolche ſchädliche Bücher? warum las er ſolche verderbliche Schriften? Sauflieder, Hurengeſänge, ſolch

Buhlgeſchwätze und verliebtes Zeug?" — Kurzſichtiger, der du ſo fragſt! Weil ein ſolcher Mann ein Bedürfnis fühlte, ſolche Schriften zu leſen, iſt das nicht Antworts genug? — Er las ſie und würde ſie auch ſeinem Freunde nicht verſchloſſen haben, wäre dieſer mit ihm in einem Alter und nicht in ſo einer kritiſchen Seelenlage geweſen: und da er ihren Verluſt gelaſſen zu ertragen ſchien, und in ſeinen Arbeiten wieder, wie vorher, fortfuhr, ſo glaubte er ihn völlig geneſen. Der leichtgläubige Arzt! denkt, daß der Patient geſund iſt, weil er nicht mehr im Bette liegt!

Noch mehr wurde er in ſeinem wohlmeinenden Selbſtbetruge durch einen Vorfall beſtärkt. Als er einſtmals aus dem Kabinette herauskam, fand er Heinrichen vor dem Tiſche hingeſtellt, den Kopf auf beide Hände geſtützt, den Blick ſtarr auf eine Büſte des Antonins gerichtet, die vor ihm ſtand. Er redete ihn an und blieb ohne Antwort: er ging um ihn herum und ſah ihm ins Geſicht: große Tränentropfen rollten über die eisſtarren Wangen aus den unverwandten Augen. — „Was weinſt du," fragte ihn Schwinger, Heinrich ſprang erſchrocken auf. „Daß mein Vater kein Kaiſer iſt," ſagte er zornig und ſtampfte. — „Warum iſt dir denn das itzo erſt ſo unangenehm?" — „So könnt' ich doch noch etwas Gutes in der Welt ausrichten," war Heinrichs Antwort: „aber ſo bleibe ich zeitlebens ein ſchlechter Kerl, und" —

Er verſtummte: ein Erröten und der geſenkte Blick hätten Schwingern leicht belehren können, was er verſchwieg. — „Und ich dürft' es ungeſcheut wagen, die Baroneſſe zu lieben" dachte er ſich ſo deutlich, als es hier gedruckt ſteht: aber Schwinger war von dem vermeinten glücklichen Erfolg ſeiner Kur ſo ſehr bezaubert, daß er die Retizenz nicht einmal wahrnahm. Er ſetzte die Kur einige Zeit unermüdet fort, um ihn von Grund aus zu heilen: allein nicht lange! hatte ſich der junge Menſch durch die gehäuften Beſchäftigungen zu ſtark angegriffen? oder erſchöpfte dies Hin- und Hertreiben zweier Leidenſchaften, worunter die eine ſeine ältre, und die andere ſeine liebere Freundin war, ſeine junge Maſchine? — er wurde krank: er verfiel in ein Fieber.

Die Baroneſſe erſchrack bis zur Ohnmacht, als ſie die erſte

Nachricht davon bekam: nun war Graf und Gräfin ſamt Fräulein Hedwig zu ſchwach, ſie zurückzuhalten: daß ſie ſich verraten, und daß dieſe Leute ſie trefflich dafür ausſchelten würden, daran dachte ſie gar nicht, ſondern hören, die Tür aufreißen, die Treppe hinauf, ins Zimmer hinein und vor ſein Bette treten, das war alles eine Handlung, in einem paar Atemzügen getan. Die Zuſammenkunft war für den Kranken ſo verwirrend als unvermutet: er wagte ſich kaum zu freuen; er ſtammelte furchtſam etwas her, wenn ſie ihn fragte; er zog ſchüchtern die Hand zurück, wenn ſie nach ihr griff: er war ſo verlegen, ſo ängſtlich, ſo überwältigt vom Zwange, daß er aus ſich ſelbſt nichts zu machen wußte. Ehe man ſich's verſahe, ſiehe! da kam Fräulein Hedwig herangekeucht.

„Ulrikchen! Ulrikchen!" ſchnatterte ſie und ſchlug ſich auf den Schoß — „was machen Sie hier? Wenn das der Graf erfährt?" —

Die Baroneſſe. Mag er! Ich bleibe hier, bis Heinrich wieder geſund iſt.

Hedwig. Sind Sie gar toll? — Was das für ein Unglück werden wird, wenn Graf und Gräfin dahinterkommen!

Schwinger. Sie ſollen es nicht erfahren: tröſten Sie ſich!

Hedwig. Ja aber — Sie wiſſen ja wohl!

Schwinger. Was ſoll ich wiſſen? — Was Sie vermuten, iſt bloße Grille, bloße Einbildung. Ich ſtehe dafür. Laſſen Sie die Baroneſſe immer ihren Beſuch verlängern —

Die Baroneſſe. O ich bin nicht zum Beſuch da. Ich bediene Heinrichen; daß Sie's nur wiſſen.

Schwinger. Auch das! Ich will Ihr Mitbediente ſein.

Hedwig. Sie werden ja ihrer Tollheit nicht noch forthelfen? — So etwas gebe ich nicht zu. Kommen Sie, Ulrikchen! den Augenblick fort! — Ihn da gar zu bedienen!

Schwinger. Was iſt denn Böſes darinne? — Sie ſind ja ſonſt ſo gelehrt: kennen Sie denn die Königin in Frankreich nicht, die den Kranken in den Hoſpitälern aufwartete? — Es iſt ein Beweis von der Baroneſſe gutem Herzen.

Hedwig. Ja, und — wenn man nicht wüßte.

Schwinger. Sie wiſſen auch immer, was andere Leute nicht wiſſen. Ich bleibe beſtändig hier am Bette ſitzen; und wenn die Baroneſſe ihres Amtes überdrüſſig iſt, dann bring' ich ſie zu Ihnen.

Hedwig. Das geht nicht! das geht nicht! Bedenken Sie doch die Unanſtändigkeit! Der Menſch liegt ja, ſo lang er iſt, im Bette.

Schwinger. Dieſe Freiheit entſchuldigt die Krankheit.

Hedwig. Ja, liegen mag er; das wird ihm niemand wehren: aber ihn liegen ſehen—ſchämen Sie ſich Baroneſſe!

Schwinger. Verderben Sie doch dem lieben Kinde die gutherzige Freude nicht durch unzeitige Vorwürfe! Soll ſie ſich denn eines guten Werks ſchämen, weil ſie es einem jungen Menſchen unter ihrem Stande erweiſt?—Ich möchte, daß alle Vornehme ihrem Beiſpiele folgten und keinen Sterblichen für einen Liebesdienſt zu gering achteten.

Hedwig. Das iſt wohl freilich wahr: wir ſind allzumal Sünder und Adams Nachkommen: mortalis nascimus: aber Sie wiſſen ja, wie der Graf iſt.

Schwinger. Wenn er hierinne dem Vorurteil und nicht der Vernunft folgt, ſo iſt es unſere Pflicht, zu verhüten, daß ſeine Anverwandtin nicht ſeine Denkungsart annimmt, da ſie keine Anlage dazu hat. Der Graf ſoll es nicht erfahren, daß die Baroneſſe dem Triebe ihres menſchenfreundlichen Herzens mehr gefolgt iſt, als den liebloſen Geſetzen ihres Standes.

Hedwig. Ich kann es wohl geſchehen laſſen; aber daß nur nicht die Schuld hernach auf mich kömmt. Sobald es dunkel wird, Marſch ab! Wie können Sie ſich nur ſo etwas Einfältiges einkommen laſſen? hier bleiben zu wollen, bis der Burſche geſund wird! Sie werden doch nicht gar die Nacht hier bleiben wollen?

Schwinger. Die Baroneſſe iſt viel zu verſtändig, als daß ſie ſo etwas nur wollen könnte. Das war Scherz; wie Sie nun alles gleich im bitterſten Ernſte nehmen!

Hedwig. Ja, der Ernſt kömmt mannigmal hintennach: aber Sie ſind ein Ungläubiger, der liebe Gott muß Sie mit der Naſe darauf ſtoßen.—Nu! ſobald es dunkel iſt, Marſch ab!

Sie ging. Schwinger ließ ſich in ein Geſpräch mit der Baroneſſe ein; aber ſie hielt nicht lange darinne aus: alle Augenblicke war ſie beſorgt, daß der Kranke etwas brauchen möchte, erkundigte ſich bei ihm darnach, und war ſo freudig als über ein Geſchenk, wenn er etwas verlangte: machte er in ſeinem Verlangen eine zu lange Pauſe, gleich war ſie mit dem Waſſerglaſe, mit dem Löffel, oder mit der Arznei da. — „Wollen Sie nicht trinken? Sie durſtet gewiß." — „Izt müſſen Sie einnehmen." — „Das Kopfkiſſen liegt nicht recht." — „Sie haben ja den ganzen Nachmittag noch nicht eingenommen." — „Sie trinken ja gar nicht." — „Wollen Sie Limonade?" — Bald zupfte ſie an der Decke, um ihn recht warm einzuhüllen, bald am Kiſſen, um es ihm aus dem Geſichte zu ziehen, bald wedelte ſie ihm mit dem Schnupftuche Kühlung zu, izt jagte ſie eine Fliege vom Bettuche, daß ſie ihn nicht künftig ſtechen ſollte, izt wiſchte ſie ihm den Schweiß von den kleinen Fingern, um ſie unter dem Schnupftuche verſtohlen zu drücken: izt ſummte eine Schmeißfliege am Fenſter — ſie machte Jagd auf ſie und ruhte nicht, bis ſie gefangen war: izt ſchloß der Kranke die Augen — gleich wurde Schwingern gewinkt, daß er ſchwieg, ſie ſaß wie erſtarrt, ſie atmete kaum, und wenn ihr ein ganzes Heer Fliegen das Blut aus der Stirne zapften, ſo hätte ſie nicht die Hand nach ihnen bewegt, ſie zu vertreiben, und wenn Schwinger nur einen Finger regte, ſo winkte ſie ihm ſchon unwillig mit den Augen: ſobald der Patient die Augen wieder aufſchlug, flog ihm auch gleich ein freundlicher, erquickender Blick entgegen. Die Dämmerung kam: ſie ließ ſich ungern, aber ohne Weigerung von Schwingern zurückführen; und bei dem Abſchiede wußte ſie es ſo liſtig anzufangen, daß ihr Begleiter ſchlechterdings auf einen Augenblick ins Kabinett gehen mußte: ſie bat ſich ein Buch von ihm aus, und indem er's holte — hurtig hatte der Kranke einen Kuß weg.

Der Kuß ſteckte ſeine ganze fieberhafte Imagination in Brand: mit einem wehmütigen durchdringenden Schauer empfing er ihn, und ſooft ſich in der Nacht ſeine Augen zu einem kurzen Schlummer ſchloſſen, wurde er im Traume von Grazien, Nymphen und den ſämtlichen Göttinnen des Olymps, die zu ſeiner Bekanntſchaft

gehörten, wiederholt. Liebesgötter trabten auf Zephirn vom Himmel herab: andre tummelten ſich auf bäumenden Grashüpfern herum: ein kleiner Verwegner wagte ſich auf Alexanders Bucephal, und wurde für ſeine Kühnheit beſtraft; das Roß ſpottete wiehernd der leichten Bürde, lehnte ſich auf und ſchüttelte den ſchreienden Knaben ab: dort lag er wie tot vor Schrecken, verlacht von dem umringenden Haufen ſeiner mutwilligen Brüder. Ein andermal zogen ihn und Ulricken ſechs ſchneeweiße Roſſe an einem römiſchen Triumphwagen: Graf, Gräfin und die ganze vornehme Welt, die er kannte, begleiteten ſie zu Fuß in den feſtlichſten Kleidern; der Zug ging nach dem prächtigen Kapitol, das wie ein Tempel auf ſeinen Kupferſtichen groß und majeſtätiſch vor ihm ſtand: die Menge jauchzte. Plötzlich, als wenn ein Wind ſie wegführte, verſchwand die zauberiſche Szene, er lag bis an den Kopf in herkulaniſchen Schutt vergraben und arbeitete ſich mit allen Kräften hervor, daß ihm der Schweiß über die Stirne rann: die Baroneſſe, in weißen ſtrahlenden Atlas gekleidet und mit einer goldnen Glorie umgeben, erſchien, reichte ihm die Hand und riß ihn leicht heraus: dankend wollte er ſie umarmen, einen Kuß auf die Lippen drücken, und hielt in den zuſammengeſchloſſnen Armen —die dicke ſchielende Hedwig. Zu einer andern Zeit lag er tot am Rande des Styx: ſeine Seele irrte ängſtlich am Ufer hinab, um über ihn zu ſetzen, und vermocht es nie: endlich geſellte ſich zu ihm eine andre peinlich ſuchende Seele: es war Ulrike, die ihren Körper verlaſſen hatte, um ihm nachzueilen, ſie flohen miteinander zu ihren Leibern zurück, belebten ſie von neuem und ſtarben nie wieder. —So ergötzte ihn mit unendlichen Schauſpielen ſeine träumende Phantaſie; er ſchlief jede halbe Stunde zu neuem Entzücken ein, und die Baroneſſe erwachte jede halbe Stunde, um ſich zu beklagen, wie lang die Nacht ſei.

Nach dem Tee war ſie ſchon wieder vor dem Bette: ihre Gouvernante fand in mannigfaltiger Rückſicht ihre Rechnung bei den Abweſenheiten der Baroneſſe, und ſetzte ſich nicht mehr dawider, vornehmlich da Schwinger darauf beſtund, daß man ſie in ihrem freundſchaftlichen Mitleiden nicht ſtören ſolle, und beſtändig Auf-

ſicht über ihre Beſuche zu haben verſprach. Auf ſolche Weiſe brachte ſie alle Zeit, wo nicht Onkel und Tante ihre Geſellſchaft foderten, mit der ſorgſamen Pflegung ihres Geliebten zu: ſie las ihm vor, und jede Stelle, die Zuneigung und Liebe ausdrückte, wurde durch einen nachdrücklichen Ton ausgezeichnet und von einem Blicke auf den Kranken begleitet: auch er gewöhnte ſich ſehr bald an dieſe geheime Sprache: er tat, als ob er gewiſſe verbindliche Stellen nicht verſtanden habe, und wiederholte ſie unter dieſem Vorwande mit der bedeutungsvollſten Pantomime: ſo ſpielten ſie in ihres Aufſehers Gegenwart den Roman und gaben ſich die feurigſten Liebesverſicherungen, ohne daß er's wahrnahm.

Die Krankheit wuchs in einer Nacht plötzlich: als ſie am folgenden Morgen heraufkam, lag Heinrich ſinnlos, ohne Bewußtſein und Bewegung da: die verdrehten Augen ſtanden weit offen, und doch erkannten ſie niemanden: die Lippen waren dick und blau, als wenn das Blut in allen Adern von der ſtrengſten Kälte geronnen wäre: jede Muskel lag unbeweglich, abgeſpannt, und aus jedem ſeelenloſen Zuge ſtarrte der Tod hervor. Minutenlang ſtand ſie vor ihm, wie ein Marmorbild, von Schrecken und Schmerz verſteinert. Schwinger wollte ſie bereden, daß er ſchliefe — „Nein," ſchrie ſie mit hohlem ſchauerndem Tone, die Augen unverwandt auf ihn gerichtet, „er iſt tot!" — „Er iſt tot!" ſchrie ſie noch einmal — und dann in einem Atemzuge: „Heinrich! Heinrich!" — Nicht eine Fiber rührte ſich an dem Kranken. Sie hob ſeine Hand auf; ſchlaff, kraftlos fiel ſie wieder auf das Bette. Sie faßte den Kopf, konnte ihn kaum aufbringen: ſtarr, ſchwer fiel er wieder aufs Kopfkiſſen. Sie rief dicht in das Ohr: „Heinrich! Heinrich!" — Kein Zuck!

Die Tränen ſtanden wie geronnen in ihren Augen, bis zum Überlaufen voll; und keine konnte fließen. Ohne ein Wort zu reden, ſtürzte ſie ſich zur Tür hinaus, die Treppe hinunter, und wer ihr begegnete, den ſtieß ſie vor ſich hin und rief: „den Arzt!" Sie flog in die Küche, in den Stall, brachte alles in Aufruhr, befahl allen den Arzt zu holen: niemand ging. Sie zürnte, ſie tobte, ſie ſtieß die Leute fort: ſchwerfällig blieben ſie ſtehn, ſahen ſie an, und wußten nicht, was ſie von ihr denken ſollten. — Hie und da

kam eine phlegmatiſche Frage: „Warum denn? Für wen denn?“ — oder ſo etwas. — „Er iſt tot!“ ſchluchzte ſie mit halbverbißnem Worte. — „Wer denn?“ fragte man abermals. — „Heinrich!“ rief ſie, und hätte die dumpfen trägen Geſchöpfe mit den Händen zerfleiſchen mögen. Sie bekam weiter nichts zur Antwort als ein langgedehntes „So?“, das die ganze Küche in einem Tutti ausſprach. Niemand ging.

Der Zorn kochte, wie ein Strudel, in ihrer Bruſt: mit glühendem Geſichte verließ ſie das untätige Volk, und in den Hof! — Mit aufgeſtreiften Armen, im Hemde, ein kurzes ſchwarzes Pfeifchen zwiſchen den Zähnen, lehnte der Stallknecht an der Tür und ſah in die Sonnenſtäubchen. Sie erblickte ihn: in einem Fluge auf ihn los und ihm um den ſchmutzigen Hals! — „Ich bitte Euch um Gottes willen, holt den Arzt!“ — Der Burſche, durch den andringenden Ton in Bewegung geſetzt, rennte mechaniſch über den Hof weg: als er an die Tür kam, beſann er ſich, daß er nicht wußte, wohin er ſollte: — „wen ſoll ich rufen?“ fragte er und kam wieder zurück. Indem die Baroneſſe von neuem entbrennen wollte, ſtand Schwinger hinter ihr und brachte ihr die Nachricht, daß der Medikus bei dem Grafen geweſen und bereits oben bei dem Kranken ſei. Viel Freude für ſie! Mit vorſtrebender Bruſt eilte ſie ſo geſchwind hinauf, daß ihr Schwinger kaum folgen konnte. Das erſte Wort, was durch die aufgeriſſne Tür flog, war — „lebt er wieder?“ — „Ja,“ verſicherte der Arzt und bewies ſeine Verſichrung aus dem zunehmenden Pulsſchlage. Sie wollte den Beweis ganz ungezweifelt haben und fühlte ſelbſt an den Puls, hielt ihn lange Zeit, um ſein ſteigendes Zunehmen zu bemerken, und in dieſer Stellung erblickte und fühlte ſich der Kranke bei ſeinem Erwachen aus der Betäubung. Welch ein glückliches Erwachen zu einem Bilde, das ſeine Nerven in verdoppelte Schwingungen ſetzte und ins Herz drang, um einen unlöſchbaren Eindruck zurückzulaſſen! — „izt blickt er mich an!“ rief die Baroneſſe, und die Freude ging in ihrem Geſichte auf, wie der volle Mond am Ende eines trüben Horizonts, wenn die Wolken vor ihm weichen.

Leben und Vergnügen auf beiden Seiten wuchs mit jedem Pulsſchlage: ſie konnte ſich nicht genug über die fühlloſen Kreaturen ärgern, die an Heinrichs vermeintem Tode nicht ſo vielen Anteil genommen hatten als ſie: auch der Arzt kam nicht ohne Schmälen weg, daß er ſo kalt von ſeiner Beſſerung ſprach und ſo gleichgültig verſicherte, daß er wohl ſterben würde, wenn ſo ein Sturz noch einmal käme. Sie zog ihn am Ärmel zurück, als er gehn wollte, und verlangte ſchlechterdings, daß er dieſen zweiten Sturz abwarten möchte: allein er entſchuldigte ſich ſehr höflich und gab zur Urſache an, daß er zu einer Braut müſſe, bei der man vorige Nacht auf das Ende gewartet habe. — „Sie wird wohl nicht mehr am Leben ſein," ſetzte er froſtig hinzu: „aber ich muß mich denn doch erkundigen, ob ſie wirklich tot iſt."

Die Baroneſſe ſtieß ihn von ſich und mochte ihn vor Verachtung über ſeine Kälte nicht anſehen. „Ich hätte," ſagte ſie zu Schwingern, als er hinaus war — „ich hätte dem krummnaſichten Doktor ein Paar Ohrfeigen geben mögen, ſo hab' ich mich über ihn geärgert. Sprach er nicht von Heinrichs Tode, als ob er gleich wieder einen andern aus ſeinen Büchſen herausdeſtillieren könnte, wenn dieſer geſtorben wäre? Ich bezahlte ihn gewiß nicht, wenn ich der Onkel wäre." —

Noch hatte weder Graf noch Gräfin erfahren, wie tätig ſie ſich mit der Wartung des kranken Heinrich beſchäftigte: ein einziges Mal verriet ſie ſich bei Tafel. Der prophezeite zweite Sturz hatte ſich eingefunden, und ein Bedienter brachte die Nachricht, daß Heinrich eben geſtorben ſei. Der Gräfin ſtieg eine Träne ins Auge, die ſie durch ein Umdrehen des Kopfs nach dem Bedienten, der die Nachricht gebracht hatte, vor ihrem Gemahle verbarg, der ſchon zu beratſchlagen anfing, wie man ihm, ohne ſeinen Stand zu überſchreiten, ein diſtinguiertes Begräbnis veranſtalten ſolle. Die Baroneſſe ließ vor Schrecken den Löffel auf den Teller fallen, daß der Milchcreme weit herumſpritzte: ſie ſchob ihren Stuhl mit dem Fuße zurück, blieb verwildert, ſinnenlos kurze Zeit in halb fliehender Stellung: plötzlich warf ſie die Serviette in den Creme hinein und ging zum Zimmer hinaus, langſam die Treppe hin-

auf—der Schrecken hatte ihre Knie gelähmt—und große Tropfen rollten, wie Perlen, über das bleiche ſtumme Geſicht. Schwingern ſchauderte vor dem Anblicke, als immer eine Träne die andre über die eiskalte, ſtarre, ſteinerne Miene hinjagte. Sie mußte ſich ſetzen, denn ihre Knie ſanken.—„Was haben Sie, liebe Baroneſſe?“ fragte Schwinger. Sie redete nicht, ſah immer ſteif vor ſich hin. —„Was fehlt Ihnen?“ tönte eine ängſtliche, ſchwachatmige Frage hinter dem Vorhange des Bettes hervor. Es war Heinrichs Stimme. Die Freude traf ſie wie ein elektriſcher Schlag: ſie fuhr zuſammen und ſtürzte vom Stuhle. Schwinger erhaſchte ſie zu rechter Zeit noch, Fräulein Hedwig, die man ihr gleich nachgeſchickt hatte, kam eben an und trug mit ſchwerfälligem Galoppe alle Fläſchchen, die ſie anſichtig wurde, herbei und hielt ſie ihr unter die Naſe, ſie mochten riechen oder nicht. Endlich kam ſie wieder zu ſich: ſie ſaß Heinrichs Bette gegenüber, der, um zu ſehn, was vorging, die Vorhänge ein wenig zurückgeſchoben hatte, und bei dem erſten Eröffnen der Augen traf Blick auf Blick. Wie mächtig Gefühl und Imagination durch ſolche Spiele des Zufalls aufgeregt, und welche bleibende Eindrücke durch ſie der Seele eingedrückt werden, wird jedem Leſer ſein eignes Gedächtnis belehren; und warum ſollte ich alſo mit Worten beſchreiben, was ihm ſeine Erfahrung beſſer berichten kann?—Nach einigen Verwunderungen, Fragen und Antworten auf allen Seiten entwickelte ſich's, daß der Bediente entweder aus boshafter Schadenfreude oder aus der Gewohnheit dieſer Leute, Vermutung als geſchehne Gewißheit wieder zu erzählen, gelogen hatte; denn es war ihm nichts weiter von der Kammerjungfer im Vorbeigehn gemeldet worden, als daß Heinrich wieder ſchlimmer ſei und wohl ſterben werde: und die ganze Sache war nichts, als eine kurze Betäubung, die ſchon lange vor jener Todesbotſchaft aufgehört hatte.

Der Graf war über das Betragen der Baroneſſe ein wenig ſtutzig geworden: nicht als ob er *Liebe* dabei mutmaßte!—davon hatte er gar keinen Begriff—ſondern eine zu große Vertraulichkeit zwiſchen beiden jungen Leuten argwohnte er; und die Idee, daß ſeine Schweſtertochter ſich zu einer ſo ausgezeichneten Betrübnis

um den Sohn ſeines Einnehmers erniedrige, hatte ſo viel Widriges für ihn, daß er Fräulein Hedwig wegen ihrer ſchlechten Erziehung tadelte, ihr einen Verweis für ihre eigne Perſon erteilte und einen zweiten für die Baroneſſe in Kommiſſion gab. Die Gräfin mußte auch einen verſteckten annehmen, weil ſie ihre Tränen nicht genugſam verborgen hatte, um ſich nicht in ſeinen Augen ſo verächtlich zu machen, als ob ſie aus Mitleid um den Sohn ſeines Einnehmers geweint hätte, wandte ſie einen ſtarken Schnupfen vor, der ihr bei jedem Worte das Waſſer aus den Augen triebe; und damit ihr Gemahl nicht bei ähnlichen Vorfällen auf die Spur der wahren Urſache geraten möchte, die ihre geheime Mutmaßung für unleugbar hielt, redete ſie ihm mit ihrer gewöhnlichen Kunſt alles aus, was er beſorgte, und nahm es über ſich, die Baroneſſe über ihr unanſtändiges Betragen ſelbſt zu beſtrafen.

Die Beſtrafung fiel ſehr gelind aus. Die Gräfin beſaß von Natur viel Reizbarkeit, allein ihre Empfindung war durch die Erziehung ihrer Eltern und den Stolz ihres Gemahls in beſtändigem Zwange gehalten worden. Sie hatte ſich dadurch eine gewiſſe künſtliche Kälte erworben, dadurch gleichſam eine Eisrinde um ihr Geſicht gezogen, die ihr inneres Gefühl nicht durchſchmelzen konnte, wofern es ein Vorfall nicht zu plötzlich in Flammen brachte. Das Bewußtſein ihres eignen Fehlers—denn dafür mußte ſie es nach allen Begriffen erkennen, die ihr die Erziehung davon beigebracht hatte—machte ſie gegen die Empfindlichkeit der Baroneſſe ungemein nachſichtig: der Reſt von Güte des Herzens, den ihr Eltern und Gemahl nicht hatten auslöſchen können, überredete ſie, ihrer jungen Anverwandtin ein Vergnügen nicht ganz zu verwehren, das für ſie ſelbſt eine verbotne Frucht war: ſie hatte es wohl ehemals aus Furcht vor dem Grafen getan, allein da ſie die Baroneſſe nunmehr für alt und verſtändig genug hielt, ihre Würde nicht ganz zu vergeſſen, ſo empfahl ſie ihr bloß Vorſichtigkeit und Zurückhaltung und vor allen Dingen Wachſamkeit über ſich ſelbſt, um ſich in Gegenwart des Grafen nichts Verdächtiges entſchlüpfen zu laſſen.

Das Verfahren der Gräfin war in Anſehung der Abſicht, die ſie erreichen wollte, äußerſt zu mißbilligen: wenn ſie eigentliche

Liebe bei der Baroneſſe verhüten wollte, ſo mußte ſie ja durch die ſtillſchweigende Anerkennung, daß man ihr einmal etwas unrechterweiſe verboten habe, und durch den Rat, einen vormals unrechterweiſe verbotnen und izt erlaubten Umgang unter der Bedingung fortzuſetzen, daß ſie ihn dem Onkel verheimlichte, notwendig auf den Weg geführt werden, dieſe nämliche empfohlne Klugheit auch wider die Tante zu gebrauchen, wenn es dieſe einmal für heilſam erachtete, das alte Verbot zu erneuern. Außerdem beging die Gräfin einen ungeheuren Fehlſchluß, daß ihr die Aufhebung des Verbots itzo weniger notwendig ſchien: doch man hatte einmal falſche Maßregeln genommen, und bei der Erziehung machen die erſten falſchen Schritte meiſtens alle nachfolgenden zu Fehltritten: man verbot, da man erlauben, und erlaubte, da man verbieten ſollte. Man glaubt nicht, wie liſtig die Leidenſchaft bei aller Unbeſonnenheit iſt, die man ihr ſchuld gibt: ſie kennt ihren Vorteil ſo gut als ein Finanzpachter; und man darf ihn nur von fern weiſen, ſo macht ſie ſchon Projekte darauf.

Auch hatten die Maßregeln der Gräfin wirklich alle Folgen, die man erwarten konnte: die Baroneſſe ging ohne Scheu mit Heinrichen nach ſeiner Geneſung um, und weder Fräulein Hedwig noch Schwinger durften etwas dawider einwenden, weil ſie die Begünſtigung der Gräfin hatte, die allen einzig anbefohl, nichts davon zur Wiſſenſchaft des Grafen gelangen zu laſſen. „Zudem," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „wird Ulrike oder der junge Menſch bald aus dem Hauſe kommen: mein Gemahl wollte ſie ja neulich ſchon in eine Stadt tun, wo ein Hof iſt; und ſo mag ſie immerhin ſich zuweilen mit einer jugendlichen Schäkerei vergnügen: die feinern Sitten des Hofes und der großen Stadt werden das alles wieder verdrängen: ein Mädchen muß in ihrem Leben einmal raſen: beſſer alſo früh, als ſpät!"

So hatte der Schutzgott der Liebe alle Hinderniſſe durch die vermeinte Klugheit derjenigen ſelbſt weggeräumt, die am feindſeligſten gegen ſie handeln wollten. Die Neigung der beiden jungen Perſonen wurde täglich durch Gefälligkeiten, Umgang und kleine Vertraulichkeiten genährt und flammte allmählich zur Leidenſchaft

empor. Wie ſollte Heinrich nicht ein junges Frauenzimmer lieben, das ſich ſo lebhaft in ſeiner Krankheit für ihn intereſſierte, das täglich durch neue Unbeſonnenheiten ihres guten Herzens und ihrer Zärtlichkeit für ihn ſich Ungelegenheit und Verdruß zuzog, und nichts achtete, wenn ſie ein paar Minuten mit ihm zubringen konnte? Und wie ſollte die Baroneſſe den Eindruck eines jungen Menſchen mit ſo einnehmender Figur und Bildung, von ſo auszeichnendem Charakter, ſo vieler Lebhaftigkeit und Unterhaltungsgabe von ſich abwehren?—Die Feſſeln des Zwanges wurden auf beiden Seiten mehr und mehr abgeworfen, und ihrer Leidenſchaft ein anderes Gewand dafür angelegt—die Hülle der Heimlichkeit.

Zweites Kapitel

Wenn einmal die Liebe ſo weit iſt, dann ſorgt das Schickſal gemeiniglich, daß ſie nicht auf der Hälfte des Wegs ſtehen bleibt: ein Zufall mußte ſogar den beiderſeitigen Vorteil der jungen Perſonen mit ins Spiel ziehn, und ſie nötigen, Partie miteinander gegen die Unterdrückung eines Dritten zu machen—ein neues Band, das Herzen feſter zuſammenzieht!

Der Graf hatte unter ſeinen vielfältigen Marotten eine von der ſeltſamſten Art: er wollte ſeinem Hauſe gern das Anſehn eines Hofs geben, und empfand daher eine beſondre Freude, wenn die Kabalen eines Hofs darinne regierten: Ränke, Unterdrückungen, Uneinigkeiten, Verleumdung, zierten ſeine kleine Hofſtatt nach ſeiner Meinung; und er gab ſich ſogar ſelbſt Mühe das Feuer der Zwietracht wieder aufzuwecken, wenn es ihm zu niedrig brannte. Deswegen führte man auch in ſeinem ganzen Hauſe die eigentliche Hofſprache: wenn der Koch das Küchenmenſch geprügelt und bei dem Haushofmeiſter es dahin gebracht hatte, daß er ihr den Abſchied gab, ſo ſagte man allgemein, der Koch hat die Küchenmagd geſtürzt. Hatte der Kutſcher des braunen Zugs es ſo einzuleiten gewußt, daß er den Grafen bei der ſonntäglichen feierlichen Promenade fuhr, da es einige Zeit her ſein

Kamerad mit dem perlfarbenen getan hatte, ſo ſagte man: Jakob hat Gürgen untergraben. Wenn der eine Laufer den Grafen nach dem Spaziergange im Garten die Schuhe abbürſten mußte, da es ſonſt der andre getan hatte, ſo berichtete man ſich: daß Albert wider Franzen eine Intrigue gemacht habe; und durfte der Stallknecht auf ausdrücklichen Befehl, der meiſtens nur ein Einfall war, nicht mehr die perlfarbenen Wallachen in die Schwemme reiten, ſo war, nach der allgemeinen Sage, der Stallknecht in Ungnade gefallen.

Zuweilen gingen die Kabalen wirklich ins Große: man plagte und quälte ſich ſo herrlich, als wenn's ein Königreich gegolten hätte, und gewöhnlich war doch nichts als die kleine Glückſeligkeit, mit einem Befehle mehr vom Herrn Grafen beehrt zu werden, der Preis, um deſſenwillen man ſich das Leben ſauer machte. Vornehmlich war der Liebling des Grafen, ſein ſogenannter Maulеſel, der große Hetzhund ſeines Herrn, der ſich ein ordentliches Studium daraus machte, ſeine Kameraden in unaufhörlichem Streite zu erhalten. Er hatte es darinne ſo unglaublich weit gebracht, daß ihm ſeine Abſicht nie mißlang: er ging zu dem einen, den er zum Zank auserſehen hatte, und erzählte ihm die aufbringendſten Dinge, die ein andrer von ihm geſagt haben ſollte und nie geſagt hatte, daß er vor Zorn kochte: darauf begab er ſich zu dem andern und vertraute ihm die nämlichen Beleidigungen an, als wenn ſie jener von ihm geſagt hätte; und jeder mußte ihm noch obendrein dafür danken, weil er ihm dieſe erlognen Nachrichten als Heimlichkeiten entdeckte, wobei er inſtändigſt bat, den Überbringer derſelben ja nicht zu verraten: wenn ſie nun beide vor Grimm brauſten und ſprudelten, dann gingen nicht drei Minuten vorbei, ſo legte er's ſo geſchickt an, daß ſie an einem dritten Orte einander treffen mußten; und die menſchliche Natur wirkte bei beiden ſogleich einen ſo heilſamen erleichternden Zank, daß ihr Zuſammenhetzer im Winkel, wo er ſie behorchte, ſich vor Freuden hätte wälzen mögen. Meiſtens hatte er auch noch eine andre boshafte Nebenabſicht: nach der Gewohnheit dieſer Leute warfen ſich die Streitenden jedesmal alle Spitzbübereien und Schelmenſtreiche

ins Geſicht, die einer vom anderen wußte: ſonach erfuhr er auch die ſkandaloſe Chronik des ganzen Schloſſes, und es kamen durch dieſes Mittel zuweilen Gottloſigkeiten an den Tag, die man außerdem nicht anders als mit dem höchſten Grade der Tortur aus ihren Urhebern herausgebracht hätte. Zuweilen, wenn er wußte, daß einer einen Groll auf einen andern hatte, brachte er dieſen unter irgendeinem Vorwande in die Nähe bei des erſtern Wohnung, oft ſtellte er ihn ausdrücklich unter das Fenſter, um ihm zu beweiſen, wie ſchlecht jener von ihm ſpreche: dann ging er hinein, leitete das Geſpräch auf denjenigen, der unter dem Fenſter horchte, lobte oder tadelte ihn, und wenn der Mann, der von ſeinem Feinde nicht behorcht zu werden glaubte, treuherzig genug war, ſo ſtimmte er mit lautem Halſe in den Tadel ein: dann nahm der Boshafte die Partie des Horchenden und feuerte den Mann in der Stube durch den Widerſpruch zu ſolcher Erbitterung an, daß der Mann unter dem Fenſter ſeinen Zorn nicht länger halten konnte, ſondern hereinbrach und auf der Stelle den Beleidiger mit Worten oder Tätlichkeiten angriff. In dieſen Kunſtgriffen, die Leute ohne ihren Willen zum Sprechen wider einen Dritten zu reizen, wenn und wie oft es ihm beliebte, beſtand ſein ganzer Verſtand: er war unerſchöpflich erfindſam darinne und beſtändig ſo neu, daß er oft den Klügſten des Nachmittags wieder betrog, wenn er ihn gleich des Vormittags ſchon einmal betrogen hatte. Jedermann floh ihn deswegen, und jedermann mußte ihn ſuchen, weil er der einzige Kanal war, bei dem Grafen etwas auszuwirken. Alle ſolche Luſtbarkeiten endigten ſich damit, daß ſie ganz friſch und warm dem Grafen hinterbracht wurden, der zuweilen ſo herzlich darüber lachte, daß ihm die Augen übergingen. Die Folgen ſolcher Klatſchereien waren aber meiſtens ſehr ernſthaft: einer von den Zankenden, dem der Mauleſel übel wollte, wurde ſeines Dienſtes entlaſſen oder auf einige Zeit aus dem Schloſſe gewieſen, oder der Graf kehrte ihm allemal den Rücken, wenn er ſich zeigte, oder es widerfuhren ihm andre herzangreifende Kränkungen; und alles geſchah in der ſtolzen Abſicht, daß große und öftere Revolutionen im Hauſe ſein ſollten, die ihm die

höchſte Ähnlichkeit eines Hofs zuwege brächten. Daher war auch das Schloß des Grafen von Ohlau ein wahrer Sammelplatz, ein Raritätenkabinett von Lügen und Klatſchereien: nicht eine Minute lang ſtunden zween Menſchen auf einem Flecken, ſo wurde ein drittes zum Schlachtopfer ihres Geſprächs: eine Grube voll Füchſe, Wölfe und Tiger war's, die ſich alle angrinſten und zerfleiſchten; und wenn Falſchheit, Feindſchaft und Verleumdung nötige Ingredienzien eines Hofs ſind, ſo war dies Haus der größte in ganz Europa.

Das große Schwungrad dieſer herrlichen Maſchine — den Mauleſel meine ich — hatte ſchon gleich anfangs mit Widerwillen die Aufnahme des jungen Herrmanns auf das Schloß angeſehen, und war zum Teil daran ſchuld, daß er die Gunſt des Grafen nur kurze Zeit genoß: da auch die überſpannte Liebe der Gräfin bald wieder ſchlaff wurde, und man den Burſchen, abgeſondert von der übrigen Hofſtatt, zu Schwingern ſteckte, wo er mit niemanden als ſeinen Büchern und der Baroneſſe Ulrike in Gemeinſchaft ſtand, und nach dem Beiſpiel ſeines Lehrers ſonſt keine Seele im Hauſe anredete, ſo entging er gewiſſermaßen der Aufmerkſamkeit jenes Boshaften: er war nebſt ſeinem Freunde ſo gut als tot geachtet, und keiner von beiden wert, daß man wider ihn maſchinierte, weil ſie zum Zanken nicht taugten. Izt aber beſann ſich der Mann, daß ſein eigner Sohn in dem Alter ſei, um eine Kreatur des Grafen zu werden, und ſich durch zeitige Übung zum Nachfolger ſeines Vaters zu bilden. Er lag alſo dem Grafen an, oder vielmehr er befahl ihm — denn ſo klangen alle ſeine Bitten und hatten auch die nämliche Kraft — ſeinen Sohn auf dem Schloſſe, wie den jungen Herrmann, erziehen zu laſſen: der Graf ſagte ohne Bedenken Ja, und den Tag darauf erſchien der Bube, das echte Konterfei ſeines Vaters. Unſeren Heinrich wollte er nicht geradezu verdrängen, weil er hoffte, daß ſein vielverſprechender Sohn bald einen glücklichen Zank bewerkſtelligen werde, wo jener, als die ſchwächere Partei, notwendig den kürzern ziehen und durch ſeine Veranſtaltung in Ungnaden den Platz ganz räumen müſſe.

Schwinger hätte lieber einen leiblichen Sohn des Satans unterrichtet, als dieſen Buben: allein was ſollte er tun? Es war Befehl des Grafen, von dem er ſein Glück erwartete. Jakob —ſo hieß er— wurde alſo der Stubenkamerad und Mitſchüler des armen Heinrichs. Schwinger gab ſeinem bisherigen Zöglinge heilſame Verhaltungsregeln und empfahl ihm vor allen Dingen, Zank zu verhüten, den gefährlichen Nebenbuhler zu meiden, ſoviel es ſich tun ließ und keine von ſeinen Beleidigungen der Aufmerkſamkeit zu würdigen: er ſelbſt beobachtete eine ähnliche Aufführung gegen ihn, ließ ihn bei ſeinem Unterrichte gegenwärtig ſein, ohne ſich um ihn zu bekümmern, ob er etwas lernte oder nicht; er konnte gehn, kommen, achthaben oder nicht, und wegen ſeiner Aufführung lobte und tadelte er ihn mit keiner Silbe. Der Bube, der nicht den mindeſten Trieb zum Fleiße hatte, war mit dieſer verächtlichen Behandlung äußerſt zufrieden und brachte die Lehrſtunden meiſtens am Fenſter mit dem unterhaltenden Spiele zu, daß er Fliegen fing, an Stecknadeln ſpießte, und mit inniger Freude ſich zu Tode quälen ſah. Deswegen ſagte ihm auch einmal Schwinger: „du biſt zum Scharfrichter geboren" —welche Beſtimmung er ſo freudig anerkannte, daß er verſicherte, er wolle einem Menſchen wohl den Kopf abhauen, wenn er ſtill hielt. Heinrich kehrte ihm vor Abſcheu den Rücken zu und verzog ſein ganzes Geſicht in die Miene der Empfindlichkeit: es ſchauerte ihn.

Noch ging's auf allen Seiten gut: allein der Junge war von der Natur ſo zum Haſſe ausgezeichnet, daß man ihn unmöglich um ſich ſehen und bloß verachten konnte. Aus ſeinen lichtgrauen, beinahe grünen Augen lauſchte der ausgemachteſte Schelm hervor, der niederträchtig ſein mußte, weil er zur Bosheit zu dumm war: alle Muskeln des Geſichts bewegten ſich unaufhörlich: bald zog ſich der Mund in eine ſchiefe höhnende Lage, bald rümpfte ſich die Naſe, bald riſſen die Augen, wie große unterirdiſche Höhlen, auf und die Augenbraunen fuhren über die Stirn bis an die Haare hinan, bald bleckte er die Zunge, bald fletſchte er die Zähne, wie ein grimmiger Tiger—und alles vor ſich hin, ohne ein Wort

zu ſprechen! Zum freien Blicke in die Augen ließ er's niemals kommen, ſondern wandte ſogleich die Augen hinweg, wenn ſie ein fremdes Auge traf, und wollte er jemanden anſchauen, ſo geſchah's nicht anders als mit einem hämiſchen Seitenblicke. Nie ſtand er gerade auf den Fußſohlen, ſondern ein Fuß lag gewöhnlich auf der Seite und rieb ſich an den Dielen: drei Finger in den eirunden Mund zu ſtecken und daran zu kauen, beide Ellbogen auf den Tiſch zu ſtützen und den Affenkopf in die Hände zu legen, ſich nur mit einer Seite des Leibes auf den Stuhl zu ſetzen und mit der Schläfe an der Lehne hin und her zu fahren—dieſe und ähnliche waren ſeine Lieblingsſtellungen. Der Kontraſt, wenn dieſer Pavian und Heinrich nebeneinander ſtunden, war ſo auffallend, als zwiſchen einem Satyr und einem Apollo. Dem jungen Herrmann ſprach aus den feurigen dunkelblauen Augen eine Seele voll edler Größe und ſtarken Gefühls: auf den roten vollen Wangen blühte Heiterkeit und fröhlicher Mut: der lächelnde kleine Mund kam, auch ſchweigend, mit Gefälligkeit und Liebe entgegen: die gebogene Naſe kündigte Verſtand, die hochgewölbte Stirn Tiefſinn und Ernſt, und die ſtarken, in erhabne Bogen gekrümmten Augenbraunen Würde an: aus allen Punkten des Geſichts redete Offenheit, daß man beim erſten Anblicke in ein Herz zu ſchauen glaubte. Jede Bewegung ſeines wohlgebildeten Leibes wurde von einem Reize, einem bezaubernden Reize begleitet: ſelbſt die ſtolzeſte Dame, wenn ſie die Pantomime ſah, womit ſeine Lebhaftigkeit alle Reden beſeelte, ſpitzte den Mund zu einem Kuſſe, und würde ihn gewiß auf ſeine Lippen gedrückt haben, wenn ſie nicht die Erinnerung an ihren Stand zurückgezogen hätte. Erblickte man neben dieſem Marmorbilde des Phidias den tönernen Jakob, von dem elendeſten Töpfer geformt—einen dicken kugelrunden Kopf, mit Schweinsaugen, einer ungeheuern Naſe, einem großen verzerrten Munde, und hauptſächlich zur Warnung aller Sterblichen mit der hämiſchſten, tückiſchſten, gelbſüchtigſten Miene und der niederträchtigſten Dummdreiſtigkeit ſo deutlich und leſerlich, als ein Dieb vom Scharfrichter, gebrandmalt: ſah man dieſen krumbeinichten Pagoden dahinſchlentern, und mit den

plumpſten Manieren oder leidenſchaftlichem Ungeſtüm die Arme bewegen: dann wünſchte man ſich das Recht, ein ſo mißlungenes Werk zu zerſtören, das eine Welt verunſtaltete, die ſolche Geſchöpfe hervorbringt, wie eins neben ihm ſtund.

Die natürliche Antipathie, die zwei ſo diſſonierende Kreaturen voneinander wegſtoßen muß, verſtattete dem jungen Herrmann ſchlechterdings nicht, der Ermahnung ſeines Lehrers ganz getreu zu bleiben: doch wäre er vielleicht wieder in das Gleis der ſtillen Verachtung zu leiten geweſen, hätte ſich nicht Eiferſucht darein gemiſcht. Trotz aller Merkmale der Verwerflichkeit zog der Graf das Geſchöpf Heinrichen weit vor: dieſen ließ er niemals zu ſich kommen, und jenen ſehr oft zu ſich rufen: wenn ihm die Baroneſſe einen Einfall von Heinrichen erzählte, ſo ſchwieg er und tat, als ob er's nicht hörte, oder ſprach gleich etwas anders darein: warf Jakob eine Grobheit oder plumpe Höhnerei jemanden an den Hals, ſo erſchallte ein beifallvolles Lachen: ſehr oft erzählte er ſogar Einfälle, die Heinrich geſagt und die Baroneſſe bei Tafel vorgebracht hatte, als ob ſie von dem ſtruppköpfigten Jakob herrührten. — Es iſt ein unſeliger Trieb in der menſchlichen Natur, der die Menſchen gegen die Vortrefflichkeit empört: lieber räuchern ſie einem abgeſchmackten, geiſtloſen, unwürdigen Apis, um einen Apoll zu demütigen, weil er den Weihrauch verdient. Auszeichnendes Verdienſt iſt ein Fehdebrief an die Verachtung, den die Natur ihren Günſtlingen auf die Bruſt hing, der jedesmal richtig beantwortet wird, wo es die Leute nicht der Mühe wert achten zu haſſen. Zu dieſem Grunde geſellte ſich noch ein anderer nicht weniger wichtige: Jakob, weil er keinen Wert in ſich ſelbſt fühlte, kannte keinen andern als den Gehorſam eines Hundes, der ſich von ſeinem Herrn zu allem gebrauchen läßt, wenn er ihn nur gut füttert: Heinrich hingegen voll vom Gefühl ſeiner Kraft, erwies und foderte Achtung, gehorchte aus Erkenntlichkeit, und rang nach keiner Gunſt, die er als eine erniedrigende Gnadenbezeugung beſitzen ſollte: als Belohnung, als Verdienſt wollte er ſie empfangen. Dieſer ſchmeichelte und ehrte den Grafen, um ſich ihm verbindlich zu machen, und der Graf wollte nur aus Schuldig-

keit geehrt und geſchmeichelt ſein: er foderte Reſpekt als einen Tribut. Eine ſolche Foderung erfüllte Jakob ungleich beſſer: er war ſich in ſeinen eignen Augen nicht viel, und fand es alſo nicht befremdend, wenn ihn der Graf als gar nichts behandelte.

Heinrich ſah vielleicht einen großen Teil hiervon ein: allein welche Menſchenſeele ſollte nicht deſſenungeachtet bei einem ſo offenbaren Unrechte entbrennen und wider den Unwürdigen auflodern, der ſo ganz ohne Verdienſt den Vorzug an ſich reißt?—So oft auch Schwinger ſeine Ermahnungen zur Gelaſſenheit wiederholte, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, ihn zuweilen mit bittern Spöttereien und empfindlichen Verächtlichkeiten zu beſtrafen: zu ſeinem Ärger verſtand ſie der Bube meiſtenteils nicht, war aber die Doſis ſo ſtark, daß er ſie notwendig fühlen mußte, ſo rächte ſich der Beleidigte mit einer Plumpheit, und wenn er im darauffolgenden Wortwechſel nicht weiter konnte, ſo war ſeine gewöhnliche Zuflucht, den Streit mit Erdichtungen zum Nachteile des Gegners dem Grafen zu hinterbringen, der nicht ſelten Heinrichen einen Verweis darüber geben ließ. Eines Tages ging es ſo weit, daß ihn der Graf, als er ihn von ohngefähr auf der Treppe traf, in Gegenwart ſeines ganzen Gefolgs und des Anklägers derb ausſchalt, weil er dieſen die Meerkatze des Grafen genannt hatte. Heinrich, über die Vorwürfe und das triumphierende Gelächter ſeines Gegners aufgebracht, antwortete bitter: „O ich hab' ihm noch zu viel Ehre angetan; ihre Hofſau hätt' ich ihn nennen ſollen."—Der Graf vergaß ſich in der Hitze ſo weit, daß er ihm mit hoher Hand auf der Stelle eine Ohrfeige gab.

Wie eingewurzelt ſtand der Beleidigte da und wußte nicht, ob er dem Grafen nachgehen und ſich durch ſtärkre Empfindlichkeiten rächen, oder dem Buben, der vor Freuden hüpfte, die Kehle zudrükken ſollte: izt ging er, izt ſtund er, knirſchte mit den Zähnen, ſchlug ſich mit der geballten Fauſt an die Stirn, daß es laut ſchallte, ſeufzte, lehnte den Kopf an die Wand und brach vor Schmerz über ſeine ohnmächtige Wut in eine Flut von Tränen aus.

Die Baroneſſe hatte durch eine ſchmale Eröffnung ihrer Tür den häßlichen Auftritt mit angeſehn: ſchon war ſie auf dem

Sprunge, ſich zu verraten und dazwiſchen zu laufen, als der Graf ausholte, allein zu ihrem Glück blieb ſie mit der Falbala am unterſten Riegel hängen, und ehe ſie ſich losriß, war die Ohrfeige ſchon empfangen und ihr Onkel fortgegangen. Sie tat einen lebhaften Ruck, daß ein großer Teil der Garnitur an dem Riegel zurückblieb, und eilte auf Heinrichen zu, wie er mit dem Kopfe an der Wand lehnte. Sie legte beide Hände auf ſeine Schultern, um ihn abzuziehen, tröſtete und bat ihn, ſie in ihr Zimmer zu begleiten.—„Ich bin allein,“ ſetzte ſie hinzu; „Hedwig iſt bei der Gräfin.“—„Laſſen Sie mich!“ rief er mit ſchmerzhaftem Tone und ging die Treppe hinunter—ſtund—ging über den Hof—ſtund wieder—ging in den Garten—ein paar Gänge aufwärts mit untergeſchlagenen Händen und geſenktem Haupte, ſo tief in ſeinen Schmerz verloren, daß er an Bäume rennte, weder hörte noch empfand. Die Baroneſſe folgte ihm ſtillſchweigend Schritt vor Schritt ſehr nahe auf den Zehen. Er kam an einen Teich: Die Baroneſſe hatte ſchon die Hand am Rockzipfel, um ihn aufzuhalten, wenn er im Tiefſinne das Waſſer nicht gewahr werden ſollte: der Fuß war bereits aufgehoben, um ihn in den Teich zu ſetzen—die Baroneſſe zog ihn zurück: ohne ſich des Zuges bewußt zu ſein, erwachte er, erblickte das Waſſer, trat zurück und ſtund da. Er warf ſich in den Sand hin, die Baroneſſe flüchtete hinter einen nahen Baum. Plötzlich ſprang er auf mit einer Bewegung, als wenn er ſich in den Teich ſtürzen wollte: daß er wirklich die Abſicht hatte, iſt nicht zu leugnen: aber der Entſchluß war nur ein ſchneller Stoß, eine Verzuckung der Leidenſchaft, und er hielt ſich ſchon zurück, als die Baroneſſe hervorbrach und ihm um den Hals flog. Als wenn er noch immer bereit wäre, ſeinen Vorſatz auszuführen, packte ſie ihn in ihrer Umarmung feſt und trieb ihn mit aller Gewalt vom Waſſer hinweg.

Der Übergang von Schmerz und Kränkung zur Liebe iſt nur ein halber Schritt: die zärtliche Stellung, in welcher er ſich mit der Baroneſſe befand—von ihren Armen feſt umſchlungen und dicht an ihren klopfenden Buſen gedrückt, daß ihr Odem ſein Geſicht betaute—ihr Mitleid, ihre Vorſorge—alles drängte in einem

Tumulte auf ſeine Empfindung los und ſpannte ihre Federn ſo ſtark an, daß er ſein Geſicht an ihren Buſen verbarg und heiße Tränen hineinſtrömte: beide zerfloſſen in einer Inbrunſt, die auch Ulrikens Augen trübte. Bei der Baroneſſe erwachte Beſonnenheit und Scham zuerſt: ſie machte ihre Arme los und ſchob ihn von der Bruſt hinweg: der Schwung, den Zorn und Wut ſeiner Seele gegeben hatte, machte ihn dreiſt: er wiederholte eine Umarmung, die ſeinen Schmerz ſo merklich in ſanfte, erleichternde Empfindungen verwandelte, und zog Ulriken mit ſich unter den Baum hin: der Sturz entdeckte ihm ein Knie, das die Natur nur einmal in ſolche Form goß, daß ihm Neuheit und wallende Imagination in dem Augenblicke mit Reizen belebten, die alle ſeine Sinne benebelten: er war berauſcht, er lechzte vor innerlicher Glut. Ulrike wandte ſich zum zweiten Male los: beide ſahen ins Gras und ſchwiegen.

„Ach, unmöglich kann ich aus dem Hauſe gehn," fing Heinrich an: „ich muß meinen Schimpf tragen — den entſetzlichen Schimpf!"

Die Baroneſſe. Du? aus dem Hauſe gehn?

Heinrich. Ja, ich muß: aber ich kann nicht; und wenn ich alle Tage bis aufs Blut gequält würde, ich kann nicht! — Ulrike, wie mach' ich's, daß ich mir nicht gram werde, wenn ich bleibe?

Die Baroneſſe. Rächen mußt du dich an dem Lotterbuben! Räche dich, und dann geh! Geh aus dem Hauſe und — lieber Heinrich, nimm mich mit dir! Das ganze Schloß iſt mir ſo zuwider, daß ich's nicht gern anſehe. Man wird ſeines Lebens nicht froh darinne: das iſt eine ewige Langeweile, ein ewiger Zwang: das Reprimandieren, Korrigieren hat gar kein Ende. Ich muß mich bücken und ſchmiegen und werde verachtet, weil ich aus Gnade im Hauſe bin: die geringſte Kleinigkeit muß ich mir als eine große Gnade anrechnen laſſen und — kurz, ich bin des Lebens ſatt. Nun ſoll ich auch noch dem Schandbuben, dem Jakob, aufwarten: noch geſtern hat mich der Onkel ſeinetwegen ausgeſcholten, daß ich —

Sie verſtummte mit Tränen. Heinrich knirſchte. „Ja," ſprach er, „rächen wollen wir uns und gehn! — Aber wohin?" ſetzte er bedenklich hinzu.

Die Baroneſſe. Wohin uns unſre Füße tragen! Ich kann ja Putz machen, nähen, ſtricken und tauſend andre ſolche Arbeiten: ich will mich indeſſen als Kammerjungfer vermieten: — aber es muß weit, weit ſein, daß Onkel und Tante nichts von mir erfahren — und wenn du einmal einen Dienſt bekommſt — möchte er auch noch ſo klein ſein — Ach, lieber Heinrich, wenn du das wollteſt! —

Sie ſenkte den Blick und ſchwieg.

Heinrich. Baroneſſe —

Die Baroneſſe. Nenne mich nicht mehr Baroneſſe! Ich bin dem Namen feind: er klingt viel zu fremd für uns; und ich will's von nun an nicht mehr ſein.

Heinrich. Ulrike, hier iſt meine Hand! Ich wandre aus: ich ſuche einen Dienſt, der uns ernähren kann; und dann — Ach, liebe Ulrike, wenn du das wollteſt! —

Stillſchweigend zog ſie einen kleinen goldenen Ring bedächtlich vom Finger. — „Haſt du keinen Ring?" fragte ſie leiſe.

Heinrich. Ja, aber nur einen bleiernen, den mir einmal ein armer Hauſierer für ein Almoſen geſchenkt hat.

Die Baroneſſe. Schadet nichts! bleiern oder golden!

Sie ſteckte ihm den ihrigen an den Finger. — „Er paßt," ſprach ſie freudig, „als wenn er für deinen Finger gemacht wäre. Gib mir deinen bleiernen dafür!"

Heinrich. Noch heute!

Die Baroneſſe. Geh, ſuche einen Dienſt! und dann — Heinrich, du hältſt Wort?

Heinrich. So gewiß als ich dir dieſe Hand gebe! Du wirſt Kammerjungfer: und dann — Ulrike, wenn gehn wir?

Die Baroneſſe. Bald! denn der Onkel ließ neulich ein Wort fallen, daß er mich nach Dresden zu einer alten Anverwandtin tun wollte: da wird vollends ein hübſches Leben angehn! Ich grämte mich zu Tode — Wir müſſen ja eilen!

Heinrich. Die Minute geh ich mit dir, daß ich nicht wieder in das ſchändliche Haus darf.

Die Baroneſſe. Komm! wir wollen ſehn, ob die Tür offen iſt! —

Sie gingen wirklich, um auf der Stelle einen Anſchlag auszuführen, deſſen nur ein unbeſonnenes Mädchen im ſechzehnten und ein beleidigter Burſche im fünfzehnten Jahre fähig iſt: allein zu ihrem Glücke war die Tür verſchloſſen. Zudem beſann ſich auch die Baroneſſe unterwegs, daß ſie den bleiernen Ring noch nicht bekommen habe, und drang alſo in ihren Begleiter zurückzukehren. Auf dem Rückwege vertraute ſie ihm eine andre Entdeckung, die nach ihrer Meinung für ihr künftiges Glück ſehr heilſam ſein ſollte. — „Du weißt vielleicht," ſagte ſie, „daß mein Vater ſehr viele Schulden hinterlaſſen hat, und nach ſeinem Tode haben die Leute, von denen er borgte, alles weggenommen. Nun ſaß ich ehegeſtern auf dem Sofa in der Tante Zimmer und ſtickte an der Weſte, die wir dem Onkel machen: er ſprach mit der Tante im Nebenzimmer. Ich hörte meinen Namen nennen: gleich warf ich die Arbeit hin und horchte. So wäre doch Ulrike, ſprach der Onkel, keine ſchlechte Partie, wenn wir Friedrichshain — das iſt ein Gut von meinem verſtorbnen Vater — aus dem Konkurſe ziehen könnten: es iſt offenbar, daß man's nicht dazu hätte nehmen ſollen: aber meiner Schweſter Mann war nachläſſig, und die Advokaten haben das ſo ineinander verwickelt, daß vielleicht zuletzt weder Gläubiger noch Erben etwas bekommen werden: indeſſen einmal muß doch die Sache ein Ende nehmen, wenn's auch noch einige Jahre hin dauerte. Weiter konnt' ich nichts hören: denn ſie gingen ins chineſiſche Zimmer. — Sieh einmal, Heinrich!" rief ſie außer ſich vor Freuden, „wie reich wir noch werden können! Wenn ich das izt ſchon hätte, braucht' ich nicht erſt Kammerjungfer zu werden. Ich weiß auch gar nicht, was für ſchändliche Menſchen die Advokaten ſein müſſen, daß ſie die Sachen ſo verwickeln. Sie können das wohl ſo mit anſehn: ſie haben, was ſie lieben — Ach," unterbrach ſie ſich plötzlich, „dort kommt die dicke Hedwig. Ich will zu den Erdbeeren gehen und tun, als wenn ich für den Onkel pflückte. Hurtig! geh, daß ſie dich nicht ſieht!"

Ein Händedruck und ein freundlicher Blick war der Abſchied. Zween Schritte! dann kam ſie wieder zurück. „Heinrich," ziſchelte ſie, „du wirſt doch den bleiernen Ring nicht vergeſſen?" — Er ver-

ſicherte ſie das Gegenteil, und ſie flog zu den Erdbeeren und hatte ſchon eine ziemliche Menge gepflückt, als Fräulein Hedwig ankam. Die Baroneſſe freute ſich über ihre gelungne Liſt und die Leichtgläubigkeit ihrer Gouvernante, die wegen eigenen Herzenskummers die Richtigkeit ihres Vorwands weder bezweifelte noch unterſuchte. Sie pflückten beide in Geſellſchaft. Die Baroneſſe beklagte ſich, daß ſie ihren Ring verloren habe. Die Gouvernante, die ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten, wie ein Löwe, aufbrüllete, antwortete nichts als ein gleichgültiges „So?" — Sie ſuchten unter den Erdbeerſträuchern, fanden ihn nicht und gingen beide fort, ohne ſich weiter darüber zu beunruhigen.

Das Projekt der Entfliehung beſchäftigte ſeitdem die Baroneſſe unaufhörlich. Jeden Morgen legte ſie ihr Schlafzeug in ein kleines Paket zuſammen und an das unterſte Ende des Bettes: ihre diamantnen Ohrgehänge trug ſie in der Taſche nebſt dem kleinen Geldvorrate, der ſich nie ſehr hoch bei ihr belief, weil ſie aus Gutherzigkeit jedem gab, der etwas brauchte. Etwas weniges Wäſche wurde in einem alten Pavillon im Garten hinter aufgeſchütteten Ziegelſteinen verborgen, und bei Gelegenheit auch ein Schächtelchen, mit den Inſtrumenten aller weiblichen Arbeiten angefüllt, welche ſie verſtund, und wodurch ſie ihren Unterhalt zu finden hoffte. Ihre Vorſorge ging ſo weit, daß ſie ſogar Seide, Goldfaden und andere Materialien zuſammenpackte, und je länger ſich die Flucht verſchob, je mehr fand ſich mitzunehmen, daß ſie zuletzt einen Mauleſel gebraucht hätte, um ihr Gepäcke fortzubringen: überdies mußte ſie ſehr viele Sachen, wenn nach ihnen gefragt wurde, oft wieder auspacken. Um ſich dieſer Unbequemlichkeit zu überheben, hielt ſie für dienlich, ihre Gerätſchaft bloß in der pünktlichſten Ordnung zu erhalten, jedem Stücke den beſtimmteſten Platz anzuweiſen und es nach jedesmaligem Gebrauche pünktlich wieder dahin zu legen, um erforderlichenfalls in einer Viertelſtunde ſich reiſefertig zu machen. Fräulein Hedwig wunderte ſich ungemein, woher ihr plötzlich dieſe ungewohnte Ordentlichkeit kam, und die Gräfin meinte, daß ſie anfinge, die Kinderſchuhe auszutreten. Die nahe Ausſicht, nach ihren Begriffen aus einem Kerker erlöſt zu

werden, gab ihr die freudigſte Munterkeit: die Hoffnung begeiſterte ſie ſo ſehr, daß ſie auch die langweiligſten Stunden mit Standhaftigkeit ertrug und die läſtige Geſellſchaft des Grafen ohne den mindeſten Verdruß aushielt: ſo ſehr es ihr ſonſt ſchwer fiel, das Maß der Anſtändigkeit zu treffen, das ſie nach ſeinem Verlangen ihren Reden und Handlungen geben ſollte, ſo leicht fiel es ihr itzt. Der Graf fand ſie ganz umgeändert und verſicherte, daß vielleicht doch noch etwas aus ihr werden könnte. Ihre Geſchäftigkeit und ihre Freude war ohne Grenzen: ſie ging niemals, ſie flog, getragen auf den Schwingen der Hoffnung.

Nicht weniger Anſtalten machte auch Heinrich. Er war ſogleich, nach ihrer Trennung durch Hedwigs Dazwiſchenkunft, ins Haus zurückgegangen und hatte ſeinen Ring, um keinen Verdacht zu erwecken, an einem Faden um den Hals gehängt; und ſo trug er ihn beſtändig unter dem linken Arme auf der bloßen Haut, nicht etwa aus Empfindſamkeit—dieſem gekünſtelten Hautgout in der Liebe, den er noch nicht kannte!—ſondern weil er ihn auf dieſe Art am ſicherſten zu verbergen glaubte. Er ging etlichemal vor dem Zimmer der Baroneſſe vorbei, um ihr ſein bleiernes Gegengeſchenk einzuhändigen: ſie erſchien nicht. Endlich begegneten ſie einander: Fräulein Hedwig ging neben der Baroneſſe, und alſo war nicht mehr Zeit als verſtohlen zu geben und verſtohlen zu nehmen: wie ein Wind war der Ring an ihrem Finger, den ſie auch nicht eher verließ, als wenn ſie vor dem Gräf oder der Gräfin erſcheinen mußte, die ſie verſchiedenemal wegen dieſer ſchlechten Zierde geſcholten hatten und ihr drohten, das elende Ding zum Fenſter hinauswerfen zu laſſen, wenn ſie es noch an ihrer Hand blicken ließ.

Heinrich packte nach jener Übergabe ſeines Liebespfandes nicht etwa Wäſche oder andere ähnliche Bedürfniſſe, ſondern einen alten Seneka, einen Antonin und ein paar andre ſeiner Lieblingsbücher zuſammen, ſetzte Feder, Papier und Tinte in Bereitſchaft, und dachte, wie ein wahrer Neuling in der Welt, der voll Berauſchung nicht über die augenblickliche Ausführung ſeines Projekts hinausſieht, mit einem ſolchen Reiſebündel ſeine Wanderſchaft an-

zutreten. Schwinger bemerkte die Unruhe, die die unaufhörliche Beſchäftigung mit einem ſo wichtigen Anſchlage hervorbringen mußte: allein weil er glaubte, daß ſie noch von der empfangnen Ohrfeige herrührte, ſo ermahnte er ihn mit den auserleſenſten Sittenſprüchen zur Standhaftigkeit und mutigen Ertragung ſeiner Beleidigung.

Drittes Kapitel

Jakobs Vater fand, daß ſein Sohn ſeinem Poſten etwas ſchläfrig vorſtund: außer der Ohrfeige hatte er Heinrichen nichts als unbedeutende Verweiſe zugezogen, und zum offnen Zanke war es gar noch nicht gekommen. Er ſelbſt war der Machinationen wider ſeine Kameraden überdrüſſig und verlangte nach einer höhern Sphäre zu ſeinem Wirkungskreiſe, und in dieſe Sphäre gehörten Fräulein Hedwig und Schwinger mit ihren beiderſeitigen Untergebenen: er hatte keine geringere Abſicht, als daß ſie alle ſamt und ſonders in voller Ungnade aus dem Hauſe ſollten. Der Bewegungsgrund?—Keinen hatte er, als weil er eine Ehre darein ſetzte, bei dem Grafen Einfluß zu haben, und weil es ihn mehr ſchmeichelte, durch ſeinen Einfluß andern zu ſchaden als zu nützen: das Schickſal aller im Hauſe ſollte auf ſeinem Willen beruhen, wie das Geſchick einer Welt auf Jupiters Winke. Er hatte ſeinem großen Entwurfe gemäß, ſeine Aufmerkſamkeit zuerſt auf Fräulein Hedwig gewendet und ihr Verſtändnis mit dem dicken Amyntas, dem Stallmeiſter, glücklich ausſpioniert: verſteht ſich, daß es der Graf die Minute darauf erfuhr! Nächſtdem hatte er auch eine Vertraulichkeit zwiſchen der Baroneſſe und Heinrichen ausgekundſchaftet—eigentlich zwar nicht ausgekundſchaftet, ob er's gleich bei dem Grafen vorgab, ſondern nur erdichtet, und paßte ihnen nunmehr auf, um zum Beweiſe ſeiner Erdichtung wahrſcheinliche Umſtände aufzuſammeln.—Um endlich auch den armen Schwinger nicht eine müßige Nebenrolle ſpielen zu laſſen, mußte er ſich ſogar in die Gräfin verliebt haben und alſo bei dem

Schauſpiele die luſtige Perſon ſein: kein Abend ging vorbei, wo er den Grafen nicht mit komiſchen Auftritten jener verwegnen Liebe unterhielt, die der Graf für bare Wahrheit annahm und belachte.

Jakob wurde auf ausdrückliches Verlangen des Grafen zum Spion beſtellt: er ſchlich den ganzen Tag auf dem Saale vor dem Zimmer der Baroneſſe, wie ein lichtſcheuer Vogel, an den Wänden herum und haſchte Fliegen, wenn auch keine da waren, und ſchielte ſeitwärts nach allen Vorübergehenden unter den geſträubten Augenwimpern hin. Jedermann ſcheute ihn, weil er einem Vater gehörte, den jedermann fürchtete, und man vermutete gleich, daß er ein Spion ſei. Weder die Baroneſſe, noch Fräulein Hedwig rührten ſich einige Tage von der Stelle: Heinrich tat zwar oft ſeinen Spaziergang in den Garten, aber fruchtlos: er durfte nicht einmal nach der geliebten Türe hinblicken. Die Baroneſſe wollte den Spion ſchlechterdings wenigſtens auf einige Minuten entfernen, um mit Heinrichen Abrede zur vorgenommenen Rache zu nehmen. Der Junge war äußerſt genäſchig: ſie ſtahl alſo ihrer Gouvernante, die beſtändig einen reichen Vorrat an Purganzen und Vomitiven zu eignem Gebrauche hatte, aus der Kommode ſo viel von beiden, als ſie wegnehmen konnte, ohne die Verminderung der Apotheke ſehr merklich zu machen. Die Medikamente wurden durch feine Öffnungen in ein Paket gebackne Pflaumen verteilt, die präparierten Pflaumen in die Taſche geſteckt, und in die Taſche ein großes Loch geſchnitten: ſie lief ſo oft über den Saal bald dahin, bald dorthin, und ließ bei jedem Gange eine Straße von verlornen Pflaumen hinter ſich, auf welche Jakob, wie eine lauernde Spinne aus ihrem Hinterhalte, hervorſchoß und mit der aufgeleſenen Beute an die Wand zurückeilte, wo er ſie begierig mit Fleiſch und Kern verſchluckte. Seine Freßbegierde machte die Doſis allmählich ſo ſtark, daß er vor den Schmerzen der Wirkung nicht auf ſeinem Poſten bleiben konnte. Er ging, dem Rufe der Natur zu folgen; und während ſeiner oft wiederholten Abweſenheit hatte die Baroneſſe die Dreiſtigkeit, auf die Treppe zu treten und ſo lange zu huſten, bis Heinrich den Ruf

verſtand und herunterkam. Er mußte ſie ins Zimmer begleiten; und nun wurde unter Fräulein Hedwigs Vorſitz ein förmliches Komplott wider den Spion geſchmiedet; und die Baroneſſe ſchlug dabei, um ſich von Zeit zu Zeit Operationspläne unentdeckt mitzuteilen, eine eigene Art von Korreſpondenz vor.

Es war in dem Hauſe ein Pfänderſpiel Mode, das man die Divination nannte. Eine Perſon in der Geſellſchaft durchſtach in einem bedruckten Blatte mit der Stecknadel einzelne Buchſtaben, die herausgeſucht und zuſammengeſetzt einen Sinn gaben, überreichte das Blatt einer andern, die dieſen Sinn herausſuchen mußte. Dieſes Spiel brachte ſie auf den Einfall, in einem Buche Buchſtaben in der Ordnung durchzuſtechen, daß man ſie, wenn das Blatt gegen das Licht gehalten wurde, ohne Beſchwerde zu Worten zuſammenſetzen und leſen konnte. Unter dem Vorwande, als wenn Heinrich ihr und ſie Heinrichen Bücher borgte, ſollte der Spion ſelbſt ihr Bote ſein und die heimliche Stecknadelſchrift überbringen. Fräulein Hedwig ſah Heinrichen bloß als einen Gehülfen der Rache an, ohne daß ſie ſeine Teilnehmung einer andern Urſache als der Ohrfeige zuſchrieb. Nach genommener Verabredung lauerte die Baroneſſe an der Tür, und bei der erſten Abweſenheit, zu welcher die Pflaumen die Schildwache nötigten — huſch! war Heinrich die Treppe hinauf.

Die Korreſpondenz nahm ihren Anfang: allein ſtatt ſich Entwürfe zur Rache mitzuteilen, ließ man's einige Zeit bei einem verliebten Briefwechſel bewenden. Die beiden Korreſpondenten ſagten ſich in ihrer natürlichen unſchuldigen Sprache Zärtlichkeiten, angenehme Erwartungen künftiger Glückſeligkeit, leere Tröſtungen mit der Flucht — kurz, alles, womit ſich ein Paar Verliebte beunruhigen und aufrichten können. Jakob war ſo gierig nach den Büchern, die man ihm zu überbringen gab, als nach den Pflaumen, und fragte oft bei beiden Teilen an, ob nichts zu beſtellen ſei: ſein Vater hatte ihm ausdrücklichen Befehl dazu gegeben, weil er ſich jedesmal vor der Überbringung das Buch zur Durchſicht zeigen ließ, und ſo einmal einen handſchriftlichen Beweis ſeiner Erdichtung darinne zu erwiſchen hoffte, wenn's auch

nur ein gleichgültiges Zettelchen wäre, das man dem argwöhniſch gemachten Grafen durch eine geſchickte Auslegung als ſehr ſtrafbar vorſtellen könne. Er blätterte und ſuchte in den Büchern und fand niemals etwas.

Die Beſchwerden, die Jakob nebenher allen im Schloſſe verurſachte, wurden immer drückender. Aus unſeliger Gefälligkeit gegen ihren Gemahl hatte ſich ſogar die Gräfin auf die Seite des Buben geſchlagen: überhaupt handelten, liebten und haßten dieſe beiden Leute beſtändig wider ihre eigne Überzeugung: ein jedes quälte ſich mit Neigungen und Abneigungen, um dem andern zu gefallen, und die Gräfin wurde an den ſtruppköpfichten Jakob zum wahren Märtyrer der Politeſſe. Er war ihr bis zum Ekel widrig, wie ſein Vater, verhaßt, und doch lobte ſie das Ungeheuer in des Grafen Gegenwart, tändelte mit ihm, beſchenkte ihn und erwies ihm tauſend Gütigkeiten, behandelte ihn ſogar als ihren Liebling und ſagte dem Vater Schmeicheleien über die Annehmlichkeiten ſeines Sohns: ſie ging in dieſer traurigen Gefälligkeit bis zur Ungerechtigkeit gegen diejenigen, die dem Jungen mißfielen: man kann leicht raten, wer dies ſein mag. Sie ging aus wahrer Abneigung gegen Heinrichen, den ihr ſeine Feinde die Zeit her in ſo nachteiligem Lichte vorgeſtellt hatten, und in völligem Ernſte damit um, ihn aus dem Hauſe wegzuſchaffen; und nur eine Art von weiblichem Mitleiden zwang ſie auf Mittel zu denken, wie ſie ihm mit den wenigſten Unkoſten zu ſeinem Fortkommen außer ihrem Hauſe behülflich ſein könnte. Der Graf hatte ihn unmittelbar nach der Ohrfeige fortjagen wollen, wie er's nannte, allein ſein Mauleſel verbot es ihm: dem Niederträchtigen war es nicht genug, daß er mit einem ſo kleinen Zorne wegkommen ſollte, und verzögerte durch verſtellte Vorbitten bei dem Grafen ſeine Verabſchiedung bis zu einem Zeitpunkte, wo ſie mit größerm Aufſehen geſchehn konnte.

An Neckereien ließ es ſein Jakob nicht fehlen, dieſen Zeitpunkt zu beſchleunigen. Die Baroneſſe hatte einen kleinen Fleck im Garten für ihr Taſchengeld mit Begünſtigung des Onkels bearbeiten laſſen, worinne ſie einige ihrer verliebten arkadiſchen Ideen ausführte.

Es war eine Laube darinne, kleine Raſenplätze, die Triften vorſtellten, worauf ſie ein kleines wollenreiches Schäfchen mit einem roten Halsbande zuweilen ſelbſt weidete, Kirſchbäume mit eingeſchnittenen Namen, die niemand entziffern konnte als ſie, Blumenbeete mit Thymian und Lavendel eingefaßt, von welchen ſie Kränze band, um ihre Laube damit zu zieren, auch ein Bach, der bei ſtarkem Regenwetter Waſſer, und beſtändig Mücken und Fröſche in Menge hatte: ſie verſicherte in der Folge oft ſelbſt, daß ſie in dieſer mit Kränzen behangnen Laube, ihr weidendes Schäfchen vor ſich, wahre Empfindungen arkadiſcher Glückſeligkeit genoſſen und in ihrer Einbildung eine Welt um ſich geſchaffen habe, in welcher ſie zeitlebens träumen möchte. An einem Morgen, als ſie dieſer fantaſtiſchen Glückſeligkeit zueilte, fand ſie alle ihre Kirſchbäume zerſchnitten, zerknickt, zum Teil umgeriſſen, ihre Blumen abgeſchnitten, die Einfaſſungen ausgewurzelt, ihre Laube beſchädigt: ihre erträumte Welt war dahin und mit ihr ihre Glückſeligkeit, traurig ſah ſie auf die Ruinen ihres Glücks herab, weinte und beſchwerte ſich bei dem Onkel. Sie gab es dem heimtückiſchen Jakob ſchuld: und da der Burſche ſich meiſterlich auf das Leugnen verſtund, ſo endigte ſich die Klage mit einem doppelten Verweiſe für die Baroneſſe, daß ſie einen Unſchuldigen angeklagt habe, und daß ſie in ihrem Alter die Unanſtändigkeit begehe, über ſolche Kindereien zu weinen.

Jakob bekam Luſt zu ihrem Schäfchen, das ſie ſeitdem mit ſtiller Wehmut zuweilen in dem verwüſteten Arkadien geweidet hatte: ohne Anſtand mußte es ihm abgetreten werden und der Garten dazu, mit dem Bedeuten, daß ſich eine ſechzehnjährige Baroneſſe mit ernſthaftern Vergnügungen als mit ſolchen Kinderpoſſen die Zeit vertreiben müſſe. — „Stricke, ſprich, nimm die Karten in die Hand! das iſt anſtändiger für dich“ — belehrte ſie der Graf.

Die Baroneſſe unterhielt ſich aus natürlicher Freude an dem niedrigen Leben mit den geringſten Mädchen, und nicht ſelten ging ſie, wenn die Hintertür des Gartens offen war, auf der großen Wieſe, in einem Zirkel von Bettelkindern, ſpazieren, unter welche ſie ihr Taſchengeld austeilte: nicht ſelten geſellte ſie ſich zu den

Mägden und Frönern, wenn ſie Heu machten, ſetzte ſich unter ſie, kaufte ihnen ein Stück ihres groben Veſperbrots ab, und aß mit ihnen, ſo vergnügt und heiter über ihren dörfiſchen Scherz, als wenn ſie dazu geboren wäre. Jakob belauerte ſie, zeigte es an, und auch dieſes Vergnügen wurde ihr bei der ſchärfſten Strafe und in den ſchärfſten Ausdrücken unterſagt.

Heinrichen konnte er im Grunde weniger anhaben, weil man ſich um dieſen weniger bekümmerte: er ſuchte ihn alſo auf ſeines Vaters Eingebung mit Schwingern zu entzweien. Er goß ihm Dinte auf die Bücher oder auf die Wäſche, und beteuerte alsdann mit Schwüren, daß er's Heinrichen habe tun ſehen. Er wollte Herr des Zimmers ſein, deſpotiſch befehlen, wo dieſes, wo jenes ſtehn ſollte, daß oft ſelbſt der gutmütige Schwinger die Geduld verlor und ſeine Hand mit Gewalt zurückhalten mußte. — Heinrich hingegen war aller Zurückhaltung überdrüſſig: er widerſetzte ſich ihm izt mutig und tat gerade von allem das Gegenteil, was er wollte: die Ausſicht auf die nahe Flucht, wozu man nunmehr durch die geheime Korreſpondenz den Tag angeſetzt hatte, gab ihm unüberwindliche Herzhaftigkeit.

Vorher aber beſchloß er Rache über ihn, die er für ſich ohne Zutun der Baroneſſe ausführen wollte. Der Junge war ſo neugierig als genäſchig: ein hellfarbiger Lappen, ein funkelnder Stein konnte ihn wer weiß wie weit locken. Heinrich hing alſo an einem Baum jenſeits eines ſchlammichten, tiefen Grabens etliche bunte flatternde Bänder auf, überbaute einen ſchmalen Fleck des Grabens mit einigen dünnen Stecken, ſchüttete Erde darauf und bedeckte ſie künſtlich mit Laub und Gras, daß man die Falle nicht vermutete. Jakob wurde durch eine Straße von geſtreuten Kirſchen, die wie verloren da lagen, zu dem Orte gelockt: kaum erblickte er die wehenden roten Bänder von weiten, als er nach ihnen hineilte: er hoffte eine Entdeckung zu machen, die er oder ſein Vater zu jemands Unglücke brauchen könnte, hielt in der Übereilung Heinrichs gebaute Brücke für feſten Boden, galoppierte auf ſie hin, den Blick ſtier auf die roten Bänder gerichtet — pump! brach der betrügeriſche Steg ein, und Jakob lag bis an die Schultern im

Schlamme: die Ufer des Grabens waren tief und für ihn unersteiglich, so sehr er arbeitete herauszukommen: er schrie, doch niemand hörte ihn.

Sein Vater, der Graf und auch endlich die Gräfin waren in der äußersten Verlegenheit, daß der werte Jakob sich verloren hatte: man suchte ihn mit Laternen und Fackeln, und kam in den abgelegnen Teil des Gartens nicht, wo er im Schlamme seufzte: er mußte die Nacht unmaßgeblich mit dem feuchten Bette vorliebnehmen. Die Nachsuchung wurde den andern Tag wiederholt: der Gärtnerbursche hörte wohl, als er in die Nachbarschaft des Grabens zufälligerweise kam, etwas piepen, das einer Menschenstimme ähnlich klang: allein da es sich nicht in artikulierten Tönen näher erklärte, so ging er seinen Weg und ließ es piepen. Zufälligerweise kömmt er nach Tische in die Küche, erzählt sein piependes Abenteuer und ist beinahe der Meinung, daß die kleine Komtesse Fritzchen, die vor dreißig oder mehr Jahren, als der Graben noch Wasser hatte, nach der Sage des Städtchens darinne ertrunken war, dies Klagelied angestimmt habe. Die Vermutung war nicht übel ausgedacht: denn alle Gärtnerburschen vor ihm hatten dergleichen Jammertöne von dem ertrunknen Fritzchen gehört, und durch ununterbrochene Tradition waren alle Gärtnerburschen in den Besitz eines unauslöschlichen Rechts geraten, allein mit Ausschließung aller andern Erdenbewohner das ertrunkne Fritzchen jammern zu hören. Der Bursche stand im Kredit eines großen Verstandes und fand bald unter den Domestiken starken Anhang: alle erklärten seine Erklärungsart für die einzige orthodoxe Meinung, nur der Koch, ein Heiducke und ein Jäger, drei rohe Kerle, die weder Himmel noch Hölle glaubten, waren Antifritzianer: der andere Jäger war anfangs ein Zweifler, erklärte sich aber, als Not an den Mann ging, für die orthodoxe Partei. Die Fritzianer konnten es nicht ertragen, daß sie ihre Gegner mit ihrem einfältigen Glauben aufzogen und laut belachten: diese beriefen sich alle drei in einem Tutti auf die Unmöglichkeit der Sache; und jene setzten ihnen entgegen, daß es aber geschehen sei, und geschehne Dinge könne man doch nicht verwerfen.

„Es iſt nicht geſchehen," ſagten die Antifritzianer.

„Es iſt aber geſchehen!" riefen die Fritzianer. „Moritz, haſt du's nicht gehört?" —

Wo war Moritz? Der kluge Sektenſtifter, als er den Streit zu lebhaft werden ſah, ſchlich ſich heimlich aus der Küche fort. Da alſo der Zeuge fehlte, ſchränkte man ſich bloß auf eine Diſputation über die Möglichkeit der Sache ein. Die Fritzianer bewieſen aus der Geſchichte alter Geſpenſterbegebenheiten die Wirklichkeit eines ſolchen Vorfalls: die Antifritzianer leugneten Faktum und Schlußfolge, und verlachten alle Geſpenſterhiſtorien als alte Weibermärchen.

„Ja," ſagte der Tafeldecker, ein heimlicher Antifritzianer, „Moritz kann ſich wohl geirrt haben: vielleicht iſt es ein ungeſchmiertes Schubkarrenrad geweſen" —

„Oder eine Eule," ſchrie der Jäger, der Antifritzianer. —

„Oder eine Maus," rief der Heiducke —

„Oder ein kranker Hammel," ſprach der Koch —

„Oder ein Schwein," unterbrach ihn der Heiducke —

„Oder ein Eſel," rief der Jäger —

„Oder ein Ochſe," ſchrie der Koch —

„Ihr werdet doch die drei Kerle nicht Recht behalten laſſen," ziſchelte der andere Heiducke, ein eifriger Fritzianer, einigen von ſeiner Partei zu: wie ein Lauffeuer verbreitete ſich ſeine Anreizung von einem zum andern, und in wenig Sekunden war der ganze Haufen entſchloſſen, Recht zu behalten.

„Gebt euch nicht mehr mit ſolchen Halunken ab!" ſagte der nämliche Heiducke laut zu ſeiner Partei, um den eingeſchlafnen Streit wieder anzufachen. „Die Kerle glauben nicht, daß eine Sonne am Himmel iſt, wenn ſie ihnen gleich den Kopf verbrennt."

„Ihr habt wohl Urſache zu ſchimpfen!" erwiderte der Jäger von der Gegenpartei, ein feiner Spötter. „Ihr Schöpſe glaubt jeden Quark friſch weg, wie er auf die Erde fällt."

„Und ihr lebt, wie die Säue, in den Tag hinein und glaubt gar nichts," riefen die Fritzianer alle.

„Weil ihr Hornvieh, tumme Eſel ſeid," rief der Koch pathe-

tiſch, „deswegen glaubt ihr alles. Ihr ſeid ja, ſtraf mich Gott! ſo ochſeneſelgänſerindviehtumm, wie die Gänſe: die nehmen auch alles an, was man ihnen in den Hals ſtopft.“

„Warte! ich will dich taufen, daß du einmal ein Chriſte wirſt!“ ſagte der Heiducke von der Gegenpartei, ein ſchlimmer Spötter, und goß ihm ein ganzes Gefäß voll Waſſer über den Kopf, das ihm die Küchenmagd, voll Ärger über des Kochs Unglauben, von hintenzu heimlich reichte.

„Macht die Tür zu!“ rief der ergrimmte triefende Koch zu ſeiner Partei, und im Augenblicke ſchlug ſie der antifritzianiſche Jäger zu. — „So wollen wir dann,“ fuhr der wütende Küchenmonarch fort, „die verfluchten Kerle ſengen und brennen, bis ſie nicht mehr glauben;“ — und ſogleich ſchleuderte er einen großen Feuerbrand vom Herde unter die zitternden Fritzianer hin; ſeine Geſellen folgten dem Beiſpiele, und alle drei Antifritzianer rückten, flammende Feuerbrände in den Händen, wider die Gegner an. Unter den bedrängten Fritzianern, die zwiſchen den Feuerbränden und der verſchloſſnen Tür im eigentlichſten Verſtand in ecclesia pressa ſich befanden, ſchlug ſich einer die ſengenden Funken vom Kleide, ein anderer löſchte das rauchende Topé, ein dritter drückte ſich den wundgeſchundnen Arm, und ein Teil floh hinter den Herd, um den Antifritzianern in den Rücken zu fallen. Es geſchah wirklich. Dem Koche, der à la françoise alle ſeine Verrichtungen, den Hut auf dem Kopfe, tat, fiel plötzlich der Filz vom Haupte in ſeinen Feuerbrand, und er fühlte eine gewaltige Hitze im Nacken: der fritzianiſche Heiducke, der ihn vorher erſäufen wollte, hatte ihm den zierlichen Crapaud, der ſeine Haare verſchloß, in Brand geſteckt. Er mußte hurtig löſchen, ſeine Geſellen eilten ihn zu rächen; unterdeſſen ſprengte die Gegenpartei die Tür auf und entfloh: die übrigen machten ſich die Unordnung des brennenden Kochs zunutze und entwiſchten gleichfalls.

Als ſie ſich von ihrer Flucht auf dem Hofe verſammelt hatten, faßten ſie insgeſamt den Entſchluß, nunmehr, da ſie ſich genug um die Wahrheit gezankt hatten, die Wahrheit zu unterſuchen. Sie näherten ſich in corpore dem Graben, horchten; es jammerte:

—„Ich laſſe mich freſſen, wenn das nicht eine Menſchenſtimme iſt," ſchrien ſie alle. „Das muß der Koch hören!"—Sogleich wurde eine Geſandtſchaft an ihn abgeſchickt, die ihn nach langen Weigerungen herbeibrachte. Er horchte, ſtutzte—„Ja, es iſt eine Menſchenſtimme," ſagte er.—„Siehſt du, du ungläubiger Höllenbrand," rief der ganze Haufe auf ihn los, „daß es Komteſſe Fritzchen iſt?"—

„Und wenn's der leibhafte Teufel wäre," brach der zornige Koch wütend aus, „ſo zieh' ich ihn bei den Hörnern heraus;"—und ſo marſchierte er auf den Graben los. Alle hielten ihn zitternd zurück und baten, die Komteſſe nicht mehr in ihrer Ruhe zu ſtören—„Laßt mich!" rief er, wand ſich los und zog das große Küchenmeſſer von der Seite—„laßt mich! oder ich mach Euch alle zu Geſpenſtern."—Man fürchtete die Drohung eines ſo grimmigen Mannes und ließ ihn: er ſah in den Graben hinunter—die Klageſtimme wurde immer lauter—er ſah ein menſchliches Geſicht über den Schlamm herausragen—erkannte es:—„Es iſt der verfluchte Jakob," rief er. „Warte, du Schandbube! die Kehle will ich dir abſchneiden, daß du uns ſo zum Narren gehabt haſt."—Er ließ eine Leiter holen, ſtieg hinunter und zog den verſunknen Jakob mit etwas ſehr unſanfter Manier aus dem Schlamme herauf. Wie ein ſchwarzer Geiſt, mit Schlamme von oben bis unten überzogen, lag er triefend am Rande da, und mußte ſich noch obendrein von dem ganzen Haufen ausſchelten laſſen, daß er ſo großen Zwieſpalt unter ihnen erregt hatte.

Der Herr Vater hatte die Gewohnheit, wenn zwei oder drei Perſonen beiſammen ſtunden, gingen und ſprachen, ſogleich ſich bei ihnen einzufinden, um etwas von ihrem Geſpräche aufzuſchnappen: kein Wunder alſo, daß er hinter dem anſehnlichen Truppe des ganzen Hofgeſindes, wie ein Wolf hinter der Schafsherde, augenblicklich nachfolgte! Der Koch überlieferte ihm ſeinen Sohn mit dem Küchenwitze, daß er ihm hier einen Schweinsbraten mit Kirſchſauce zuſtellen wolle. Der Vater, zu beſchäftigt mit dem Unglücke ſeines geliebten Erben, verſchluckte den ſatiriſchen Einfall und wanderte unter Begleitung der ſämtlichen

Domeſtiken ins Haus, um ihn ſäubern zu laſſen. Alles lief an die Fenſter, als ſich der Zug durch die Allee näherte: Heinrich und die Baroneſſe waren nicht die letzten darunter, und mit der innigſten Herzensfreude ſahen ſie den pechſchwarzen Jakob an der Hand des Vaters traurig daherwandeln, während daß der begleitende Trupp ſich mit mutwilligen Liedern über ſein Unglück beluſtigte. Auf dem ganzen Schloſſe war dieſer Tag ein Freudenfeſt.

Das Schlimmſte war nur, daß dies Freudenfeſt ernſthafte Folgen nach ſich zog. Der erboſte Jakob und ſein Vater wußten nicht, an wem ſie ſich für ſein Unglück rächen ſollten, und hielten ſich, um nicht ganz ungerochen zu bleiben, an die Perſonen, die bei dem Schauſpiele nicht geſchäftig genug geweſen waren: der Gärtnerburſche erhielt ſeinen Abſchied, daß er dem wimmernden Jakob nicht nachgeſpürt, ſondern ſogleich, als er das Klaggeſchrei gehört, wieder weggegangen war, ohne ihm herauszuhelfen. Der Koch wurde für den beißenden Küchenwitz, den er ſich nach der Errettung des Buben entwiſchen ließ, inſofern ſuspendiert, daß er vier Wochen nicht mehr die Schokolade des Morgens für den Grafen machen durfte, welches er bisher am beſten gekonnt hatte: allein da der Graf ſich bei dieſer Suspenſion am ſchlimmſten befand, weil ihm ſeine Schokolade niemals ſchmeckte, ſo wurde ſie wieder aufgehoben und in die Ungnade verwandelt, daß er alle Eſſen tadelte, wenn ſie auch ſeinem Gaume noch ſo wohl behagten.

Viertes Kapitel

Jakobs Vater arbeitete indeſſen unermüdet an der Ausführung der Hauptrevolution, die er im Sinne hatte, und beſtimmte das arme Fräulein Hedwig zur erſten Unglücklichen, die das Trauerſpiel eröffnen ſollte.

Ihr Verſtändnis mit dem Stallmeiſter hatte er längſt ausgekundſchaftet, das iſt bereits gemeldet worden: ſeit dieſer Entdeckung ſuchte er auf alle Weiſe an den Liebhaber zu kommen und ihm ſein Geheimnis abzulocken: es wollte lange Zeit nicht gehn.

Endlich machte er ihn treuherzig. Er beſuchte ihn oft auf ſeiner Stube und bat ihn oft zu ſich, und weil der Stallmeiſter von der Vertraulichkeit und dem freundſchaftlichen Umgange mit dem Lieblinge des Grafen nicht nur Ehre, ſondern auch Nutzen hoffte, ſo lief er gerade in die Falle hinein, die ihm dieſer aufſtellte. Bei einem ſolchen Beſuche, wo er mit einem guten Glaſe Wein aufgeräumt und offenherzig gemacht worden war, brachte der nüchterne Wirt den halbtrunknen Gaſt auf die Liebe und gab ihm auf den Kopf ſchuld, daß er bei Fräulein Hedwig in großer Gunſt ſtehe. Der Stallmeiſter lehnte die Beſchuldigung lachend von ſich ab. — „Leugnen Sie nur nicht!“ rief der Böſewicht: „der Graf weiß es lange.“ — Der Stallmeiſter war des Todes vor Schrecken.

„Was iſt's denn nun weiter!“ fuhr jener fort. „Fräulein Hedwig hat's ihm ſelber geſagt: ſie möchte gern gar mit Ihnen getraut ſein.“ —

Der Stallmeiſter ſaß da, ſagte kein Wort, und ſchwebte mit ſeinem wirblichten Kopfe zwiſchen Glauben, Zweifel und Verwundrung umher.

„Der Graf wollte gar nicht,“ redete jener weiter: „aber ich hab' ihm zugeſetzt; und wenn Sie mir ein gutes Wort geben, ſo bring' ich's dahin, daß Ihnen der Graf ſeine Einwilligung gibt.“

„Gehn Sie! machen Sie das einem Kinde weis!“ unterbrach ihn der Stallmeiſter.

„Ich dächte,“ erwiderte der andre, „Sie wüßten, wie viel ich bei dem Grafen ausrichten kann. Nur ein Wort ſoll mir's koſten: ich hab' ihn ſo ſchon auf Ihre Seite gezogen. Setzen Sie eine Supplik auf! bitten Sie den Grafen um ſeine Einwilligung, und ich will ſie ihm übergeben. Es iſt ja doch keine Kleinigkeit, ein Fräulein zu heiraten.“ —

Allmählich gelang's ihm, durch ſein Zureden und Verſicherungen eines guten Erfolgs dem leichtgläubigen Stallmeiſter das Vertrauen abzugewinnen: es ging ſo weit, daß er ſeinem Spione den ganzen Liebeshandel beichtete und morgendes Tages eine Supplik aufzuſetzen verſprach; und er ſchmeichelte ſich darum mit den günſtigſten Erwartungen, weil er ſeit einiger Zeit bei dem Grafen

in vorzüglicher Gnade zu ſein glaubte, was ihm der Betrüger, der ihn izt im Netze fing, überredet hatte.

Freudig ging der Böſewicht, als ihn der Stallmeiſter verließ, zu Fräulein Hedwig und wünſchte ihr geradezu zu ihrer Vermählung Glück. Sie riß die großen Augen ellenweit auf. „Der Graf," fuhr er fort, „iſt nicht ungeneigt dazu: ich hab' ihn darüber geſprochen. Sie wiſſen, daß ich Ihnen beſtändig beim Grafen das Wort geredet habe, und es ſollte mir eine rechte Freude ſein, wenn ich ihn dahin bringen könnte, daß er in Ihre Heirat willigte." —

Fräulein Hedwig tat entſetzlich verwundert, leugnete aus allen Kräften und war hundert Meilen weit von einer Sache entfernt, die ſie gleich beim erſten Worte erriet.

„Leugnen Sie nur nicht!" verſetzte jener mit dem vertraulichen Tone, womit er jedermann anzureden pflegte. „Der Herr Stallmeiſter hat mir die ganze Sache anvertraut; und ich werde mein möglichſtes tun, ſo einen braven Mann, meinen Herzensfreund, glücklich zu machen. Er hat bei dem Grafen angehalten." —

Fräulein Hedwig wollte in Ohnmacht ſinken: aber ſie beſann ſich hurtig anders.

„Reden Sie nur ſelber mit dem Grafen: und das heute noch! Stellen Sie ihm nur vor — Zwar das werden Sie beſſer zu ſagen wiſſen als ich. Gehn Sie lieber itzo zu ihm, damit ich auf den Abend mit ihm die Sache zuſtande bringen kann. Ich habe ſchon mit dem Grafen überlegt, daß er wohl wird geadelt werden müſſen; und wir finden's billig, daß man die wenigen Taler an ſo einen braven Mann wendet. —"

Fräulein Hedwig hüpfte im Herzen vor Entzücken, traute aber noch nicht ganz.

Er ſetzte noch ſtärker in ſie und machte das verliebte Fräulein durch die vielfältigen Verſicherungen, was er und der Graf für ſie tun wollten, ſo kirre und ſeine verdammte Lüge ſo wahrſcheinlich, daß ſie ins Garn hineineilte, zwar nichts ausdrücklich bekannte, aber doch mit dem Grafen darüber zu reden verſprach.

Sie rennte vor Furcht und Hoffnung, als er fort war, das

Zimmer auf und nieder: izt wollte ſie gehn, hatte die Tür ſchon in der Hand, ließ ſie hurtig fahren und ging zurück: izt war ſie ſchon an der Treppe, bebte und ging wieder ins Zimmer, izt ſchöpfte ſie Herz, überdachte die Rede, die ſie halten wollte, triumphierte über die Schnelligkeit, mit welcher ſich ihr Gedanken und Ausdruck darboten, und über die Wirkung, die ſie ſich davon verſprach — „Aber wenn nun der Graf nicht einwilligen wollte!" fuhr ihr durch den Kopf: ſie zitterte vor Entſetzen über die Vermutung. Die Lebhaftigkeit ihrer Wünſche richtete ſie bald wieder auf; ſie ſah ſich ſchon am Altare, ſchon in den Armen ihres dicken Amyntas, ſchon — wie ein Zephir flog ſie mit ihren bleiernen Füßen die Treppe hinunter, die andere hinauf, den Korridor durch — da ſtand ſie im Vorzimmer des Grafen! Es wollte ihr das Herz abdrücken: kaum konnte ſie dem Bedienten, der die Aufwartung hatte, ſtammelnd ſagen — „melde er mich!" — und kaum war er hinein, ſo wollte ſie ihn ſchon wieder zurückziehn. — Gütige Götter! er kömmt heraus, macht den Türflügel weit auf, der Graf ſteht wartend da, ſie muß hinein.

Kein Dieb, der zum erſtenmal ſtahl und zum erſtenmale ertappt wurde, kann mit ſolcher Angſt im Verhör auftreten, als die arme Hedwig vor dem Grafen. Sie ſtotterte, fing ihre Rede zehnmal an und blieb zehnmal ſtecken, und hatte ſchon fünf bis ſechs völlige Minuten geſprochen, ohne daß der Graf wußte, was ſie wollte, ob er ſie gleich oft genug darum befragte. Endlich brach ihre Beredſamkeit durch: ſie bat deutlich und vernehmlich um die gnädigſte Erlaubnis, einen ihrer größten Wünſche zu vollziehen und ſich mit dem Stallmeiſter zu vermählen. — In dem Geſicht des Grafen ſtieg ein ſehr ungnädiges Donnerwetter auf und zog ſich von der äußerſten Naſenſpitze bis zu der nördlichen Breite der Stirn hinan, daß zuletzt dieſe ganze Halbkugel ſeines Kopfs eine große Gewitterwolke war. Leugnen konnte ſie nicht: denn ſie hatte ſich zu beſtimmt ausgedrückt; und — eherne Federn und ſteinerne Griffel vermögen nicht die Wut zu beſchreiben, mit welcher das Gewitter losbrach: das war ein Orkan, wie ihn noch kein Seefahrer ausgeſtanden hat! und Fräulein Hedwig

kroch, wie ein Vögelein in einen hohlen Baum vor dem losſtürzenden Schloßenwetter flieht, ängſtlich rückwärts nach der Tür und ſchlich mit gebeugter Seele zu ihrem Zimmer zurück, nahm niederſchlagend Pulver, Rhabarber, Sennesblätter und Gott weiß was mehr, konnte nicht eſſen, nicht trinken, nicht ſchlafen: ſie dachte vor Kummer gar nicht daran, daß ſie betrogen war.

Sogleich nach ihrem Abtritte mußte der Betrüger, dem ſie ihr Unglück zu danken hatte, zum Grafen kommen: er wollte ſich zu Tode lachen, als ihm der Graf das Vorgefallne erzählte. — „Nun denken Sie einmal!“ ſetzte der Gewiſſenloſe hinzu: „der Stallmeiſter hat mich ſchon lange geplagt, ich ſoll eine Supplik von ihm übergeben, worinne er um das nämliche anhalten will. Wer weiß, was vorgefallen iſt? Der Umgang iſt ſchon alt: aber ich hab' Ihnen nur nicht das Herze damit ſchwer machen wollen.“

Der Graf knirſchte vor Wut und wollte beide gleich aus dem Schloſſe jagen laſſen: allein er durfte nicht; denn ſein Mauleſel ſagte ihm, er ſollte das nicht tun. — „Ich will mir morgen die Supplik geben laſſen,“ ſprach er; „und dann wollen wir miteinander überlegen, was zu tun iſt.“ —

Der Graf, dem alles ſklaviſch gehorchen mußte, gehorchte dem befehlenden Rate dieſes Mannes, wie ein Schulknabe. — Indeſſen wurde die Gräfin durch ihn von der nahen Verunehrung ihres Hauſes unterrichtet: ſie ließ die Delinquentin rufen, und bekam die Entſchuldigung zur Antwort, daß ihr nicht wohl ſei. Den Morgen darauf ließ man die Entſchuldigung nicht mehr gelten: ſie mußte ſich ſchlechterdings ſtellen: die Gräfin ließ ſie, ihrer Sanftmut ungeachtet, hart an, und befahl ihr vorläufig, ihr Paket zuſammenzumachen. Sie fiel auf die Knie: die Gräfin verwies ihr dieſe Erniedrigung und ebenſoſehr ihre Unbeſonnenheit, daß ſie ſich mit einer ſo ſeltſamen Bitte an ihren Gemahl gewendet hatte. Sie wollte die Betrügerei erzählen, die ſie dazu verleitete, aber ihr Schluchzen machte jedes Wort der Erzählung unverſtändlich. Ungetröſtet und ungerechtfertigt mußte ſie hinweggehn.

Der Stallmeiſter, der nichts hievon erfahren konnte, ſaß die ganze Nacht durch und buchſtabierte mit ſchwerer Mühe eine

Supplik zuſammen, und brachte ſie mit den frühſten Morgen ſeinem vermeinten guten Freunde und Beſchützer, der ſie augenblicklich zum Grafen trug. Der betrogne Mann wartete voller Ungeduld im Vorzimmer, und bekam endlich zur Antwort, daß er gegen Abend die Willensmeinung ſeines Herrn erfahren ſolle. Seinem Glücke ſo nahe, bildete er ſich ein, daß es ihm wohl erlaubt ſei, die hochwohlgeborne Braut auf ihrem Zimmer bei Tageslichte zu beſuchen: er eilte auf den Fittichen der Liebe zu ihr, eine fröhliche Botſchaft zu hinterbringen, die ſie nach ſeiner Meinung aus ſeinem Munde zuerſt erfuhr, und — Götter! wie ſtutzte der Mann, als er ſeine breitſchulterichte Chloe — wie er ſie ſonſt nennen mußte, — in Tränen zerfließend, bleich, und voller Betrübnis erblickte. — „Gehn Sie!“ rief ſie ihm entgegen, „Sie ſind die Urſache meines Unglücks: ich möchte, daß ich mich niemals vom böſen Feinde hätte verführen laſſen, Sie zu lieben. O Tartarus! ſchlinge mich in deinen flammenden Wanſt hinab!“ [1] — Mit dieſer pathetiſchen Ausrufung ging ſie ins Kabinett und ſchloß hinter ſich zu. Der erſtaunte Liebhaber ſah ſich im Zimmer um, klatſchte mit dem ſpaniſchen Rohre dreimal an die gewichſten Stiefeln und ging ſeinen Weg.

Unmittelbar nach aufgehobner Tafel wurde Fräulein Hedwig angedeutet, daß man im Städtchen eine Wohnung ausgemacht habe, wo ſie künftig reſidieren und wohin ſie ſich nebſt ihren ſämtlichen Effekten in der Dunkelheit des Abends begeben ſolle: um ihr Exilium nicht ganz troſtlos zu laſſen, verſprach ihr der Graf eine jährliche kleine Penſion, doch mit dem Vorbehalt, daß ſie nie ſeinen ungnädigen Augen mit ihrem Antlitze in den Weg kommen ſollte. Durch den nämlichen Boten erhielt auch der Stallmeiſter ſeinen Abſchied nebſt dem Befehle, ſich nie wieder in den Grenzen der gräflichen Herrſchaft ſehen zu laſſen, wenn er nicht mit kräftigen Prügeln bewirtet ſein wollte. Niemand wußte, was einen ſo ſchnellen Sturm bewirkt hatte: der Stallmeiſter ſelbſt wußte nicht, was und wie ihm geſchah: er ſuchte ſeinen Be-

1) Zum Henker! Fräulein Hedwig! woher haben ſie einen Unſinn, der unſerer Zeiten würdig wäre?

ſchützer, um nach der Beſchaffenheit der Sache zu fragen: daß ſich der heimtückiſche Böſewicht nur mit einem Auge hätte blicken laſſen! Er wollte ſein geliebtes Fräulein ſprechen, um ihr den geſtrigen Groll zu benehmen; er durfte nicht: ohne Abſchied und ohne ſein Verbrechen gewiß zu erfahren, mußte er in einer Stunde das Schloß, und denſelben Abend noch die Stadt räumen.

Die Baroneſſe hatte nie ſonderliche Urſache gehabt, ihre Gouvernante zu lieben: doch izt, da es zum äußerſten kam, bat ſie bei dem Grafen und der Gräfin für ſie; aber ſie beſtürmte Felſenherzen: es blieb bei der gegebnen gnädigen Verordnung, und Fräulein Hedwig ging des Abends zwiſchen neun und zehn Uhr, ohne vor Scham von jemandem Abſchied nehmen zu können, noch jemanden, der ihr begegnete, anſehen zu können, aus dem ſchönen Schloſſe, ſchloß ſich in ihr kleines angewieſenes Stübchen und kam in einem ganzen Monat nicht öffentlich zum Vorſchein, und verfluchte den böſen Feind, der ſie zu der Sünde verleitet hatte, einen Menſchen unter ihrem Stande zu lieben, ſamt ſeinem böſen Werkzeuge, den dicken Stallmeiſter mit der funkelnden gelbledernen chaussure.

Der Mauleſel triumphierte über den abermaligen Lorbeer, den ihm ſeine boshafte Liſt über ein paar Menſchen erworben hatte, über den abermaligen Beweis ſeiner Macht über den Grafen, und dachte auf nichts Geringers, als das Haus in kurzem ganz rein von allen Perſonen zu machen, die ihm nicht ganz anſtunden oder nicht zu ſeiner Fahne ſchwören wollten: der Graf ſelbſt war bei allem Zorne und Unwillen im Grunde über dieſe hofmäßige Revolution ſehr erfreut, und die Gräfin wartete eine günſtige Gelegenheit ab, das Schickſal der armen Hedwig zu mildern.

Fünftes Kapitel

So ſehr die Baroneſſe über dieſe plötzliche Trennung bewegt war, ſo merkte ſie doch bald den Vorteil, den ſie ihr verſchaffte: ſie war nunmehr ohne Aufſicht und konnte ihren Heinrich

ſprechen, wenn es ihr beliebte. Schwinger hatte zu dem vorzüglichen Verſtande ſeines Freundes ein zu unumſchränktes Vertrauen und ließ ihm izt wirklich mehr Freiheit, als er ſollte. In der erſten Beratſchlagung, die ſie in dieſem Interregnum auf der Baroneſſe Zimmer hielten, riet Heinrich aus allen Kräften die Beſchleunigung der Flucht: er drang ſo lebhaft darauf, daß ſie bald beide einig waren, Tag, Stunde und andre Umſtände feſtſetzten und vorher noch eine Rache an ihrem gemeinſchaftlichen Feinde beſchloſſen.

Jakob beſuchte vermöge ſeiner Genäſchigkeit ſehr fleißig einen Baum voll großer lockender ſpaniſcher Kirſchen, die man für die Ehre, von dem Grafen gegeſſen zu werden, aufhob. Jedermann floh die Gegend dieſes Baums, wie einen den Göttern geheiligten Ort, um nicht den Verdacht eines vorgehabten Diebſtahls wider ſich zu erregen: nur Jakob wagte es, einen ſolchen Raub oft zu begehn, und nahm ſeine Maßregeln ſo gut, daß er nie ertappt wurde. Heinrich, der es wußte, riet dem Gärtner, etliche Schlingen dabei zu legen: anfangs wollte er aus Furcht vor dem Vater nicht daran, doch endlich ließ er ſich bereden. Bei dem nächſten Diebſtahle, der allemal in der Dämmerung geſchah, fand ſich der Dieb plötzlich gefeſſelt; Furcht und Mangel an Kräften hinderten ihn, ſich von den unſchädlichen Stricken loszumachen. Zudem war die Falle ſehr künſtlich und mit einem Gewichte verſehen, das den Knoten feſt zuzog. Der Gärtner lauerte hinter einer Hecke und eilte ſogleich, es anzuzeigen: allein ſtatt der Belohnung erhielt er einen Verweis und zur Beſtrafung ſollte er einen Monat lang nicht die Gnade haben, dem Grafen Sonntags früh ein Bukett zu überreichen. Der Dieb kam los und wurde derb von ſeinem Vater ausgeſcholten, daß er ſich hatte ertappen laſſen; und weil dem Gärtner in dem erſten Unwillen über ſeine mißlungenen Maßregeln ein Wörtchen entwiſchte, daß Heinrich ſein Ratgeber dabei geweſen ſei, und Jakob dem Ratgeber Vorhaltungen darüber tat, auch ein paar Drohungen mit Rache hinzuſetzte, ſo war dies ein neuer Sporn, die Flucht um keine Stunde weiter hinauszuſchieben.

Heinrich ging ſeit dieſer zweiten Feſtſetzung eines ſo nahen Termins beſtändig ängſtlich um Schwingern herum: wenn er ihn anblickte, ſenkte er die Augen oder kehrte ſich weg, um Tränen zu verbergen: jede Gipsbüſte ſchien einen wehmütigen Blick auf ihn zu werfen, jedes ſonſt geliebte Buch erinnerte ihn an eine ſchmerzliche Trennung. Seine Unruhe trieb ihn von einem Orte des Zimmers zum andern: nirgends fand er länger als eine Minute Raſt. Wohl zehnmal ging er des Vormittags an den Ort, der zur nachmittägigen Zuſammenkunft beſtimmt war, beſah ihn ſtarr von allen Seiten: es war ihm, als wenn ein Zentnergewicht auf die beklemmte Bruſt fiel, er ſeufzte, zitterte, weinte und ging. Keinen Biſſen konnte er des Mittags mit dem Munde berühren, ohne daß der Gedanke in ihm aufſtand — „der letzte, den du hier genießeſt!" — Izt fühlte er zum erſten Male, welch eine ſchwere Kunſt es iſt, leben zu wiſſen, und durch wieviele Schmerzen man dieſe Weisheit erkaufen muß. Je näher die Stunde rückte, je beklemmter wurde ſeine Bruſt: Tränen waren izt nicht mehr in ſeiner Gewalt, ſie rannen wie Bäche herunter, daß es Schwinger bemerkte, und eine Menge Mutmaßungen machte, ohne die Wahrheit zu treffen.

Die Baroneſſe war ungleich beſſer daran: wen ſie liebte, folgte ihr, und die ſie verließ, liebte ſie nicht. Voller Munterkeit, Freude und mutiger Hoffnung ſprang ſie nach der Rückkunft von Tafel im Zimmer herum, warf ſich in ein Negligé und ſetzte ihr Reiſebündel in Bereitſchaft: was ſie zuweilen beunruhigte, war Furcht vor der Entdeckung. Nur die Trennung von den Örtern, wo ſie ihre phantaſtiſchen Arkadienfreuden genoſſen hatte, erfüllten ſie mit vorübergehender Wehmut; und ſonſt wünſchte, hoffte, begehrte ſie nichts, als daß die Stunde ſchlagen möchte, wo ſie einander im Garten treffen wollten.

Wie Geſchöpfe, die von der ganzen weiten Welt nichts als die Spanne kennen, wo ſie ſpazieren gegangen und gefahren ſind, hatten ſie ihren Plan angelegt: unbekümmert, wer ſie ſpeiſen und beherbergen werde, wenn ihr kleiner Geldvorrat aufgezehrt iſt, wollten ſie ihn ausführen. Sie glaubten, daß man auf unſerm Planeten nur wollen dürfte, um zu finden.

Graf und Gräfin fuhren nachmittags ſpazieren: die Baroneſſe entſchuldigte ſich mit Kopfſchmerzen und blieb zu Hauſe. Dieſe daher entſtandne Leerheit des Schloſſes wollte ſie nicht ungenützt laſſen — denn ein Teil der Domeſtiken begleitete die gnädige Herrſchaft, und der andre war ſeinem eignen Vergnügen nachgegangen — ſie ſagte ihrem Zimmer ein ſtilles Lebewohl und wanderte in den Garten hinunter, lange vorher, ehe die anberaumte Stunde ſchlug, holte ihr Paketchen Wäſche aus dem alten Pavillon herbei und legte es in das Kabinett, das zur Zuſammenkunft beſtimmt war. Darauf tat ſie einen Spaziergang auf die Wieſe hinter dem Garten, wo man Grummet machte. Sie ließ ſich mit einer von den Mägden in ein Geſpräch ein, wie ſie ſchon ſonſt zu tun pflegte, wenn ſie keine Aufſicht daran hinderte: ſie lobte den Stand und die Beſchäftigung des Mädchens und wünſchte darinne geboren zu ſein: das Mädchen bat ſie, ſich nicht ſo zu verſündigen, und verſicherte, daß ſie lieber eine Baroneſſe, als eine Dienſtmagd, ſein möchte.

„Komm! wir wollen tauſchen!“ ſagte die Baroneſſe lebhaft. „Gib mir deine Kleider, ich will dein Leben auf ein paar Stunden verſuchen.“ — Das Mädchen weigerte ſich lange: endlich ließ ſie ſich zu der Maskerade bereden und wiſchte mit ihr ſeitwärts in ein Birkenbüſchchen, wo ſie ihre Kleider wechſelten. Das Mädchen ſprang vor Freuden in die Höhe, als ihr die weiße Kontuſche und Rock auf dem Leibe hing und der Sommerhut auf ihren zerſtörten bäueriſch geflochtenen Haaren ſchwebte: wirklich nahm ſich auch der ſchneeweiße Anzug zu den verbrannten Armen, bloßen Füßen und Mulattengeſichte ungemein drollicht aus: ſie ſpazierte auf und ab und ſchwenkte den weißen Rock, wie einen Uhrperpendikel: nichts bedauerte ſie mehr, als daß der benachbarte Waſſergraben zu ſchmutzig und das Stückchen Spiegelglas nicht bei der Hand war, wobei ſie gewöhnlich ihre bäuriſchen Reize ordnete. Die Baroneſſe nahm ſich in ihrem neuen Anzuge nicht weniger gut aus: das Mädchen hatte ihr mit Ehren nichts als einen ſtreifichten kurzen Rock abgeben können, weil ſie außer einem ſchwarzen Mieder, deſſen ſie nicht begehrte, nichts auf dem Leibe hatte.

Das Mädchen mußte ihr die ſchöne Friſur zerſtören, die ſie herzlich gern auf ihren Kopf ganz unverſehrt hinübergetragen hätte, und ihre Haare auf dem Wirbel in ein bäuriſches Neſt winden. Da das Abtragen des vornehmen Gebäudes, das mit Haarnadeln, wie mit großen Balken, durchzogen war, ſehr viel Zeit erfoderte, ſo wurde die Bäuerin bei ihrer Arbeit vermißt: der Vogt ſtörte in den Büſchen herum, um zu entdecken, ob ſie ſich vielleicht ſchlafen gelegt habe, und die beiden Damen hielten für ratſam, tiefer in den Buſch hineinzurücken. Die Umſchaffung der Friſur nahm ſo viele Zeit hinweg, daß auf der Wieſe Feierabend gemacht wurde und die Stunde der Zuſammenkunft heranrückte. Die Arbeiter gingen unter dem Kommando des Vogts nach Hauſe, und die beiden Verkleideten durch den Buſch auf einer andern Seite nach dem Garten hin. Anfangs war die Maskerade bei der Baroneſſe nur ein unüberlegter Einfall geweſen, um ſich zu beluſtigen: doch izt wollte ſie Partie davon ziehen. So ſehr ihre Begleiterin ihre Bauerkleider wieder foderte, um nicht durch zu langes Außenbleiben ſich noch ſchwerere Strafen zuzuziehn, als ohnehin ihrer wartete, ſo beſtund doch die Baroneſſe darauf, daß ſie ihr den bäuriſchen Anzug gegen ihr Negligé überlaſſen, zu ihrer Mutter, die auf dem nächſten Dorfe wohnte, gehen und ſie dort erwarten ſollte. Das Mädchen wußte ſich aus dem Vorſchlage nichts zu machen, glaubte zwar aus angewöhntem Gehorſam, daß ſie einer Baroneſſe aufs Wort folgen müſſe, ſah aber doch auch einige unangenehme Szenen von ſeiten derjenigen voraus, die dieſen Gehorſam mißbilligen könnten. Da nichts half, überwand ſie die Baroneſſe durch eine Lüge. „Närrin!“ ſprach ſie: „ich will meinem Onkel eine heimliche Freude machen. Morgen iſt ſein Namenstag: ich will mich bei deiner Mutter als eine Bäuerin anziehen: gegen Mittag wird die Tante mit ihm ins Dorf kommen, und ich werde ihm einen Blumenſtrauß überreichen. Er wird mich vermutlich nicht kennen: da wollen wir rechte Freude haben. Die Tante hat mir's ſelbſt befohlen; und ich wollte dir's anfangs nicht ſagen, aus Furcht, du möchteſt plaudern.“ —

Nun war das Mädchen auf allen Seiten ſicher geſtellt, hüpfte

und freute ſich über den Spaß, und glaubte, daß Gehorſam gegen den Vogt dem Gehorſam gegen die Gräfin und Baroneſſe nachſtehen müſſe: ſie ſchlich durch Büſche und Sträucher, um nicht geſehn zu werden, in dem weißen Negligé zu ihrer Mutter und verkündigte ihr mit lauten Freuden den hohen Beſuch, der ſie heute noch beehren würde. Die gute Mutter hatte ſo wenig Romane geleſen als ihre Tochter und argwohnte alſo nichts Schlimmes. Kaum war die überredete Dirne fort, ſo begab ſich die Baroneſſe ins Kabinett, um Heinrichen zu erwarten.

Der arme Burſche hatte endlich nach manchem Kampfe mit ſich ſelbſt, nach langem Hin- und Herwanken, ſeinem Herze einen Stoß gegeben und ſich auf den Weg gemacht: allein da es ihm nicht möglich war, Schwingern zu entfernen, ſo ließ er ſein Reiſebündel im Stiche. Sein Freund las in einem Buche, den Rücken nach der Tür gekehrt: gern wäre er ihm um den Hals geflogen, aber er mußte ſich mit einem ſtillen Abſchiede begnügen: er warf ihm einen Kuß ſtillſchweigend zu und ging mit beträuten Augen die Treppe hinunter. Schwinger las mit voller Aufmerkſamkeit und wurde ſein Weggehen nicht einmal gewahr.

Die erſte Empfindung bei ſeinem Eintritte ins Kabinett war Erſchrecken, weil er jemanden anders zu finden glaubte, als er wollte: aber die Stimme der Baroneſſe benahm ihm bald ſeine Beſorgnis. Sie war voller Freude, ſo entzückt, als wenn der Streich ſchon gelungen wäre, und tadelte ihn wegen der Ängſtlichkeit, womit er einen ſchlimmen Ausgang befürchtete, wegen der Traurigkeit, in welche ihn die Trennung von Schwingern verſetzte. Auch der Gedanke, wie nachteilig eine heimliche Flucht ſeiner Ehre ſein könne, fuhr ihm oft, wie ein Schwert, durchs Herz: tiefſinnig, von innern Kämpfen herumgetrieben, ſtund er da, und Ulrike konnte ihn mit allem Zureden, aller ihrer Freudigkeit nicht ermuntern: er wollte ſich ſelbſt in einen freudigen Taumel verſenken, aber es ging nicht: in ſeinem Kopfe ſtanden alle ſeine Nachbarn und Bekannten in großen Haufen beiſammen, redeten von ſeiner Flucht und ſcholten ihn einen Entläufer.

Was weder Wille noch eine Leidenſchaft ſonſt vermag, kann

bekanntermaßen die Liebe. Sie mußten in dem Kabinette bis zur völligen Dunkelheit eingesperrt bleiben: was war in diesem Zeitraum natürlicher, als daß man sich mit einigen Szenen künftiger Glückseligkeit unterhielt? Die Baronesse verfertigte schon ein ganzes vollständiges Gemälde davon und begeisterte Heinrichs Einbildungskraft so stark, daß er auch das Gemälde durch manchen reizenden Zug verschönerte. Ebenso natürlich kamen sie allmählich auf Szenen vergangner Glückseligkeit, und ehe man sich's versah, waren Heinrichs Gedanken bei dem schönen marmornen Knie der Baronesse, das ihm Amor einst unter der Linde, als sie den ersten Vorsatz zur Flucht faßten, bei einem Falle zeigte: seine Fantasie malte es vollends aus, schöner und herrlicher, wenigstens reizender, als Correggio und van der Werft eins geschaffen haben: seine Begierden wurden durch das Bild befeuert und rissen die Hand hastig zu einer Verwegenheit hin — schnell zog sie die Scham zurück, und aus der Verwegenheit wurde eine zärtliche Umarmung. Das Bild wich nicht von der Stelle aus seinem Kopfe: er schalt sich selbst wegen seiner Schüchternheit: die Begierde brach zum zweitenmal durch: die Hand rüstete sich zu einer zweiten Verwegenheit; und die Scham lenkte sie mitten auf ihrem Wege zu der Hand der Baronesse: aus der Verwegenheit wurde ein feuriger Händedruck. Wie ein durchbrechender Strom, sprengte plötzlich sein Blut alle Ventile durch: alle Nerven bebten von ungewohnten Schwingungen: die Begierde siegte zum drittenmale: er warf sich ungestüm an ihre Seite und — küßte sie. Die Baronesse stritt mit den nämlichen Empfindungen: der süße Schauer, der sie durchlief, als er unter der Linde mit dem Gesichte auf ihrem Busen ruhte, kehrte bei jeder leisen Berührung zurück: sie wünschte ihn wiederholt zu fühlen, und doch ließ sie die Schamhaftigkeit nichts tun als bei jeder Annäherung schüchtern den Busen an ihn drücken: einmal wagte sie ihm mit einer Umarmung zuvorzukommen, und eine glühende Röte deckte ihr Gesicht, als sie geschehn war. Die kindische Dreistigkeit war dahin.

Die Kleidung der Baronesse war ungemein geschickt, Begierden zu entflammen, und wenn sie einmal brannten, nicht leicht er-

löſchen zu laſſen. Ihr Buſen war mehr als halb offen: das Halstuch war nur leicht darüber gelegt und durch kleine Bewegungen merklich verſchoben: der kurze bäueriſche Rock deckte kaum einen handbreiten Raum unter den Knien: die Arme waren bloß und und leuchteten in der Dämmerung des Kabinetts mit verdoppelt blendender Weiße, wie Schnee in der Nacht. Dunkelheit und Stille, die beiden Vertrauten der Einbildungskraft, erhöhte bei beiden Verliebten Reizbarkeit und Reiz: der Baroneſſe deuchte Heinrich ein Genius, ein Apoll, ſeine feurigen Augen glänzten ihr, wie ein Paar Sterne, und ſein Geſicht, wie ein beſeelter Marmor: ſeine niedlichen Hände ſchienen ihr wohlgebildeter, ihr Druck ſanfter und ſeine Stimme lieblicher: es war für ſie der leibhafte Amor.

Als wenn unſichtbare Mächte ſie zueinander hinriſſen, ſtrebte, kämpfte, arbeitete ein jedes, dem geheimen Zuge zu widerſtehn und zu folgen: jedes Abendlüftchen, das durch die alten zerbrochenen Fenſterſcheiben hereinſchlich, ſchien ihnen mit der Stimme eines Liebesgottes zuzuflüſtern — „ſeid kühn und unverſchämt!" — und mit jedem Herzſchlage ertönte in ihnen ein ſtrenger Befehl — „wagt nichts!" — Aber der Rat der Liebe überſtimmte jeden Gedanken: ſie ſchlang in einem Augenblicke beider Arme um beider Schultern, warf Heinrichs Geſicht auf den klopfenden Buſen, in welchen er einſt den Schmerz ſeiner gekränkten Ehre weinte, führte ſeine verwegne Linke zu dem Saume des Rockes und — plötzlich öffnete ſich die Tür, die beiden Verliebten erwachten durch das Geräuſch aus der Trunkenheit, und vor ihren Augen ſtand — der Graf, Jakob und ſein Vater. Ihr gemeinſchaftlicher Feind war Heinrichen nachgeſchlichen, als er zur Zuſammenkunft ging, hatte, ſobald ſie beide im Kabinette waren, die Tür außen leiſe verriegelt, ſeinem Vater die Einſperrung angezeigt, der nicht zauderte, die empfangne Nachricht dem Grafen mitzuteilen; und der Graf mußte, weil er's verlangte, ſich von ihm und dem Angeber an den Ort führen laſſen: ſie beſetzten die Tür, und Jakob und ſein Vater waren ſogar mit langen Kutſcherpeitſchen bewaffnet.

Der Graf konnte vor Zorn nicht ſchelten, ſondern brauſte und ſchnaubte bloß den Befehl heraus, ſie zu fangen und ins Haus

zu führen. Jakob rückte vorwitzig an, glaubte die Peitſche nicht vergebens führen zu müſſen und holte mit der ſüßeſten Schadenfreude der Rachſucht einen Streich aus, der Heinrichs Kopf treffen ſollte: doch ſein Gegner war ſchnell, faßte die lange Peitſche, die in dem engen Raume ſchlecht regiert werden konnte, mit der Hand auf, als ſie eben auf ihn herabfallen wollte, bemächtigte ſich ihrer und ſtieß den entwaffneten Feind, der nunmehr einen Angriff mit der Fauſt wagte, zurück, daß er ſeinem hereintretenden Vater in die Arme ſtürzte und die ganze Armee um ein paar Schritte rücklings in die Flucht trieb. Jakobs Vater ergrimmte, fuhr mit blinder Wut auf den Feind los: allein das ſogenannte Kabinett, wo die Belagerung geſchah, war vor alten Zeiten ein Schießhaus geweſen und hatte folglich in dem Geſchmacke dieſer alten Zeiten ſehr niedrige Türen: der erboſte Mauleſel verlor in der Hitze das Augenmaß und rennte mit der ganzen Stärke des Angriffs ſeinen Kopf wider den oberſten Querbalken der Türöffnung, daß er vor Schmerz ächzte: er fuhr zurück, ließ die Peitſche ſinken, lehnte ſich an die Wand und hielt mit beiden Händen ſeinen ſinnloſen Kopf, den er für zerbrochen achtete. Um die Wunden ſeines Vaters zu rächen, raffte ſich der Sohn auf und griff ſo ſchnell zu, daß er mit einer Hand Heinrichen an der Bruſt feſthielt und mit der andern nach der Kehle griff — ob er ſie ihm zudrücken, oder was er ſonſt tun wollte, weiß der Himmel. Die Baroneſſe ſah ihren Heinrich kaum in ſo großer Gefahr, als ſie den Feind bei den Beinen faßte und ſie ihm ſo haſtig wegrückte, daß er ſeinen Schwerpunkt verlor und rückwärts auf die Backſteine daniederſchlug: alle vier Winkel des Kabinetts warfen, wie ſein Hirnſchädel den Fußboden traf, den leeren Schall einer hölzernen Büchſe zurück: zwar wollte er im Hinſtürzen auch den Feind mit ſich herabziehen und er hatte ihn bereits zum Sinken gebracht, allein die Baroneſſe ſtach mit einer Stecknadel, wie mit einem Speere, ſo heldenmäßig auf die umklammernden Hände, daß ſie blutend ihre Beute fahren ließen.

Izt lag ein Feind wimmernd auf der Erde, der andere trug ächzend den geſchmetterten Kopf in den Händen: der Graf allein

war noch frisch und gesund, aber zu steif, um ohne Beistand die Belagerung mit Nachdruck fortzusetzen: die Belagerten nahmen des Vorteils wahr und drangen Hand in Hand zur Tür heraus. Der Graf hielt es für eine Flucht und warf ihnen in der letzten Verzweiflung des Zornes mit ohnmächtiger Gravität sein Rohr nach: das lichtbraune Rohr für zwanzig Dukaten in Holland gekauft, stolperte, wie ein Pfeil, von einer schlaffen Sehne abgeschossen, zwei Schritte von dem Wurfe auf das Steinpflaster hin, und die porzellâne Sirene, mit zwei vollwichtigen Carldoren auf der Stelle bezahlt, brach den Hals, ihr schöngekrümmter Schwanz prellte in zehn Stücken empor, und der weitbauchichte Leib riß sich von dem vierfarbichten goldnen Ringe los, daß die Eingeweide von Werg aus dem gespaltnen Bauche hervorquollen. Der Graf hörte den tönenden Fall der geliebten Sirene und beklagte ihn mit einem lautschallenden—Ach!

Doch izt war es nicht Zeit zu Klageliedern: kaum war das Ach über die Lippen, so setzte er schon den Fliehenden in einem halben Galoppe mit krummen Knien und ausgespreiteten Beinen nach, erwischte die Baronesse bei dem streifichten groben Rocke und bildete sich ein, sie von einer schändlichen Entfliehung auf immer zurückgeholt zu haben, ob sie gleich schon völlig still stunden und nichts weniger als fliehen wollten: die Heldentat hatte ihm so viel Anstrengung gekostet, daß er dreimal keuchte, ehe er seine Truppen zum Beistande rief.

„Wir werden uns beide nicht weigern zu gehn, wohin wir sollen," fing Heinrich an, „wenn nur diese beiden Spitzbuben uns nicht berühren dürfen; kömmt uns einer zu nahe, so muß er sterben oder ich." Diese sechzehnjährige Tapferkeit begeisterte die Baronesse doppelt. „So muß er sterben oder wir!" wiederholte sie mit der Heldenstimme einer Amazonin. Jakob und sein Vater hatten genug mit ihren Köpfen zu tun, um sich der Drohung zu widersetzen: sie lasen auf Befehl des Grafen das beschundne Rohr und die Trümmern des Knopfes auf, und die beiden feindlichen Heere langten also mit zwei Verwundeten und einer toten Sirene im Schlosse an. Die Baronesse wurde von ihm

ſelbſt in ihr Zimmer geſperrt und ein Heiducke zur Wache davor geſtellt, Heinrich auf der Stelle dem andern Heiducken übergeben, um ihm vor dem Zimmer der Baroneſſe dreißig lautſchallende Stockſchläge zu erteilen und nach richtigem Empfange aus Schloß und Herrſchaft auf ewig nebſt aller ſeiner männlichen und weiblichen Nachkommenſchaft bis ins dritte und vierte Glied zu verweiſen. Der Heiducke fand ſeine Ehre durch den Auftrag beleidigt und ſchlug ihn mutig aus, aus der Urſache, weil er kein Henkersknecht oder Büttel ſein wolle.

Während daß der Graf ſo ſein Richteramt pflegte und keinen Exekutor ſeiner Sentenz finden konnte — denn alle Bedienten liefen davon, um nicht dazu aufgerufen zu werden — kam Schwinger herbei: er hatte Heinrichen, weil er ihn zu lange vermißte, aufſuchen wollen. Der Graf ſtürmte ihm mit Verweiſen ſeiner ſchlechten Aufſicht entgegen und mutete ihm die Ausübung ſeines Urteils zu: der gute Mann entſchuldigte ſich, tat Vorſtellungen wider die Strenge desſelben und bat um Unterſuchung, wie ſehr der junge Menſch ſtrafbar ſei: der aufgebrachte Graf war gegen alle Vorſtellungen taub. Er ſchickte den triumphierenden Jakob, der vor Verlangen brannte, die Exekution ſelbſt zu vollſtrecken, wenn nicht der Graf zu viel Mißtrauen gegen die Stärke ſeiner Arme gehabt hätte, noch einmal aus, herbeizurufen, wen er nur fände: aber er kam mit der Nachricht zurück, daß niemand zu finden ſei: aus Liebe für Heinrichen und aus Groll gegen ſeine Widerſacher hielt ſich jedermann verſteckt und lief willig Gefahr, ſich einen derben ungnädigen Verweis zuzuziehn. Heinrich ſah das ganze Vorſpiel zu ſeiner Züchtigung unerſchrocken an; und die eingeſperrte Baroneſſe hätte vor Ungeduld und Beſorgnis die Tür mit den Zähnen durchnagen mögen.

Da alſo von allen Seiten Unmöglichkeit war, das geſprochne Urteil zu vollſtrecken, ſo ließ man's bei der Verweiſung bewenden. „Schaffen Sie den Schurken den Augenblick aus dem Schloſſe;“ ſagte der Graf zu Schwingern; „morgen in aller Frühe ſoll er die Stadt meiden, und ſich nimmermehr wieder in meinen Landen betreten laſſen.“ — In meiner Herrſchaft, wollte der Herr Graf

ſagen, allein es entwiſchte ihm zuweilen der Ausdruck eines Souveräns. Der „Schurke“ fuhr durch Heinrichs ganze Seele mit einer verwundenden Schärfe: er rüſtete ſich ſchon zu einer Antwort, doch Schwinger riß ihn mit ſich hinweg, um ihn zu ſeinen Eltern zu führen. Die Baroneſſe lief wie unſinnig in dem verſchloſſnen Zimmer herum, als ſie hörte, daß er fortging, riß das Fenſter auf, ihm nachzuſehn, der Himmel weiß, ob nicht auch, ihm nachzuſpringen — foderte mit zornigem Ungeſtüm von den apfelgrünen Wänden des Zimmers ihren Heinrich zurück; denn ſonſt konnte ſie niemand hören.

Der Graf erhub ſich von ſeinem Richterplatze geradeswegs zur Gräfin: die gute Dame ſaß am offnen Fenſter und ſtund auf, als er zu ihr hereintrat, weil ſie glaubte, daß es der Bediente ſei, der ihr die Abendmahlzeit ankündige. Wie erſchrack ſie, als ihr die Stimme ihres Gemahls entgegenbrauſte: — „Da haben Sie die Frucht Ihrer Liebe, Ihrer übel angewandten Gnade! An Ihnen ſollt' ich meinen Zorn zuerſt auslaſſen: Sie ſind die einzige Urſache unſers Unglücks.“

Die Gräfin erſchrak, weil ſie nichts von dem Vorfalle wußte, faßte ſich gleich wieder und küßte ſeine Hand. — „Mildern Sie meine Strafe, gnädiger Herr!“ ſprach ſie mit bittendem Tone. „Ich weiß zwar nicht, wodurch ich Ihre Ungnade verdient habe“ —

„Wodurch?“ unterbrach ſie der Graf haſtig. — „Daß Sie wider meinen Willen einen Jungen aufs Schloß nahmen, der unſer Haus entehrt hat! Daß Sie bei jeder Gelegenheit ſeine Beſchützerin wurden, wenn ich darauf drang, ihn fortzujagen!“

Die Gräfin. Ich hätte freilich vorausſehen können, daß es üble Folgen haben müßte, wenn ich etwas liebte und verteidigte, das Ihnen mißfällt. Aber Sie verzeihen ja meiner Schwäche täglich —

Der Graf. Und Sie ſollten einmal aufhören, Verzeihung nötig zu haben!

Die Gräfin. Freilich könnt' ich durch Ihre Lehren und Ermahnungen weiſe geworden ſein: allein ich bin einmal ſo unglücklich, daß ich Ihre Gnade nicht verdienen ſoll.

Der Graf. Und doch wär's Ihnen ſo leicht! Wenn ſie nur hörten! nur folgten: und zwar zu rechter Zeit!

Die Gräfin. O ich elende Frau! Ich weine manche Träne über meinen Ungehorſam.

Der Graf. Aber ich will in Zukunft alle Achtung gegen Sie vergeſſen: ich will meinen Willen durchſetzen, wenn's Ihnen auch noch ſo wehe tut.

Die Gräfin. Ich bitte Sie darum, gnädiger Herr. Beugen Sie das verzärtelte Kind mit Strenge! Ihre Nachſicht verdirbt mich. Behandeln Sie mich als eine Blödſinnige, die ſich nicht ſelbſt regieren kann, ſondern regiert werden muß! Laſſen Sie mich nie einen Willen haben!

Der Graf. Das ſoll geſchehn! Ich will mich zwingen, grauſam gegen Sie zu ſein. Wenn Sie nur erkennen wollten, wie viel Güte eine ſolche Grauſamkeit iſt!

Die Gräfin. Mit Freuden, gnädiger Herr! Ich werde meine angelegenſte Bemühung daraus machen, dies einſehen zu lernen. —Darf ich indeſſen auch izt eine Verzeihung hoffen, die Sie mir ſo oft haben angedeihen laſſen? Haben Sie Mitleid mit meiner Reue, gnädiger Herr!—

Der Graf reichte ihr ſtolz die Hand zum Kuſſe dar und ſetzte mit halb entwaffnetem Zorne hinzu: „Wenn Sie nur durch Ihre Reue das Übel ungeſchehen machen könnten!"

Die Gräfin. Für das Geſchehne kann ich freilich nicht: aber für die Zukunft! Ich will Heinrichen in dieſer Minute ſelbſt ankündigen, daß er noch heute zu ſeinen Eltern zurückkehren ſoll.—

Der Graf hielt ſie zurück.—„Das iſt längſt geſchehen," ſagte er. „Er iſt fort: aber das Unglück, das er geſtiftet hat, bleibt zurück."

Die Gräfin ſtutzte: es tat ihr leid, daß man Heinrichen, wie ſie beſorgen mußte, vielleicht zu hart verabſchiedet hatte, um ſo viel mehr, da ſie ſich bloß darum ſelbſt zu ſeiner Verabſchiedung erbot, um ſie nicht zu empfindlich zu machen: demungeachtet verbarg ſie ihren Mißfallen und dankte dem Grafen ſehr freudig, daß er ihr ein unangenehmes Geſchäfte erſpart habe.

„Warum unangenehm?“ fuhr der Graf auf. „Können Sie dem Buben noch immer Ihre Gnade nicht entziehen? Er iſt ſie nicht wert, ſag' ich Ihnen.“

Die Gräfin. Er kann die meinige nicht einen Augenblick länger behalten, da er die Ihrige nicht hat. Ich haſſe ihn.

Der Graf. So werden Sie ihn verfluchen, wenn Sie das Bubenſtück wiſſen—

Die Gräfin. Verſchonen Sie mich damit, gnädiger Herr! Es ſchmerzt mich ohnehin genug, daß ich meine Gewogenheit ſo lange an einen Unwürdigen verſchwendet habe.

„Sie müſſen es wiſſen,“ fiel der Graf ein, und erzählte ihr die gemachte Entdeckung nach der Länge, und beging dabei den gewöhnlichen Kunſtgriff oder Fehler—was es unter dieſen beiden bei ihm war, will ich nicht beſtimmen—daß er die gemutmaßten Bewegungsgründe der entdeckten Zuſammenkunft für ertappte Wahrheit ausgab: er wußte gewiß, daß ſie hatten entfliehen wollen, ob er's gleich im Grunde nur als eine Möglichkeit vermuten konnte: er wußte gewiß, was im Kabinett zwiſchen den beiden Verliebten vorgegangen war, und fürchtete Folgen! ſchreckliche Folgen für die Ehre ſeines Hauſes! Die Gräfin fürchtete ſie aus Gefälligkeit mit ihm, wiewohl ſie im Herzen ganz das Gegenteil glaubte: ſie opferte dieſer traurigen Gefälligkeit die arme Baroneſſe auf, und dachte ihren Gemahl am ſicherſten wieder auszuſöhnen, wenn ſie nichts zu ihrer Verteidigung oder Entſchuldigung ſagte, ſondern ſich ohne Verhör und Unterſuchung—wie der Graf zu verfahren pflegte—zu ihrer Strafe mit ihm vereinigte.

Die erſte Strafe, die der Stolz dem Grafen eingab, war die Verbannung aus ſeiner Gegenwart und von ſeinem Schloſſe—in ſeinen Augen das Empfindlichſte, was jemanden begegnen konnte! Ulrike ſollte in dieſem Leben ſein gnädiges Angeſicht nicht wieder ſchauen: aber wohin mit ihr?—Wäre es ihm nachgegangen, ſo hätte ſie zu ihrer Mutter wandern müſſen: doch die Gräfin, die aus Liebe zur Baroneſſe dies nicht wünſchte, ſtellte ihm vor, daß es für die Baroneſſe eine unendlich größre Beſtrafung ſein müßte, wenn man ſie an einen ganz fremden Ort täte und ſie alſo

noch weiter aus der Gegenwart des Grafen verbannte. Die Vorſtellung ſchmeichelte ihm, und man beſchloß, ſie entweder zu einer alten Anverwandtin nach Berlin oder zu einer andern nach Dresden zu ſchicken und Penſion für ſie zu bezahlen — „um doch die gute Erziehung, die ihr der Graf Ohlau bisher gegeben und deren ſie ſich ſo wenig würdig gemacht habe, einigermaßen fortſetzen zu laſſen" — gab die Gräfin zur Urſache an. Auch das ſchmeichelte ihm, und alſo wurde auch das bewilligt: es ſollte an die beiden alten Damen geſchrieben werden, und welche ſie für die geringſte Penſion zu ſich nehmen wollte, die ſollte die Ehre haben, dies Meiſterſtück ſeiner Erziehung vollends auszubilden. Die Baroneſſe mußte einige Tage Arreſt auf ihrem Zimmer halten, wurde von der Gräfin heimlich über ihre Zuſammenkunft verhört, und in Anſehung ihrer Liebe unſchuldig befunden, das heißt, ſie war bei aller Unſchuld ſchlau genug, die Zuſammenkunft für eine Wirkung des Zufalls und die Umtauſchung der Kleider mit der Magd für einen Spaß auszugeben, wodurch ſie Heinrichen hätte in Verlegenheit ſetzen wollen. Die Not machte ſie ſo erfindriſch, daß ſie ihrer Lüge den völligen Anſtrich von Wahrheit gab. Die Gräfin hielt es für ausgemacht, daß ihr Gemahl ſeinen Argwohn einmal übertrieben und Dinge geſehen habe, die er nur mutmaßte, und war beinahe willens, ihn durch ein paar Schmeicheleien zur Widerrufung ſeines ſtrengen Edikts zu bewegen: doch da ihr der Aufenthalt in einer großen Stadt vorteilhaft für die Baroneſſe ſchien, ſo ſchmeichelte ſie ihm nicht und ließ ihn aus Ungnade eine Wohltat erzeigen.

Sechſtes Kapitel

Wie der Graf ſeinen Argwohn übertrieb, ſo übertrieb Schwinger die Gutmütigkeit: er mutmaßte nicht einmal etwas Strafbares in der entdeckten Zuſammenkunft, und in der feſten Überredung, daß ſeinem Freunde Unrecht geſchehe, tröſtete er ihn unterwegs und ermahnte ihn zur gelaſſnen Ertragung eines Un-

glücks, das ihm Jakobs Bosheit und seine eignen Verdienste vermutlich zugezogen hätten. — „Durch Standhaftigkeit allein kannst du deine schadenfrohen Feinde demütigen: laß dir nicht eine Klage über dein Schicksal entwischen! Leide und freue dich ihnen zum Trotze über deine Leiden! Ein Kopf und so viele Tätigkeit, wie du besitzest, überwinden Feinde und Schicksal" — so sagte der gute Mann und ging mit ihm zu seines Vaters Hause hinein.

Er vermutete von seiten der Eltern einige sehr betrübte Auftritte, wenn er ihnen Heinrichs Verweisung ankündigen würde, und machte sich deshalb auf eine Trostpredigt gefaßt: wie erstaunte er, daß er mitten in seinen Tröstungen verstummte, als sich das Gesicht des alten Herrmanns immer mehr aufheiterte, je mehr er von dem gesprochnen Urteil über seinen Sohn erfuhr. Er ließ vor Freude Schwingern nicht ausreden, sondern fiel seinem Sohn um den Hals und rief in unaufhörlichem Vergnügen: „— So ist mir's recht! so ist mir's gelegen! Nun kann etwas aus dir werden, Junge! Ich hab' es dem Grafen mit dem Teufel Dank gewußt, daß er dich zu einem Stockfische machen wollte, wie er samt allen den Schlaraffengesichtern ist, die ihm den ganzen Tag die Pfoten küssen und den Rockzipfel lecken. Nun kann etwas aus dir werden. Fort mit dir, in die weite Welt! Wer da nicht klug wird, ist eine Gans von Hause aus: so ist dein Vater zum gescheiten Kerle geworden." —

Schwingern drückte er so dankbar die Hand, als wenn er die glücklichste Botschaft überbracht hätte, ließ ihm nicht Ruhe, bis er sich niedersetzte und eine Pfeife mit ihm zu rauchen versprach. „Nillchen," rief er, „Nillchen!"

Nillchen antwortete nicht. Fama, die in solchen kleinen Städten nur in die Posaune zu hauchen braucht, um etwas, das in den verborgensten Kammern eines Hauses vorgefallen ist, zu jedermanns Wissenschaft zu bringen, hatte das Urteil des Grafen, so warm, als es aus seinem Munde hervordrang, in jedes Paar Ohren, das nicht taub war, von einem Ende des Städtchens bis zum andern ausgerufen, und das arme Nillchen, dem dieser Ruf auch in die Ohren geschallt hatte, sank in einem der Ohnmacht

ähnlichen Schrecken dahin, als ſie in der Küche — ihrem gewöhnlichen Zufluchtsorte bei bedrängten Umſtänden — Schwingers Botſchaft hörte. Kein ſchrecklicher Unglück konnte ihr in der Welt begegnen als eine ſolche Beſchimpfung, und ihre Augen ſtrömten, wie aufgezogene Schleuſen, von ihrem weiblichen Tränenvorrate große Bäche dahin.

„Nillchen! Nillchen!“ rief der Mann noch einmal voller Ungeduld, lief in die Küche und zog ſie bei dem Arme in die Stube. Schwinger, als er ihre Betrübnis wahrnahm, ſetzte ſich in Poſitur, ſeine Troſtpredigt bei ihr anzubringen: allein der Mann hieß ihn ſchweigen. „Was da?“ ſprach er, „was tröſten, betrüben und Poſſen! — Nillchen, ich habe heute große Freude an meinem Sohne erlebt: ich will mir mit dem Herrn da eine Güte dafür tun. Hier haſt du einen ganzen Gulden: geh' zum Apotheker und laß dir von ſeinem beſten Weine und von ſeinem beſten Knaſter ſo viel geben, als er dir dafür geben kann: und zwei Pfeifen, ſo lang wie ich! Der Tag iſt ſo gut wie dein Geburtstag, Heinrich. — Und Nillchen!“ fuhr er fort, als er ſie ſchluchzen hörte — „wenn du noch einmal ſo ein Geſichte machſt und ſo grunzeſt und nicht gleich freundlich ausſiehſt, wie ein Maikätzchen, mit dem Ohrzipfel nagle ich dich hier an den Tiſch an. Geh, und komme gleich wieder!“ —

Schwinger wollte die Gaſterei höflich verbitten: allein Herrmann verſicherte ihm, daß er ihn einmal mitten in einer Predigt öffentlich in der Kirche einen Schurken nennen wollte, wenn er ſein Traktament nicht annähme; und er mußte ſich darein fügen.

Wein, Tabak und Pfeifen langten an, und das Gaſtgebot wurde eröffnet. Nillchen ſetzte ſich in den Winkel, um ungeſtört ihrem Kummer nachzuhängen: ihr Mann foderte ſie zum Trinken auf, ſie ſchlug es ſeufzend aus. — „Nillchen!“ fuhr er auf, „dich ſoll der Teufel holen, wenn du nicht in der Minute luſtig wirſt: dem Grafen zum Trotze ſoll's heute hoch bei uns zugehn. Herr Schwinger! Sie klimpern ja auf dem Klavier: ſpielen Sie auf! Nillchen ſoll mit mir tanzen.“

Schwinger wurde mit Gewalt zum Klavier geführt und ihm befohlen, einen luſtigen, extraluſtigen Tanz zu ſpielen. Nillchen

wollte entwiſchen: allein er faßte ſie bei dem Arme, daß ſie vor Schmerz ſchrie, und ſchleppte ſie, die lange Pfeife im Munde, tanzend die Stube auf und nieder. Sie wollte nicht trinken, und er flößte ihr das Glas ein! der goldne Trank tat ſeine Wirkung: ſie fühlte ihr Herz um ein Glas Wein leichter und ging dieſem Tröſtungsmittel, nachdem ſie es einmal gekoſtet hatte, ſo lange nach, bis ihr der Kopf ſo ſchwer wurde, als ihr vorher das Herz geweſen war. Der alte Herrmann hatte die ausgeleerte Flaſche durch eine andre erſetzt, und die ganze Geſellſchaft war aufgeräumt, wie an einem Hochzeitstage. Schwinger wartete die Luſtbarkeit nicht bis zum höchſten Grade des Vergnügens ab, ſondern ſtahl ſich hinweg, um einen Verſuch zu machen, ob ſich nicht bei der Gräfin für Heinrichen ein Reiſegeld oder vielleicht gar eine kleine Penſion auswirken ließ, wenigſtens ſo lange, bis er ſein Unterkommen gefunden hätte.

Auch war er in ſeinem Geſuche glücklich: er paßte gerade die Zeit ab, als die Gräfin von Tafel in ihr Zimmer ging, ſtellte ſich ihr in den Weg und bat nur um einige Minuten Audienz. Die Gräfin, die bei dieſer Unterredung eine Fürbitte für den exilierten Heinrich vermutete, und beſorgte, daß auch andre ſie vermuten möchten, ſah ſich auf allen Seiten um, ob nicht etwa eine Kreatur von dem Mauleſel in der Nähe ſei, und da ſich kein ſolches gefährliches Tier blicken ließ, erlaubte ſie ihm—aber noch immer nur verſtohlnerweiſe—ſie in ihr Zimmer zu begleiten. Das Geſpräch eröffnete ſich zwar auch mit einigen, doch ſehr gemäßigten Vorwürfen über Schwingers ſchlechte Aufſicht, doch geſtund ſie ihm ſelbſt zu, daß ihr Gemahl ſich in ſeinem Argwohne übereilt, oder vielmehr von Heinrichs Feinden habe zur Übereilung verführen laſſen. Der nämliche Mund, der dem Verwieſenen vorher in des Grafen Gegenwart alles Verdienſt abgeſprochen und zum unwürdigen Buben erniedrigte, ſtimmte izt mit Schwingern in ſein Lob ein: ſie bedauerte ihn, hoffte, daß die Entfernung von ſeinen Feinden zu ſeinem Glücke gereichen werde, und als Schwinger auf den eigentlichen Punkt kam und ſie um eine Beiſteuer für ihn bat, ſo wurde ſie durch ſeine Vorſtellungen und ſeine Freundſchaft

für den jungen Menſchen ſo gerührt, daß ſie lebhaft wünſchte, etwas zu ſeinem Fortkommen beitragen zu können. Schwinger fachte die glimmende Empfindlichkeit vollends an, dankte in ſeines Freundes Namen für ihre bisherigen Wohltaten mit vieler Beredſamkeit, und ſetzte hinzu, daß er ihm ein kleines Monatsgeld aus ſeinem eignen Beutel beſtimmt habe. Nun fing ſie Feuer: ſie hielt es für entehrend, daß der Informator eine Wohltätigkeit fortſetzen ſollte, die ſie angefangen hatte. — „Sie ſollen ihm nichts geben," ſagte ſie: „ich verbiete es Ihnen. Er ſoll das Monatsgeld von mir empfangen: hab' ich ſo weit für ihn geſorgt, will ich's auch weiter tun. Aber es bleibt unter uns beiden: wenn ein Wort davon zu meines Gemahls Ohren kömmt, ſo hört die Wohltat auf." —

Sie gab ihm darauf vier Louisdor Reiſegeld für Heinrichen und die Verſicherung ihrer Gnade, wenn ſie der junge Menſch durch ſeine Aufführung verdienen werde: Schwinger bat um einen Tag Urlaub, um ſeinen Freund zu begleiten, erhielt ihn, doch unter der Bedingung, niemanden es merken zu laſſen, ſchaffte, ſobald alle Anhänger der Gegenpartei zu Bette waren, Heinrichs Sachen zu ſeinen Eltern, brachte die Nacht bei ihm zu, um ihn in aller Frühe in ſeiner Verweiſung bis zum letzten Dorfe der Herrſchaft zu begleiten.

Bei Heinrichen wurden durch dieſe Güte alle Schmerzen der Trennung von neuem aufgewiegelt: ſo ſehr ihn auch ſein Vater durch Beiſpiel und Ermahnungen zur Luſtigkeit ermunterte, ſo blieb er doch ſprachlos, niedergeſchlagen, und oft, wenn er's am wenigſten vermutete, überwältigte ihn die Betrübnis bis zu Tränen. Schwinger tat ihm den Vorſchlag, ſich nach Dresden zu wenden, weil er ihm an zwei dortige Freunde, beide Advokaten, Empfehlungsbriefe mitgeben könne, die ihm vor der Hand, bis ſich etwas Beſſres fände, den Platz eines Schreibers verſchaffen ſollten: Heinrich, der einmal von der Baroneſſe gehört hatte, daß man ſie nach Dresden tun wolle, ergriff den Vorſchlag mit ſolcher Haſtigkeit, daß Schwinger darüber ſtutzte. Der Vater war durch den Wein in die einwilligende Laune verſetzt worden: die Mutter konnte vor Traurigkeit weder billigen noch verwerfen.

Sie saß im Winkel, den Kopf niederhängend, und benetzte die netteltuchne Schürze mit ihren Zähren: der Alte saß am Tische, nickte und schnarchte: Schwinger schrieb die Briefe, und Heinrich, der sich nicht entschließen konnte, sich niederzulegen, saß tiefsinnig in einer andern Ecke: seine Einbildungskraft schweifte durch die Gefilde seines künftigen Glücks oder Unglücks, und wurde nicht selten durch Intermezzos von Schluchzen und Weinen unterbrochen. Schwinger, als er mit seiner Arbeit fertig war, konnte auch zu keinem Schlafe gelangen und vermehrte die stumme, betrübte und nur silbenweise sprechende Gruppe durch eine neue stumme Person.

Um die Abschiedsszene weniger angreifend zu machen, wollte er die Mutter entfernen und dann heimlich mit ihm fortwischen: aber es war unmöglich. Als man sich zum Abmarsche in Bereitschaft setzte, fiel der alte Herrmann dem Sohne um den Hals. „Junge!" sagte er, „mach' es, wie dein Vater! Lebe in den Tag hinein und lerne nichts mehr, als du brauchst, um zu leben! Lerne eine Profession, ein Handwerk, eine Kunst, alles, was du willst, und was du umsonst lernen kannst! Nur laß dir nicht den Satan durch den Kopf fahren, daß du ein Gelehrter oder ein großes vornehmes Tier werden willst! Oder ich erkenne dich nicht für meinen Sohn. Ich bin aus meines Vaters Hause mit acht Groschen gegangen und fortgekommen: ich gebe dir sechzehn; und du bist nicht wert, daß dich die Sonne bescheint, wenn du über Not klagst. Nimm dich vor vornehmen Leuten und Dummköpfen in acht: geh ihnen aus dem Wege, wie dein Vater! Nun packe dich und leb wohl!"

Die Mutter konnte den Abschied nicht aushalten und wollte sich in die Küche begeben: doch ihr Mann zog sie zurück. „Nillchen," rief er mit drohendem Finger, „wenn du nicht gleich lachst, so prügle ich dich, wie eine Korngarbe. Lache, sag' ich dir." — Sie wurde erbittert, riß sich los und wanderte in die Küche, dem Sammelplatze ihrer Tränen.

Unterwegs stellte ihm Schwinger das Reisegeld der Gräfin zu, doch ohne etwas von dem versprochnen Monatsgelde zu ent-

decken: auf dem Dorfe, wo ſie ſcheiden wollten, erkundigte er ſich nach der Poſt, bezahlte einen Platz für ihn und wies ihm eine Stube an, wo er ein paar Tage warten ſollte, bis ſie abgehen würde. Nachmittags ſchlich er ſich davon: den Schmerz des Abſchiedes traute er ſich nicht auszuhalten. Auf dem Rückwege faßte er den Entſchluß, Heinrichen, ſobald er eine Pfarrſtelle haben würde, zu ſich zu nehmen; und mit dieſem Vorſatze ging er ins Schloß, wie ein Witwer ins Trauerhaus, zurück.

Schwinger hatte bei Heinrichen eine Betrübnis bemerkt, die er anfangs auf niemanden als auf ſich ſelbſt zog: noch bei dem Abſchiede trug er ein außerordentliches Verlangen, wenigſtens auf ein paar Minuten, wieder ins Schloß zurückkehren zu dürfen: er wünſchte das mit ſo vieler Sehnſucht und ſo zitternder Ängſtlichkeit, daß Schwinger ſelbſt nunmehr Argwohn ſchöpfte: doch da ſeine wiederholten Fragen nichts Beſtimmtes aus ihm herauszubringen vermochten, ſo maß er's derjenigen Liebe bei, die ein Ort für ſich in uns erweckt, an welchem man ſich die erſten ſechzehn Jahre ſeines Lebens wohl befunden hat. Du guter Schwinger! Dem Orte gehörte nicht der zwanzigſte Teil des Schmerzes: Ulrike und die verhinderte Flucht mit ihr war der ganze verborgene Kummer. Indeſſen gab der Verwieſene den Plan noch nicht auf: mit der ſchmeichelnden Ausſicht, daß ſie nach Dresden zu einer alten Anverwandtin kommen, daß er dort zu einem Glücke gelangen und es mit ihr teilen werde — mit tauſend ſolchen Hoffnungen, denen nur ein ſechzehnjähriger, der Welt unkundiger Menſch einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit geben kann, ſtieg er auf die Poſt: Der Poſtknecht ſchwang die Peitſche, und die Reiſe ging fort.

Vierter Teil

Erſtes Kapitel

Erfüllt mit den ſüßeſten Träumen der Ehre und künftiger Größe — in der feſten Überredung, daß ſich unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Dresden Schwingers Freunde und alle andre Perſonen, die etwas für ihn zu tun vermöchten, um die Wette beeifern würden, ſeine Einbildungen wirklich zu machen, langte der unerfahrne Jüngling an einem heitren Morgen in der Meißner Gegend an. Zwo Nächte hindurch hatten ſich ſeine Augen keine Minute geſchloſſen: immer wandelten vor ſeiner Seele goldne Bilder vorüber, bald Liebesauftritte mit der Baroneſſe, bald Szenen der Ehre, doch keine, woran nicht Ulrike den Hauptanteil hatte: ihr Beſitz war das letzte, der vollendende Schluß bei allen Vorſpiegelungen ſeiner Einbildungskraft: ſie beleuchtete, wie eine Mittagsſonne, alle ſeine Vorſtellungen, gab ihnen Leben, Feuer und Wahrſcheinlichkeit, ſpannte alle ſeine Kräfte an. — Er wurde nicht von vier abgelebten Schecken auf dem Poſtwagen langſam fortgezogen: nein, er ſchwebte in den Wolken: die Räder, ſo ſchwerfällig ſie ſich umdrehten, rollten ihm ſchnell dahin, wie die Ideen durch ſeinen Kopf: alles um ihn herum, die ganze Poſtgeſellſchaft war für ihn vernichtet: er war allein auf der Erde.

Der Schaffner fing einige witzige Scharmützel mit ihm an, um die verſchlafne Geſellſchaft auf ſeine Unkoſten aufzuheitern: nicht ein Laut war aus ihm zu locken! Der Mann wurde über die mißlungnen Angriffe verdrießlich: er verdoppelte ſie, und weil er beſorgte, daß ſein Witz für eine ſo hölzerne Seele, wie ihm Herrmann ſchien, zu fein geweſen ſei, ſo machte er ihn izt ſo derb und plump, daß ihn auch der phlegmatiſchſte Dummkopf hätte fühlen müſſen: nicht eine Silbe wurde erwidert! Inzwiſchen fielen doch dem Träumer die öftern Anreden des witzigen Schaffners allgemach beſchwerlich: um nicht ferner durch ſie geſtört zu werden, ſtieg er aus und nahm einen Platz vorn vor der Kutſche: hier quälte ihn das Mitleid des Poſtillions, der ihm unaufhörlich über ſeinen ſchlechten Sitz kondolierte, und endlich geſellte ſich ſogar der Schaffner dazu und nötigte ihn mit ſpottender Höflich-

keit, auf den alten Platz zurückzukehren; und da die Güte nicht verfangen wollte, gebrauchte er sein Schaffneransehen, ihn zurückzubringen, und stellte ihm seine Pflicht, für die Bequemlichkeit der Passagiere zu sorgen, und die Verantwortung, die er ihm durch Beharrung in seinem Eigensinn zuziehen werde, mit so eindringendem Eifer vor, daß er nachgab und den alten Sitz wieder einnahm. Nun hagelten witzige Einfälle und Höhnereien auf ihn los: denn der Schaffner hatte der Reisegesellschaft, als er ihn zurückholte, das Wort gegeben, „ihm recht einzuheizen, wenn er ihn wieder unter dem gelben Tuche hätte." — Endlich, da aus dem Klotze schlechterdings gar keine Antwort zu ziehen war, wurde der Mann unwillig: er wandte sich mit zorniger Bewegung zu der übrigen Gesellschaft — „Daß der Teufel den Kalbeskopf holte!" sprach er pathetisch. „Ich bin doch meiner Seele! zwanzig Jahr Schaffner und habe so manchen aus Afrika und Amerika, aus Rußland und Petersburg gefahren: aber straf mich Gott! so einen Hans Morchel hab' ich noch nicht auf meiner Kutsche gehabt. So wahr mich unser Herr Gott erschaffen hat! es ist ein Pilz. Mich soll der Teufel lebendig speisen, wenn ich ihn wieder ansehe." — Wirklich drehte er ihm auch den Rücken zu und sprach die ganze Reise über kein Wort mehr.

Izt eröffnete sich die ganze herrliche Szene des Septembermorgens: unser Reisender war durch Schwingern darauf vorbereitet worden und nahm deswegen wieder einen freien Platz außer der Kutsche ein. Fantastische Felsen in düstern Schatten gehüllt, mit einer Strahlenkrone von der aufgehenden Sonne bekränzt, wanden sich in mannigfaltigen Krümmungen an der linken Seite hin: zur Rechten die breite Fläche der Elbe, die für ihn ein Meer war; auf ihr einzelne Kähne, langsam daherschwimmend, als wenn ihre Regierer noch halbschlaftrunken das Ruder regierten: an ihrem jenseitigen Ufer aufsteigende Berge mit dichtem dunkeln Buschwerk bedeckt, aus welchem die weißen schlanken Birkenstämme hier in freundschaftlichen Gruppen, dort einzeln in ungeselligen Entfernungen emporstiegen! Izt floh der Fluß von der Straße hinweg, ließ am linken Ufer bunte Wiesen und Frucht-

felder, noch halb mit dem Flore der Nacht überdeckt, und wand ſich mit der bleifarbenen Fläche nach einem Halbzirkel von Felſen hin: ſie nahmen ihn in ihre Arme auf, er wurde zum ſtehenden Meer und ſchien hier von ſeinem Laufe ausruhen zu wollen.— Die ernſte Stille der Nacht beherrſchte noch dieſe Ruheſtätte: in feierlichen Reihen ſtanden hohe Eichen, breitgewachſne Buchen und langaufgeſchoſſne Birken übereinander an dem Amphitheater der zackichten Berge und empfingen mit ehrerbietigem Warten den kommenden Fluß: für Herrmannen war dies eine melancholiſche Einſiedelei, die Öffnungen der Berge waren ihm Höhlen; in einer ſaß Ulrike und weinte, von ihrem ſtolzen Onkel in Felſen eingeſperrt: eine ungeheure See trennte ſie und ſeinen Poſtwagen: ſeine Fantaſie ſtimmte bald das Feierliche des Auftritts zur Traurigkeit um: die finſtern Eichen und Buchen ſtanden ihm in Flor tiefſinnig da, die ſtarren Birken hatten weiße Leichengewänder um ſich geworfen und ſtiegen mit ſtummer Betrübnis aus dem dunkeln Grunde hervor, den die Dämmerung, wie ein ausgebreitetes ſchwarzes Tuch, bedeckte: alles trauerte um die einſame Eingeſchloſſne, und ich bin nicht gut dafür, ob er ſie nicht endlich gar vor Schmerz in ihrer Höhle hätte ſterben laſſen: aber ſein Wagen wandte ſich nach der linken Seite hin, das traurige Amphitheater nahm von ihm Abſchied, ſtreckte ſeitwärts noch einmal den Arm nach ihm aus und—verſchwand: die Pferde ſetzten ſich bei der Wendung in Trab, und das ganze Bild einer gewaltſamen Trennung war da: er ſeufzte, hüllte die naſſen Augen in den Mantel und—welch' ein belebender Auftritt, als er ſie wieder aufſchlug! Die Pferde trabten mit ihm in ein Paradies hinein! Ein langgedehnter, rotſchimmernder Bergrücken mit wimmelnden Häuſern, Türmen, Schlöſſern, in weiße Terraſſen geteilt, woran ſich Weinreben hinanſchlangen, mit Fruchtbäumen geſchmückt, lachte ihm, wie ein glückliches Eden, entgegen: ſeine überraſchte Einbildungskraft ſchuf jedes Winzerhaus zu einem Palaſte um und erhöhte das lebhafte Kolorit der Natur bis zur Bezauberung: aus einem melancholiſchen dumpfen Kerker war er plötzlich unter den lachendſten Himmel verſetzt. Izt vergoldete der ſchiefe Mor-

genstrahl der Sonne eine hervortretende Kante, während daß der übrige Grund in dunkelrotem Schatten dalag: izt blinkte ein weißes Gebäude auf der Spitze am Ende des Horizonts herab — es war ihm ein ferner Marmorpalaſt, von einem Fürſten oder Prinzen bewohnt.

Allgemeine Regſamkeit belebte nunmehr die Szene: weitaufgeſchürzte Dorfnymphen gingen ſcharenweiſe an die frühe Arbeit; ringsum ertönten freundliche Morgengrüße, allenthalben erſchienen fröhliche Geſichter, rote Wangen und fleiſchvolle nervichte Arme, von Geſundheit und Zufriedenheit genährte Körper. Izt kam ein Trupp alter Mütter, das reichliche Morgenbrot in den Händen: mit ſtillem, weiſem Ernſte beſprechen ſie ſich über Angelegenheiten der Haushaltung, über die ſchweren Pflichten der Hausmütter, über bezauberte Kälber, die nicht wachſen wollen, und behexte Kühe, die keine Milch geben, obgleich ein doppelt heiliges Kreuz die Stalltür bezeichnet und die Hörner ein hellroter Lappen wider des Satans Argliſt und der Menſchen Bosheit bewaffnet. Izt ſchallte fernher das laute Lachen eines ſchäkernden Haufens: junge blühende Mädchen waren es, rote Geſichter auf ſchwarzbraunem Grunde, alle mutig und glühend, wie Göttinnen der Geſundheit: ihre ſpaßenden Anbeter ſchlenderten mit gebogenem Knie zwiſchen ihnen daher, trugen mit gutherziger Galanterie ihre Körbe, und aus galanter Bosheit füllten andere die Körbe ihrer Geliebten mit Steinen und Erdklumpen: die Schönen, die ſich auf feinen Scherz verſtunden, ſchleuderten den Mutwilligen die ganze Ladung an die Köpfe, daß ſie fluchend und drohend daſtunden, den Sand aus den Augen rieben oder aus den buſchichten Haaren die Erdklumpen ſchüttelten: triumphierend trabten die Nymphen davon, nur eine, die gern gehaſcht ſein wollte, verweilte zu lange, ihr braungelber Adonis erwiſchte ſie ſchnell, ſchlang um ſie die aufgeſtreiften Arme, und ſchon näherte ſich ſeine verwegne Hand dem verſchobnen Halstuche; das beſchämte Mädchen ſchrie dreimal laut, und dreimal hallte ihr keuſches Geſchrei aus den Weinbergen und vom fernen Ufer der Elbe zurück: der ganze übrige Haufen ſah wartend ihrer Beſtrafung zu und

ehrte den Sieg ihres unverschämten Liebhabers mit einem mannigstimmigen lachenden Chor; und in der ganzen Gegend lachte der Widerhall ein Triumphlied über die Bestrafung der schwarzbraunen Schöne.—Izt kamen mit eilfertigem Schritte ein paar Städter, die auf Gewinst ausgingen, die Gesichter voll Ärger über einen geschmälerten Profit; mit lebhafter Bewegung der Hände stritten sie über Projekte und Anschläge, ihren Vorteil zu vergrößern;—izt ein paar andre, die den Lohn ihrer Arbeit von gnädigen Herrschaften auf dem Lande herausbetteln wollten: Sorge für ihr Auskommen sprach aus jedem Zuge des hagren Gesichts, und Klagen über Mangel an Nahrung waren ihr Gespräch.—Hier schleppten wiederkauende Ochsen den knarrenden Pflug in langer Reihe langsam dahin: einer ihrer Monarchen pfiff der erwachten Flur ein rasches Morgenlied, ein anderer sang ein galantes Schätzel, du bist mein; dieser unterhielt sich mit seinem Stier, predigte ihm Regeln des Wohlverhaltens, lehrte ihn die Pflichten seines Berufs und spornte seine trägen Füße durch Versprechungen und Drohungen, und wenn diese nichts über sein fühlloses Herz vermochten, mit hohltönenden Hieben an; jener schlich nachdenkend, in die Wichtigkeit seines erhabnen Postens vertieft, das dampfende Pfeifchen im Munde, mit stummer Gravität neben seinem Viehe her.—Dort wallte in der Ferne eine dichte Staubwolke, von Sonnenstrahlen erhellt: in ihr rollte, schnell wie der Donnerwagen Jupiters, von vier braunen Holsteinern gezogen, eine goldlackierte Kutsche, hinten und vorn mit einem Schwarm geputzter Domestiken befrachtet, und in dem innersten Winkel des weiten leeren Kastens steckte ein schwindsüchtiges Männchen, wie eine Spinne, die ihr Gewebe dort anlegen wollte.—Kurz darauf erschien ein gnädiger Erb-, Lehn- und Gerichtsherr in einer demütigen Staubwolke, die kaum dem Qualme eines pudernden Friseurs ähnlich sah: eine gichtbrüchige, rotfuchsichte Kutsche trug den hochadligen Körper, mit drei mattherzigen Bauernpferden bespannt, die ihre Füße auf Unkosten des Rückens schonten. Wie ein Pfeil flog vor ihm auf einem leichten Rollwagen der dicke, ausgestopfte Pachter vorbei, der im vorjährigen Konkurse sein Rittergut er-

ſtanden hatte, mit leichtem Kopfnicken den gnädigen Vorgänger grüßte und ſpottend nebſt ſeinem Hans die abgezehrten Gaule an der adligen Kaleſche mit ſeinen brauſenden Hengſten verglich. Um die Lebhaftigkeit des Bildes zu vergrößern, wanderten ganze Karawanen ſchnatternder Marktweiber mit ſchnatternden Gänſen vor dem Poſtwagen vorbei: dieſer trug, jener ſchleppte ſeine Ware, einige führten ſie auf Karren, andre auf hochgetürmten Wagen: es war allenthalben nichts als gehen und kommen, fahren und reiten in einem wimmelnden Gedränge.

Herrmann fühlte ſich in eine neue Welt verſetzt; er war betäubt, hingeriſſen, überwältigt: die reizendſte Landſchaft im ſchönſten Glanze des Morgens! das laute Getöſe der Geſchäftigkeit! ſo viel Leben, Munterkeit, Tätigkeit, wohin er nur blickte! — Das ganze beſeelte Gemälde drang mit ſtürmiſcher Gewalt auf alle ſeine Sinne los: er konnte ſich nicht eher als bei der nächſten Einkehr von der Berauſchung ſo mannigfaltiger, überfüllender Bilder erholen. Indeſſen daß die übrige Geſellſchaft ſich in der dumpfen Wirtsſtube mit dem Frühſtück labte, ſchlich er einſam und tiefdenkend längs dem Dorfe hinan. Bald ging er in Gedanken mit Ulriken ſo fröhlich und ſchäkernd durch die arkadiſchen Fluren, wie er kurz vorher Bäuerinnen mit ihren glücklichen Liebhabern zur Arbeit hatte auswandern ſehn: o wie beneidete er das glückſelige Volk! wie wünſchte er, ihnen gleich zu ſein! Schon machte er Entwürfe, wie er von dem Gelde, das Ulriken von ihrer Erbſchaft zufallen mußte, ein Bauergut kaufen wollte — oder vielmehr er hatte in ſeiner täuſchenden Einbildung ſchon wirklich eins gekauft: der Prozeß war geendigt, das Geld ausgezahlt, Ulrike ſeine Frau, er ging ſchon an ihrem Arme ins Feld, ſäte und erntete mit ihr ein, ſaß ſchon leibhaftig mit ihr auf dem Stein vor ſeinem ländlichen Häuschen in der Abendkühlung, und ein Schwarm von kleiner Nachkommenſchaft ſpielte dem ſechzehnjährigen Herrn Papa um den Schoß. Er zerfloß vor inniger Freude, vor ſanfter Rührung über ſein Glück: er hätte weinen mögen, daß er nicht zaubern konnte, um es auf der Stelle wirklich zu machen.

Brauſend und ſchnaubend flogen zwei Iſabellen mit einem leichten Viſavis daher, den ein Herr und eine Dame füllten: Scherz, Vertraulichkeit und Vergnügen lächelte aus ihren Geſichtern durch die Öffnung des Fenſters — weg war aus Herrmanns Kopfe die ganze ländliche Glückſeligkeit! mit dem erſten Brauſen der Pferde rein weggeblaſen! Er ging nicht mehr an Ulrikens Hand zu Fuße ins Feld: nein, er fuhr ihr gegenüber in dem nämlichen Viſavis, mit der nämlichen frohen Vertraulichkeit, als ein reicher Mann, durch die grüßenden Reihen der gaffenden Dorfkinder, mit Ehre und Rang geziert, und der Himmel weiß, ob er ſich nicht gar adeln ließ, ſein Kleid mit einem Sterne und die Schulter mit einem Ordensbande ſchmückte. Mit ſtolzem, edlem Schritte wandelte er daher, wie auf den Schwingen der Ehre getragen: der Poſtillion blies — o das verdammte Poſthorn! Wie eine Sterbeglocke klang's! Sein rauhes Stöhnen verſcheuchte den Traum ſeiner Größe, und traurig und ſeufzend kroch er unter das gelbe Gewölbe der Poſtkutſche und mußte, ſtatt Ulriken, mit einer alten, ſinnnichten, verwachſenen Jüdin vorliebnehmen, die er izt zum erſtenmale mit großem Ekel an ſeiner Seite wahrnahm, ob ſie gleich den halben Weg über ſchon neben ihm geſeſſen hatte. Die beräucherte Tapezierung des Wagens und die widrige Nachbarſchaft verſetzte ihn den ganzen übrigen Weg in ſo üble Laune, daß er ſich von Herzen über die ekelhafte Häßlichkeit ärgerte, womit der Gott der Iſraeliten ſeine hebräiſche Nachbarin gebrandmalt hatte. Der Weg deuchte ihm hundert Meilen lang.

Endlich rumpelte das ſchwerfällige Fuhrwerk durch den Schlag übers Pflaſter ſtoßend und werfend daher: man hielt, man examinierte: ein neues Wunder für unſern Reiſenden! Zum Unglücke erkundigte ſich der Torſchreiber bei ihm zuerſt nach Dero Namen und Charakter: dem armen Heinrich ward angſt, wie in der Hölle: er faßte ſich hurtig zuſammen und tat der Anfrage mit ſo aufrichtiger Umſtändlichkeit Genüge, daß er Taufnamen und Geſchlechtsnamen nebſt Geburtsjahr, Namen und Charakter ſeiner Eltern genau und pünklich referierte: die übrige Geſellſchaft lachte, hielt es für Fopperei und wunderte ſich, daß ein Menſch,

der den ganzen Weg über kein Wort geredet hatte, einer so beißenden Antwort fähig sei: der Torschreiber wußte selbst nicht, woran er war, ob er's für Spötterei oder Einfalt nehmen sollte, und da ihm die raffinierte Miene des jungen Menschen das letzte nicht wahrscheinlich machte, so hielt er sich ans erste und verwies ihm mit derbem Tone seine Naseweisheit und versicherte ihn, daß er an seines gnädigsten Herrn Statt hier stehe und auf seinen Befehl frage, wer er sei: der arme Bursche glaubte ein Verbrechen der beleidigten Majestät begangen zu haben, und konnte gar keine Ursache finden, warum der Landsherr so neugierig nach seinem Namen sei, daß er ihn auf ausdrücklichen Befehl darum fragen lasse. Er wußte in seiner ganzen Seele keinen andern Rat zu finden, als daß er den Torschreiber demütig ersuchte, wegen seines Versehens in seinem Namen bei seiner Durchlaucht untertänigst um Verzeihung zu bitten. Der Torschreiber, der seine Reue für fortgesetzten Spott ansah, brannte lichterloh vor Zorne, sprudelte ihm die schrecklichsten Flüche und Drohungen ins Gesicht: der gute Heinrich ward blaß wie eine Leiche, vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen sollten, zitterte und bebte. Der Schaffner loderte auch auf, daß er so langes Anhalten veranlaßte, und stürmte wie ein Wütender auf ihn los: da saß der arme Betäubte, wie sinnlos, wußte nicht, was er begangen hatte, und noch weniger, wie er's wieder gut machen sollte, konnte weder denken noch reden! — „Straf mich Gott!" rief der Schaffner, „mit dem Menschen ist's im Oberstübchen nicht richtig: den ganzen Weg über hat er vor sich hingesehn wie ein kranker Mops, und nun weiß er nicht einmal seinen Namen! So wahr ein Gott im Himmel ist! der Pinsel weiß viel, ob er einen Vater hat. Man sollte sich's nicht so vorstellen, bei meiner Seele! nicht so arg! Ist ein getaufter Christ, in der Christenheit geboren und erzogen, und kann dem Torschreiber nicht einmal antworten!" — Die finnichte Jüdin fand sich durch die Rede des Schaffners mittelbarerweise beleidigt und öffnete ihre aufgeworfenen Lippen zu Herrmanns Verteidigung, befragte ihn noch einmal Punkt für Punkt, er antwortete Punkt für Punkt wie zuvor: die ganze Gesellschaft erklärte ihn für einfältig, und

der Torſchreiber ließ mit verächtlichem Mitleid ſeinen Zorn erlöſchen und den Wagen fahren.

Man ſtieg aus, der unerfahrne Heinrich wollte ſeine Habſeligkeit herausnehmen: gebieteriſch wurde er davon zurückgeſcheucht — neue Verlegenheit! Er ſtand neben dem Schilderhäuschen und ſann ernſthaft nach, warum man ihm ſein paar Hemden und die ſchwarzen Sonntagsbeinkleider nehmen wolle — denn er gab ſie für ganz verloren — er bildete ſich ein, daß es ebenfalls ſo auf Befehl geſchehe, wie er um ſeinen Namen befragt worden war: und mit vieler Bewegung nahm er bei ſich von den ſchönen Sonntagsbeinkleidern Abſchied, als man ſein Kufferchen ins Haus ſchaffte. Nun betrübte er ſich erſt, daß er ſeine Vaterſtadt, wo ihn jede Katze kannte, hatte verlaſſen und in ein Land auswandern müſſen, wo er nichts als fremde Geſichter ſah: außerdem war er ſo lange her Schwingers ſanfte, gefällige Freundlichkeit gewohnt, er war nie anders als in gütigem Tone angeredet worden: doch hier ſprach jedermann ſo ſcharf und raſch, daß er alle Leute in grauen, gelben, blauen Röcken, die bei dem Abpacken herumwimmelten, für erzürnt hielt; und auf die haſtige Frage, welches ſein Kuffer ſei, näherte er ſich ihm furchtſam und wies, ohne reden zu können, halb zum Fliehen fertig, mit dem Zeigefinger darauf. — „Dieſer?" fragte der Poſtbediente mit der nämlichen Haſtigkeit noch einmal. — Er flüſterte ein halbverſchlucktes Ja. Eine Minute darauf fragte ein Mann im grautuchnen Überrocke abermals nach ſeinem Kuffer: er konnte gar nicht begreifen, warum ſein bißchen Habſeligkeit alle die Leute ſo ſehr intereſſierte: allein dieſer Mann tat ſeine Anfrage leutſelig und mit einem tiefen Gruße; das gab ihm Mut: er antwortete hurtig mit einer Verbeugung von der erſten Größe: der Mann erſuchte ihn zu öffnen: ehrfurchtsvoll nahm er den Hut unter dem Arm und ſchloß eilfertig auf. Die Entdeckung war bald gemacht, daß er nichts Strafbares enthielt, und es wurde erlaubt, ihn wegzuſchaffen: wie ſeinem Freunde, ſeinem Wohltäter, drückte er dem Manne die Hand und dankte verbindlich, daß er ihm den Kuffer wiedergeſchenkt habe: der Viſitator reichte ihm ſehr freundlich die Rechte

dar und zog ſie, verdrießlich über den leeren Dank, langſam wieder zurück.

Die Not war noch nicht aus. Verlaſſen ſtand der arme Burſche da, und niemand bot ihm eine Wohnung an. Die überhäuften Gegenſtände, das Getöſe, der Sturm des Torſchreibers hatten ihn ſo verwirrt, daß es um alle ſeine Beſonnenheit geſchehen war: Unerfahrenheit im Weltlaufe macht auch den beſten Verſtand blöde, und ſcharfſinnige Gelehrte haben ſich bei ähnlichen Gelegenheiten, wenn ſie ihnen zum erſten Male aufſtießen, nicht mit größrer Entſchloſſenheit betragen als Heinrich. Er ging auf und ab, und dachte mit Herzeleid an das Schloß des Grafen von Ohlau zurück, wo er mit römiſchen Kaiſern und griechiſchen Feldherrn wie mit Brüdern umging, wo ihm regelmäßig Eſſen und Trinken gebracht wurde, ohne daß er einen Laut darum verlor, und hier!—ach! hier bekümmerte ſich niemand um ihn, als wenn er gar nicht unter die eſſenden und trinkenden Kreaturen gehörte. Ein geſchäftiger Gelbrock rennte vor ihm vorbei: Heinrich fragte ihn ſehr höflich, wo er wohnen ſollte: Der Mann hielt ein wenig an, ſah ihm ſtarr ins Geſicht: jener wiederholte mit einer tiefen Verbeugung ſeine Frage—„Wo Sie wollen!“ antwortete der Gelbrock haſtig und ging. Eine ſolche Liebloſigkeit war über alle ſeine Begriffe.

Endlich erſchien der Lohnlakai und erkundigte ſich, den Hut in der Hand, ſehr menſchenfreundlich, ob er eines Bedienten benötigt ſei. „Ach, wenn ich nur erſt wüßte, wo ich wohnen ſollte!“ ſprach Herrmann mit einem tiefen Seufzer.—Nun wurde bald Rat geſchafft: mit einer Eilfertigkeit, als wenn er ſich den Kopf zerſtoßen wollte, lief der Lakai Treppe auf, Treppe ab, und lud ihn kurze Zeit darauf mit vielen Komplimenten auf das Zimmer ein. Heinrich, der den geputzten Lohnlakai für nichts weniger als einen Lakai hielt, komplimentierte mit ihm die Treppe hinauf und dankte in einem Atem für ſeine Gütigkeit. Wie hatte ſich die Szene plötzlich verändert! Nunmehr erkundigte ſich ſein neuer Botſchafter alle Augenblicke, ob er dies, ob er jenes bedürfe, bat ihn, nur zu befehlen, und er entſchuldigte ſich ſehr liebreich, daß

er ihn nicht bemühen wolle: er mochte nur reden, nur winken, und man war zu seinem Befehle. Er schien sich jetzt ein kleiner Zeus, der von der Höhe seines tapezierten Zimmers mit einem Hauptschütteln eine kleine Welt regierte. Es fanden sich sogleich eine große Menge Leute ein, die ihm ihre Waren anboten: er dankte mit vieler Güte für ihre Bemühung, und fand die Menschen hier zu Lande ungleich liebreicher als in seiner Vaterstadt, daß sie so für das Wohlsein der Fremden besorgt waren. Der Zulauf wurde immer stärker: Mannspersonen und Weiber kamen und wünschten ihm zu seiner Ankunft Glück. — „Da sieht man recht," dachte er bei sich, „wie es in der großen Stadt anders ist als bei mir zu Hause! Das heißt doch höflichkeit!" — Die höflichen Leute fingen an, ihm ihr Elend mit der höchsten Bettlerberedsamkeit vorzustellen; dieser hatte eine totsterbenskranke Frau zu Hause, die nun seit Jahr und Tag an der Schwerenot, Gott sei bei uns! hart daniederlag und zuweilen so heftig schrie, daß man es aus Friedrichstadt in Altdresden hörte; jene hatte eilf unerzogne Kinder zu Hause, wovon neune schon seit Jahr und Tag gefährlich krank lagen, der Mann war an Händen und Füßen lahm, und sie, für ihre selbsteigne Person, hatte einen großen Ansatz zur Wassersucht — es war ein Jammer, daß es einem Stein in der Erde hätte erbarmen mögen; ein Bursche, frisch und gesund, hatte einen gichtbrüchigen Großvater, zwei lahme Eltern und dreizehn ungesunde Schwestern zu Hause, die alle mit der englischen Krankheit behaftet waren. Heinrichs Herz zerschmolz von tiefgerührtem Mitleide bei ihren Tränen, Zähren traten ihm ins Auge, und er hielt es für seine Pflicht, so höflichen Leuten mit einer reichlichen Wohltat für ihren Glückwunsch zu danken.

Er wunderte sich gegen den Lohnlakai, als er den Tisch deckte, außerordentlich über die zahlreichen Familien hier zu Lande, und versicherte, daß dergleichen bei ihm zu Hause gar nicht zu finden wären. — „Ach," antwortete der Lakai lachend, „glauben Sie's denn? Sie werden nicht ungnädig nehmen, Sie sind noch ein junger Herr und zu gutherzig: solchen Leuten müssen Sie nichts geben, oder doch sehr wenig; das ist eitel loses Gesindel." —

„Aber ſie taten doch ſo kläglich, daß man gerührt werden mußte.“ —

„Ach,“ erwiderte der Lakai mit dem nämlichen Lachen, „für zwei Dreier weinen Ihnen die Leute eine halbe Stunde, wenn Sie's haben wollen. Man könnte hier ein Raritätenkabinett von Bettlern anlegen: in den ſchönſten Kleidern gehn ſie herum, wie die Pfauen; ſie brauchen's freilich: aber ſehen Sie, gnädiger Herr — ich weiß nicht, ob ich Sie recht tituliere — ſehen Sie! wenn ich etwas zu ſagen hätte, das Ding ſollte ganz anders werden.“ —

Heinrich befragte ihn, wie er das zu machen gedächte — „Sehn Sie!“ erwiderte der Lakai, „wenn ich etwas zu ſagen hätte — Befehlen Sie etwa die Suppe?“

Er ging, trat mit ihr herein, und mit dem Hereintreten begann er ſchon wieder — „Sehn Sie! wenn ich etwas zu ſagen hätte — Befehlen Sie auch Wein?“

Er holte ihn; und ſo trat er ſechsmal ins Zimmer mit einem „Sehn Sie! wenn ich etwas zu ſagen hätte“ — und erkundigte ſich jedesmal nach einem Bedürfniſſe: denn er hatte das Unglück, daß er nicht eher an den Löffel dachte, als bis die Suppe daſtand, noch ans Meſſer, als bis man das Fleiſch ſchneiden wollte. Da alle Notwendigkeiten auf die Weiſe einzeln herbeigeſchafft waren, drang Herrmann von neuem in ihn, ſein Bettlerprojekt zu entdecken: denn der gutherzige Burſche, der noch zu wenig fremdes, wahres und erdichtetes Leiden kannte, um ihm nicht ſogleich abhelfen zu wollen, hatte während des Eſſens bei ſich ſelbſt ernſtlich überlegt, wie man's dahin bringen könne, daß niemand mehr in der Welt arm und elend ſei. — „Sehn Sie!“ fing der Bediente wieder an, „wenn ich etwas zu ſagen hätte — ſehn Sie! da ſagt' ich den Leuten geradezu, Ihr ſollt nicht betteln! und wer's dennoch täte, der müßte — Befehlen Sie dieſen Nachmittag auszugehn?“

Das Projekt blieb abermals ſtecken und kam auch zeitlebens nicht völlig zum Vorſchein.

Zweites Kapitel

Das erſte nötige Geſchäfte war, Schwingers Briefe zu überliefern. Er wollte ſich zu dem Ende mit ſeinen ſchönen ſchwarzen Sonntagsbeinkleidern, mit ſtattlich breiten genähten Manſchetten und der ganzen übrigen Feierkleidung ſchmücken, die er ausgebreitet unterdeſſen auf den Tiſch legte, um ſich von dem ankommenden Friſeur adoniſieren zu laſſen. Der kurze dicke Pudergeiſt nennte ihm eine Menge Friſierarten her und bat, darunter auszuleſen, und friſierte und ſchwatzte unaufhörlich, ohne ihm Zeit zur Wahl zu laſſen. Heinrich war noch ganz bei den Bettelleuten mit ſeinen Gedanken und fragte auch bei dem Friſeur an, ob man denn gar nichts täte, um dem Elende der armen Leute abzuhelfen. Der Friſeur hielt inne, reckte ihm ſein rechtes Ohr dicht vor den Mund hin und ſchrie „Was?“ — Heinrich wiederholte ſeine Frage. — „O ja!“ antwortete der Burſche und hieb mit weitausgeholtem Kamme keuchend in die Haare hinein — „O ja! man trägt ſie izt einen Finger breit über'm Ohre.“

Heinrich merkte, daß er ihn nicht verſtanden hatte, und weil er's für unhöflich hielt, zum drittenmal zu fragen, ließ er's dabei bewenden. Die zahlreichen Familien hier zu Lande fielen ihm wieder ein, und er erkundigte ſich bei dem Pudergotte, wie viel er Schweſtern habe.

„Welche Sie befehlen, junger Herr!“ ſchrie der Friſeur. „Eine offne, eine lange, eine kurze, eine dicke, eine dünne — ich mach' ſie, wie Sie befehlen.“ — Abermals mißverſtanden!

So ſetzten ſie das Geſpräch eine Zeit lang fort: immer tat er das Gegenteil von dem, was Heinrich verlangte. Beim Abſchiede wollte er kein Geld nehmen, weil er ſchon auf den künftigen Morgen wieder beſtellt war: Heinrich fand die Höflichkeit etwas übertrieben und drang in ihn, ein Geſchenk anzunehmen, da er den Preis ſeiner Arbeit nicht beſtimmen wollte: allein der taube Friſeur machte einen Reverenz und wackelte fort, ohne auf ſeine Bitten zu hören.

„Dergleichen Höflichkeit hätt' ich mir beim erſten Eintritte ins Haus nicht vermutet!“ dachte Herrmann bei ſich. „Die Leute

ſind doch wahrhaftig viel beſſer als bei mir zu Hauſe.“ — Während daß er dieſe Betrachtungen fortſetzte, legte er ſeinen Staat an, erblickte ſich mit Freuden, ſchön wie einen Königsſohn, im Spiegel, und die Reiſe ging fort. Unterwegs freute er ſich ſchon auf den liebreichen Empfang, womit ihn Schwingers Freunde beehren würden, ſann auf Komplimente, ihre Höflichkeit zu erwidern, und ſah vor begeiſternder Erwartung kein einziges von den ſchönen Häuſern, die ihm der Lohnlakai zeigte. Er langte an: er glaubte nur Schwingern nennen zu dürfen, um mit ausgebreiteten Armen empfangen zu werden. Der Bediente, bei dem er ſich meldete, kannte keinen Schwinger, erkundigte ſich kalt nach ſeinem Verlangen, nahm ihm den Brief ab und trug ihn zum Herrn. Schon rüſtete ſich Heinrich zu einem der auserleſenſten Reverenze und harrte mit freudiger Ungeduld auf die Erſcheinung ſeines Patrons. Der Bediente kam zurück: „Es iſt gut,“ ſagte er; „Sie ſollen morgen früh um acht Uhr wiederkommen.“ — Der unerfahrne Burſche wußte ſich das Phänomen nicht zu erklären: er empfahl ſich voller Erſtaunen und konnte auch ſeinem Lohnlakai nicht verhehlen, daß die Leute, die ihn heute bei ſeiner Ankunft beſuchten, viel höflicher geweſen wären. — „Ja, ſehn Sie!“ antwortete der Bediente, „der Herr iſt vor kurzem in ein ſehr hohes Amt gerückt: das iſt ein vornehmer Mann!“ —

Zu dem Beſuche bei Schwingers zweiten Freunde kam er mit verminderter Erwartung und fand auch Urſache, zufrieden mit der Aufnahme zu ſein. Der Mann war in kein hohes Amt unterdeſſen gerückt, ſondern noch Advokat und freute ſich deswegen ungemein über Schwingers Andenken. Mit der gutmütigſten Freude zog er das blauſamtne Mützchen vom Kopfe, ſo oft Heinrich ſeinen Freund nannte und der guten Meinung gedachte, die er von ihm habe: er bot alle mögliche Dienſte an und ward recht unruhig, als er nach einigem Nachdenken fand, daß er ſie ihm nicht auf der Stelle erzeigen könnte. — „Hm! hm!“ brummte er vor ſich hin, ſann und rückte verdrießlich das Samtmützchen im Kreiſe auf dem Kopfe herum: „braucht denn niemand einen Schreiber? Gar niemand? Hm! hm! fatal! recht fatal.“ — Man

ſah ihm in allen Zügen des Geſichts den Schmerz an, daß er ihn mit einer bloßen Vertröſtung von ſich laſſen mußte: er konnte das unmöglich ohne einen gewagten Verſuch übers Herz bringen. Er lief zur Frau Gemahlin, führte ſie herbei und erſuchte ſie inſtändigſt, dem jungen Menſchen einen Platz im Hauſe zu verſtatten: er ſtreichelte ihr die Hände, liebkoſte und bat ſie, wie ein Kind. Die Frau Gemahlin antwortete mit prezioſem Tone: „Das weißt du ja ſelber, Papachen, daß wir keinen Platz haben: nein, das kann ich nicht, Papachen. Vielleicht in einigen Wochen oder Monaten! wenn dein Schreiber abgeht: aber ich kann nichts verſprechen.“ — Der Mann verdoppelte ſeine Bitten und flehte demütigſt, ihn wenigſtens zum Abendeſſen dazubehalten. — „Nein, Papachen, das kann ich heute nicht, war abermals ihre Antwort: vielleicht ein andermal, wenn uns Gott Leben und Geſundheit gibt.“ — Der Mann wußte vor Verlegenheit nicht, was er tun ſollte; und da es ihm ſchlechterdings nicht möglich war, jemanden, der ihn intereſſierte, ungegeſſen von ſich zu laſſen, ſo holte er ein Schächtelchen Magenmorſchellen aus einem Schranke und verehrte, als ſeine Frau den Rücken wandte, ſeinem Gaſte heimlich drei große Stücken davon, nahm höchſtunruhigen Abſchied und verſprach ſeine tätigſten Dienſte auf das feierlichſte, mit vielem Händedrücken und Backenſtreicheln.

Weil es noch ſehr zeitig am Tage war, entſchloß er ſich auf Zureden ſeines Begleiters, einen Spaziergang zu machen, um die Stadt zu ſehn. Er wanderte mutig und froh über die Freundſchaftsverſicherungen des dienſtfertigen Advokaten der katholiſchen Kirche zu, bewunderte, in Erſtaunen verloren, die majeſtätiſche Brücke mit herauf- und hinabgehenden Menſchen mit mannigfaltiger Vermiſchung, mit herauf- und hinabfahrenden Karoſſen, Wagen, Karren, Trägern und Reitern erfüllt: er weidete ſich unerſättlich an dem herrlichen Schauſpiele: in ſeinen Augen war es eine kleine Welt, die hier zwiſchen Himmel und Waſſer ſchwebte. Er tat einen Gang über ſie hin und brach mit entzückter Selbſtvergeſſenheit in laute Bewundrung aus, als auf beiden Seiten das ſchönſte Theater in bezauberndem Reize vor ihm ſtand. Gär-

ten und Pavillons, die ihm in der Luft zu hängen ſchienen, Häuſer, ferne Paläſte an beiden Ufern hin, und über den lang daherwallenden Strom hinaus am Ende der Ausſicht einen ſchieflaufenden Bergrücken, mit bunten Häuſern, einzelnen Bäumen und maleriſchen Einzäunungen überſtreut und mit hohem, dunkelgrünem Walde in mannigfaltigen Krümmungen bekrönt: er hatte nie des Anblicks genug. Nicht weniger verweilte er auf dem Rückwege bei der andern Seite der Ausſicht und vermehrte die Anzahl der Neugierigen, die Geländer und Bogen beſetzt hatten, um den Maſt eines Schiffes mit langen Zurüſtungen niederſenken zu ſehen, das dem ſchießenden Strome entgegen durch die Wölbung der Brücke gezogen werden ſollte: die Zuſchauer äußerten mit der lebhafteſten Teilnehmung Beſorgnis und Erwartung, Tadel und Bewundrung über die Maßregeln der Zimmerleute und Schiffer, die, wie Eichhörner, auf der Bedachung des Schiffs herumſprangen, ſchrien, ſchalten, zankten, anordneten, izt mit angeſtrengten Kräften dem fallenden Baume das Gegengewicht hielten, izt müßig, auf ihre Hebebäume gelehnt, daſtanden und plaudernd und pfeifend in den wallenden Strom ſahn. Beladne Kähne mit roten flatternden Wimpeln ſchwammen fern daher auf der ausgeſpannten Fläche des Waſſers: mit ſchnellerm Laufe fuhren andre, vom Strome begünſtigt, vor ihnen vorbei, grüßten mit lautem Zuruf die Kommenden, empfingen und gaben mit treffendem Schifferwitze Grüße von wartenden Mädchen, verliebten Weibern und eiferſüchtigen Ehemännern; und eine Kanonade von helltönendem Gelächter war der Abſchied. Andre ruhten am Ufer: mit tätiger Emſigkeit ſtieg man in ſie hinab und entlud ſie ihrer Bürde: hier wurden verwundete Fahrzeuge zur unvermuteten Reiſe eilfertig ausgebeſſert: dort ſtand auf dem umgekehrten Bauche eines anderen ein Trupp Zimmerleute um den Herrn des Kahns in ernſte Beratſchlagung vertieft, wie man mit leichten Koſten dem zerlöcherten Patienten vollkommne dauerhafte Geſundheit verſchaffen könne: bedenklich, wie ein Arzt bei einer gefährlichen Kriſis, ſchüttelte der Zimmermeiſter über dem hoffnungsloſen Gebäude den Kopf, und betrübt kraute der Patron ſich den Kopf.

Tagelang hätte Heinrich bei einem für ihn ganz neuen Schauſpiele verweilen mögen, wenn ihn nicht ſein ungeſtümer Begleiter beſtändig zum Abmarſche ermahnte: nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt riß er ſich endlich los, doch mit dem feſten Vorſatze, oft zurückzukehren.

Kaum näherte er ſich der katholiſchen Kirche, als ihn von der Seite eine Knabenſtimme anfiel. — „Mein junges ſchönes Herrchen," tönte ihm in das linke Ohr, „der liebe Gott hat Sie gar zu ſchön gemacht, und er wird Sie noch ſchöner machen, wenn Sie einem armen Jungen auch etwas mitteilen." — Der unerwartete Lobſpruch riß ſeine Hand nach der Taſche hin: er gab dem Schmeichler ein Zweigroſchenſtück. Der Bube zeigte es triumphierend und hüpfend ſeinen Kameraden zwiſchen den emporgehaltnen Fingern; und kaum ſahen ſie es blinken, ſo ſchoß eine ganze Kuppel, wie wütend, auf den Wohltäter los: gleich Hunden, die eine Beute erwiſcht haben, packten ſie ihn feſt, als wenn ſie ſich in ſeine ganze Perſon teilen wollten. Jeder bekam ſo viel als der Vorige, und nur einer, der die Schmeicheleien der andern mit einem „gnädiger Herr" überbot, erhielt doppelt ſo viel.

„Ihre hochwohlgeborne Gnaden" — rief eine alte zerlumpte Frau, die auf einem Steine bei der Kirche ſaß und ſich langſam und zitternd zu ihm hinbewegte. So eine Höflichkeit war etwas wert: er bezahlte ſie mit einem halben Gulden. Die Alte erſchrak über die Größe des Geſchenks, wackelte ihm mit gefaltnen Händen nach und betete mit lauter Stimme zwo lange Strophen aus einem Kirchenliede, die der Lohnlakai aus mechaniſcher Andacht murmelnd nachſprach: dann fuhr ſie ihm nach dem Rockzipfel und küßte ihn, eh' er's wehren konnte.

„Wenn doch die Leute hierzulande nicht ſo entſetzlich höflich wären!" dachte Heinrich, als er in die Taſche griff und ſeinen Geldvorrat merklich vermindert fühlte. Indem er's dachte, erſchienen die Buben, die er ſchon einmal beſchenkt hatte und um die Kirche herumgeſchlichen waren, zum zweiten Male und ſtürmten mit Exzellenzen und Gnaden ſo gewalttätig auf ihn zu, daß er dem Angriffe nicht widerſtehen konnte: Gutherzigkeit und Eitelkeit leerten ſeine ganze Taſche unter ſie aus.

Den Abend brachte er nach ſeiner Rückkunft unter mancherlei angenehmen Träumereien hin, worunter ſich, wie ein Geſpenſt, die traurige Vermutung miſchte, daß es ihm mit der Zeit und zwar ſehr bald an Gelde fehlen könne: — „aber Schwingers vornehmer Freund, der in ſo ein hohes Amt vor kurzem gerückt iſt und mich morgen früh zu ſich beſtellt hat, wird mir ſchon helfen" — tröſtete er ſich; und die Hoffnung drückte ihm die Augen zu.

Drittes Kapitel

Zur beſtimmten Stunde flog er am folgenden Morgen zu ſeinem Patrone. Der Bediente ſtellte eine lange Unterſuchung mit ihm an, und hieß ihn endlich warten. Nach einer halben Stunde öffnete er einen Flügel der Tür, ging voran und gebot, ihm nachzufolgen. Die Wanderung geſchah durchs ganze Stockwerk, wenigſtens durch fünf bis ſechs große Zimmer, und am Ende ſteckte er ihn in ein kleines enges Stübchen, wo er ihn abermals warten hieß. In einer halben Viertelſtunde trat der halbangekleidete Patron durch eine Nebentür auf, eine Büchſe mit Zahnpulver in der einen Hand, in der anderen ein Bürſtchen, womit er die breiten Zähne ſcheuerte, daß ein roſenfarbener müskierter Sprühregen aus dem Munde hervorſprützte. Er blieb in dieſer Beſchäftigung lange ſtumm bei der Tür ſtehen und überlegte bei ſich, ob er den jungen Menſchen Sie oder Er nennen ſollte: endlich wählte er einen klugen Mittelweg und fragte — „was will man?" — Herrmann tat ſeinen Vortrag. — „Alſo lebt Schwinger noch?" unterbrach ihn der Patron. Heinrich führte ihm den geſtern abgegebnen Brief zur Beantwortung der Frage zu Gemüte: der Patron beſann ſich — „Ja, ich hab' ihn geleſen," ſprach er. „Wenn ſich etwas findet, worinne ich dienen kann, ſo darf man ſich nur an mich wenden: ich werde mir ein Vergnügen daraus machen" — huſtete und ging ab.

Erſtaunt ſtand Heinrich da und wußte nicht, ob er gehn oder bleiben ſollte: er bildete ſich ein, der Patron habe nur einen Ab-

tritt genommen, um mit tätiger Hülfe zu ihm zurückzukehren: der Himmel weiß, mit welchen jugendlichen Einbildungen mehr er ſich täuſchte: doch da die Wiedererſcheinung zu lange außenblieb, ſo ſchloß er ganz vernünftig, daß er die Erlaubnis habe, wieder nach Hauſe zu gehn. Er wäre gern dieſem Schluſſe gefolgt, aber wie ſollte er ſich durch die vielen Zimmer bis zum Ausgange finden? Zudem ſchien es ihm auch unanſtändig, in fremden Zimmern allein herumzuſchweifen. Er ſah durchs Fenſter: Niemand rührte ſich. Er verſuchte eine Tür zu öffnen: ſie war verſchloſſen. Da er faſt eine halbe Stunde lang eingeſperrt war und keine Erlöſung vor ſich ſah, wagte er's herzhaft, den Weg wieder aufzuſuchen, durch welchen man ihn hereingelaſſen hatte. Mit vieler Behutſamkeit, nachdem er vorher an jeder Tür gehorcht hatte, fand er ſich durch zwei Zimmer hindurch: aber nun war ſeine Geographie aus: das dritte Zimmer hatte vier Türen: er brauchte bei jeder die nämliche Vorſicht, öffnete eine—Götter und all' ihr himmliſchen Mächte! welcher Anblick!—eine junge Dame im nachläſſigſten Negligé lag lang ausgeſtreckt auf einem Sofa, ein zottiges Hündchen ſtand auf den Hinterbeinen neben ihrem Kopfe, eine Vorderpfote ruhte auf dem Buſen, die andre hielt ſeine Gönnerin in der Hand und küßte ſie mit ſtummer Zärtlichkeit, während daß ihre andre Hand ihn bei dem langbehangenen Halſe faßte und freundſchaftlich an die Bruſt drückte. Heinrich wurde glühend rot: er glaubte zu träumen: denn ſeine verliebte Einbildung gab der Dame ſo völlig das Geſicht der Baroneſſe Ulrike, daß in ſeinen Gedanken nichts gewiſſer war, als ſie ſei ihm nachgefolgt und wolle ihn durch ihre Gegenwart überraſchen—daß nichts gewiſſer war, als man habe ihn auf ihre Veranſtaltung eingeſperrt und ſich ſelbſt überlaſſen, um ſie bei ſeinem Herumirren zu finden. Dieſe Erdichtung war in zwei Pulsſchlägen gemacht, und mit dem dritten ſchwebte ſchon „Ulrike!" auf der Zunge: noch ehe der Laut durch die Lippen flog, wurde ihn die Dame gewahr, ſprang auf, als wenn ſie den feurigen Ziegenbock erblickt hätte, daß das arme Hündchen jammernd zu Boden ſtürzte, und rennte mit tugendhafter Eile davon: der Hund, um das Schrecken

ſeiner Gebieterin zu rächen, lief klaffend auf den halb ſinnloſen Heinrich zu und zwang ihn, ſeinen Poſten zu verlaſſen. Der Hund ſetzte ihm mit unaufhörlichem Bellen nach: es erhub ſich in den Nebenzimmern ein Getöſe, man ſchlug Türen auf, ſchlug Türen zu, trampelte auf und ab: es ward ihm bange, was man mit ihm auszuführen gedenke, die eingebildete Gefahr gab ihm Entſchloſſenheit: er riß herzhaft eine Tür auf, flüchtete durch ein Zimmer, dann noch durch eins und nun war er zu großer Herzensfreude an der Treppe, ſetzte hinunter, der Hund hinter ihm drein. Der Bediente begegnete ihm in der Haustür und wunderte ſich nicht wenig, daß ein Menſch, den er ſchon längſt nicht mehr im Hauſe glaubte, ſich izt erſt mit Hunden forthetzen ließ. So ein ſtürmiſches Ende nahm die erſte Patronſchaft.

Doch Heinrich konnte ſich nicht vorſtellen, daß damit nun alles aus ſei: davon hatte er gar keinen Begriff, daß ein Mann in einem hohen Poſten nicht helfen könne; und daß er's nicht tun wolle, wenn er gleich könnte, der Gedanke galt in ſeinem Kopfe der Unmöglichkeit gleich. Er war ſich bewußt, daß er jedem Ärmern ſeinen letzten Pfennig geben würde, wenn er ihn in Not ſähe, daß er ſo bereitwillig, als er Schwingers kleinſtes Verlangen erfüllte, von einem Ende der Stadt bis zum andern laufen würde, wenn jemand einen Dienſt von ihm forderte; und ſolche Leute, die viel älter waren, als er, und alſo nach ſeiner Vorausſetzung beſſer ſein mußten, ſollten ſchlechter denken und handeln als er? — Eine ſolche Vermutung fiel ihm gar nicht ein, beſonders da ſie nach ſeinen jugendlichen Vorſtellungen bloß da waren, um jedem zu helfen, der Hülfe bedurfte. Er erwartete ſie ſtandhaft von ſeinen Patronen und ließ ſich keinen Kummer anfechten.

Eine Menge Krämer, die ſich in einem Menſchen von ſeinem Alter eine gute Kunde verſprachen, begleiteten ihn bei ſeiner Rückkunft auf ſein Zimmer und wunderten ſich nicht wenig über die Entſchloſſenheit, mit welcher er ſeiner Kaufluſtigkeit und ihren Einwendungen widerſtand: aber einer andern Begierde konnte er deſto weniger widerſtehn: er brannte vor Verlangen, einen Gang um die katholiſche Kirche zu tun und neue Lorbeeren der Wohl-

tätigkeit einzuernten: er fühlte etwas in ſich, das ihn über ſich ſelbſt erhob, ein Entzücken, das ihn ſüßer begeiſterte, als alle genoſſene Freude — nur Ulrikens Gegenwart und der Gedanke an ſie hielt ihm die Wage — er ſchien ſich über die Sterblichkeit hinausgeſchwungen, wenn er ſich, umringt von einem Zirkel Knaben, dachte, die Hülfe von ihm flehten, wie er ſtolz daherging, bei jedem Schritte von einem neuen Dürftigen angeſprochen wurde, mit edler Freigebigkeit ihr Elend milderte, und wie dann der ganze Trupp mit frohen Geſichtern und lautem Danke und Wünſchen ihm nachlief, indeſſen daß er ſich mit der Vorſtellung ergötzte, dieſen allen geholfen zu haben: das Bild rührte, bezauberte, feſſelte ihn: in freudiger Berauſchung füllte er ſeine Taſche und eilte nach dem Schauplatze ſeiner Wohltätigkeit hin, und es fehlte ihm nie an Veranlaſſungen, die Freuden der Gutherzigkeit reichlich zu genießen.

Izt, nachmittags, hatte er ſeinen menſchenfreundlichen Spaziergang zweimal getan und fühlte einen unwiderſtehlichen Zug, ihn zum dritten Male zu wiederholen: er hatte freilich nur noch einen einzigen Taler im Vermögen und wußte nicht, woher er Geld nehmen ſollte: bedachtſam legte er den Taler auf den Tiſch, wenn ihm dieſe Bedenklichkeit einfiel, ſteckte ihn in die Taſche, wollte gehn, beſann ſich, überzählte ſein Geld — es war und blieb nicht mehr als ein Taler: er wollte auf dem Zimmer bleiben, ſtritt, kämpfte mit ſich ſelbſt und — ging. Der Ruf ſeiner Wohltätigkeit hatte ſich ſchon, wie ein Lauffeuer, unter den Armen ausgebreitet: eine anſehnliche Zahl hatte ſich truppweiſe verſammelt und erwartete ihn: wie er den erſten Schritt aus dem Hauſe ſetzte, tönte ihm ſchon eine klägliche Bitte entgegen: um ſein Vergnügen zu verlängern, machte er zwar kleinere Portionen, aber die Menge der Prätendenten war ſo groß, daß er ſeinen Taler ſchon rein ausgeteilt hatte, als er bei der katholiſchen Kirche anlangte: dort erwartete ihn der ſtärkſte Teil der Armee, aus jedem Winkel geſchah ein Anfall auf ihn: man nannte ihn den kleinen Prinzen, Eure Durchlaucht, Eure Hoheit: — welches Unglück! er fühlte und ſuchte in allen Taſchen und fand nichts. Den Kopf hätte er

ſich mit der Fauſt zerſprengen mögen: beſchämt, verwirrt, geängſtigt wie ein Miſſetäter, der ins Gefängnis geführt wird, eilte er mit niedergeſchlagnen Augen dahin, und der ganze Haufen bittend und ſchmeichelnd hinter ihm drein: unter dieſer zahlreichen Begleitung langte er zu Hauſe an, daß ſich die Leute auf der Gaſſe und an Fenſtern laut fragten, welches der Delinquent ſei, den man einführte.

Dies war der unglücklichſte Abend ſeines ganzen bisherigen Lebens: Scham und Ärger folterten ihn, und verſtatteten ihm nur wenige Minuten ruhigen Schlaf. Er war von der Höhe ſeiner Einbildung herabgeworfen worden und ſollte noch tiefer herabſinken.

Der Lohnlakai hatte eine andre Herrſchaft unterdeſſen zu bedienen bekommen, und bat alſo den Morgen darauf um ſeine Entlaſſung und Bezahlung. Herrmann geriet in Todesangſt: er mußte ſeinen Mangel an Gelde bekennen und ihn vertröſten, bis ihn ſein Freund Schwinger aus der Verlegenheit reißen werde, an welchen er noch den nämlichen Tag ſchrieb. Den Augenblick verwandelte ſich die übermäßige Höflichkeit des Bedienten in übermäßige Grobheit: er ſagte einige empfindliche Reden und ging. Heinrich hätte ſich vor Ärger zum Fenſter hinabſtürzen mögen. Kurz darauf ließ der Wirt, dem der Lohnlakai großen Argwohn beigebracht hatte, ſeine Rechnung überreichen mit dem Bedeuten, daß dieſen Nachmittag eine Herrſchaft das Zimmer in Beſitz nehmen werde, die es ſchon vor vielen Wochen habe beſtellen laſſen: alle übrige Zimmer im ganzen Hauſe waren beſetzt. Er nahm das fatale Papier, warf ſich in einen Lehnſtuhl und ſchwieg.

Was nun zu tun?—Es war die erſte Verlegenheit dieſer Art in ſeinem ganzen Leben und griff ihn deswegen mit einer Stärke an, die ihn bis zur Verzweiflung brachte. Nicht zu bezahlen und fortzugehn?—das gab Ehre und Gewiſſenhaftigkeit nicht zu. Dazubleiben und um Nachſicht zu betteln?—das war ihm bitter wie der Tod. Sich an ſeine Patrone zu wenden?—So bedenklich ihm das ſchien, ſo bequemte er ſich doch dazu. In vollem Vertrauen, daß niemand eine Bitte abſchlagen werde, die er auch den

unbekannteſten Menſchen nicht verſagt hätte, ging er zu dem einen und dem andern: der eine ließ ihn nicht vor ſich, der andre war nicht zu Hauſe. Die Verlegenheit drückte, wie eine Zentnerlaſt, auf ſein Herz: er konnte kaum atmen. An der Haustür des Advokaten unterdrückte er alle Einwendungen der Ehre und faßte den verzweifelten Entſchluß, ſein bißchen Habſeligkeit dem Wirte ſtatt der Bezahlung zurückzulaſſen und in die Welt hineinzugehn. Die Gewißheit, was er tun wollte, erleichterte plötzlich ſeinen Schmerz: ſobald nur der Vorſatz gefaßt war, ſetzte ſich alles in ihm in Bewegung, ihn zur Ausführung zu begeiſtern. Er wanderte mit heroiſchem Mute zum Pirnaiſchen Tore hinaus gerade dem Großen Garten zu. Alle Reize der unendlich ſchönen Gegend, das ganze herrliche Amphitheater einer langen Ebne mit Bergen, Wäldern und fernen vielgeſtalteten Felſen umgürtet, feſſelte ihn nicht: Kummer und Mut, Beſorgnis und Entſchloſſenheit kämpften in ihm mit tyranniſcher Wut. Er ſuchte einen einſamen Ort, warf ſich in dem dickſten Gebüſche auf den Boden hin und ſeufzte. Er kehrte ſeinen Plan auf allen Seiten herum und wußte ihm keine beſſre Wendung zu geben, als daß er ſich vornahm, den nächſten Pfarrer oder Schulmeiſter um Aufnahme und Unterhalt zu erſuchen und jede Arbeit dafür zu übernehmen, deren er fähig wäre. Der Schluß war ſo feſt, ſo unerſchütterlich als die Tanne, die ihn mit ihren tiefhängenden Äſten beſchattete.

Ein Faſan erhub in der Nachbarſchaft ſeine rauhe Stimme, er erhielt Verſtärkung und der Geſang wurde zum allgemeinen Chor: auf allen Bäumen hüpften und zwitſcherten Vögel in mannigfaltiger Vermiſchung, ſo munter, ſo fröhlich, als wenn ſie ſeines Elends ſpotten wollten: das ganze Gebüſch war ein lauttönendes Konzert glücklicher Geſchöpfe. — „O ihr ſeligen Geſchöpfe! ihr bedürft keines elenden Silbers oder Goldes, um glücklich zu ſein!“ ſprach er, ſtund auf, ging tiefer ins Gebüſch, um der widrig fröhlichen Muſik zu entgehn. Er trat in einen ſchauernden, finſtern Gang, wo unter dem Gewölbe verſchlungener Fichtenäſte tote Stille und Melancholie, wie ein ausgebreiteter Flor, ſchwebte: je grauſer, je willkommner: je mehr

er ſchauerte, je glücklicher fühlte er ſich. Das finſtre, lebenloſe Leere des Orts ſpannte die Flügel ſeiner Einbildungskraft: das Gewölbe wurde enger und düſtrer: ein ſchmaler weißer Sandweg leuchtete in verzognen Krümmungen durch die Dunkelheit vor ihm her: bald wurde er ihm zu einem Geiſte, in weißes Gewand gehüllt, der ihn leitete; bald war es Ulrike in ihrem Atlaskleide, die ihn aus dem Labyrinthe führte: er hörte Atlas rauſchen: der weiße Weg verlor ſich, und Ulrike verſchwand. Welche Betrübnis! auch eingebildetes Glück muß ihm das mißgünſtige Schickſal rauben! — Izt ſchimmerte fernher der Pfad wieder aus den aufgehäuften dürren Fichtennadeln hervor: welche Freude! Als wenn die leibhaftige Ulrike ſich wieder zu ihm eingefunden hätte!

„O Ulrike!“ rief er und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, als ſich der Weg zum zweitenmale verlor, „wenn ich jemals ſo wieder bei dir ſitzen könnte wie am Abende, als ich mich von dir trennen mußte! Das war ein Leben! ein Leben, um ſich niemals den Tod zu wünſchen! – Aber izt, izt bin ich ſchon ſo gut als tot. Um meiner Nahrung willen muß ich auf einem Dorfe vermodern, verachtet und unbekannt dahinſterben: Du eilſt der Ehre und dem Reichtum entgegen, vergiſſeſt mich in Wolluſt und Freuden; und ich! — was werd' ich? — ein verachteter, elender Bettler, der ums Brot arbeiten muß! — O wenn ich wieder jung werden, und an alle die Örter der Freude, zu meinem Freunde, zu Ulriken zurückkehren dürfte!“ —

Er ſchwieg lange: dann fuhr er haſtig auf:

„Aber wenn ſie nun wirklich nach Dresden käme! wenn ſie mir nun nachgegangen wäre! wenn ſie nun wirklich in dieſer Minute, heute oder morgen ankäme! und ich hätte die Stadt verlaſſen! ſie fände mich nicht, und geriet in noch größeres Elend als ich! — Nein, ich muß zurück! ich muß! ich muß!“ —

Übereilend drängte er ſich durchs Gebüſch hindurch und ſchonte weder Haut, noch Kleidung, als wenn ſie ſchon außen auf ihn wartete. Plötzlich war er auf einem freien Platze, und die ganze Stadt mit Türmen, Häuſern und Gärten im ſchönſten Sonnenglanze vor ihm: der glänzende Anblick, wie er ſo ſchnell auf den

vorigen melancholiſchen Aufenthalt folgte, riß ſeine Seele empor: er ſchien ſich aus einem Kerker gezogen, und die Sonne zerſtreute ſeinen Kummer wie Nebel. Er wurde durch eine geheime Macht nach der Stadt hingezogen, und bei jedem Schritte wuchs mit ſeinem Wunſche die Wahrſcheinlichkeit, daß der Advokat ſich ſeiner annehmen werde. Dieſen Mittag zu hungern, weil es nicht anders ſein könnte, hatte er ſich ſchon gefaßt gemacht.

Er ſchwankte, ob er in ſeine Wohnung zurückgehn ſollte: endlich entſchloß er ſich dazu, und war ſogar nicht übel willens, etwas von ſeinen Habſeligkeiten auf allen Fall in die Taſche zu ſtecken: er erſchrak bis zum Erröten, als ſich ihm dieſe Vorſichtigkeit wie eine Betrügerei vorſtellte. Nein, ſagte er ſich, ich muß erſt meine Sachen taxieren, ob ſie zur Bezahlung zureichen; und dann—

Hier kam ihm eben der Lohnlakai ſehr freundlich und dienſtfertig entgegen und bückte ſich vor ihm, daß die Naſe aufs Knie ſtieß: er wollte ſeiner Höflichkeit gar kein Ende machen. Das unerwartete Betragen war unerklärlich. — „Bleiben Sie ja ein Viertelſtündchen zu Hauſe!" ſprach er und lief eilfertig nach dem Hute: „ich will gleich jemanden holen: das wird eine Freude ſein!" —Mit dieſen kurz herausgeatmeten Worten lief er davon, und ließ Heinrich Zeit, über ſeinen Text Mutmaßungen zu machen. Was war natürlicher, als daß es die Baroneſſe ſein mußte, die er holte?—Sie war eben angekommen, hatte ſich bei einem ſeiner Patrone nach ihm erkundigt, ihn hier aufgeſucht, nicht gefunden, dem Lohnlakai ein gutes Trinkgeld verſprochen, wenn er ſie ſogleich nach ſeiner Rückkunft rief, und um dieſes tun zu können, mußte ſie Geld mit ſich bringen: aber woher das?—Ei! konnte ſie denn nicht ihre diamantnen Ohrgehänge verkauft haben? Oder vielleicht hatte ſie ſich Schwingern anvertraut: vielleicht hatte er ihr durchgeholfen, Geld geborgt:—aber was brauchte er ſich denn darum zu bekümmern, wie ſie zum Gelde kam? Genug, ſie ſollte angekommen ſein und Geld bei ſich führen, um ihn aus ſeiner Verlegenheit zu reißen: das iſt nun ſo eine zuſammenhängende, einleuchtend wahre Geſchichte! je mehr er ſie wahr wünſchte, je mehr vergaß er, daß er ſie bloß mutmaßte.

Nach langem, ungeduldigem Hoffen hörte er die Stimme des Lohnlakais: ſein Herz klopfte, er zitterte, er flog nach der Tür, riß ſie auf und—erblickte eine Perücke, einen ölgelben Rock, von oben bis unten zugeknöpft, ſchwarze Unterkleider und einen ſilbernen Duodezdegen, der aus der Öffnung des Schoßes hervorguckte —mit einem Worte, ſeinen Patron, den gutmütigen Advokaten.

„Lieber Sohn," fing er an, „du ſollſt heute bei mir eſſen: meine Frau iſt verreiſt. Wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, macht ſich die Maus luſtig, wir wollen hoch zuſammenleben; und wenn du ſo angebrachter Maßen bei mir als heute mittags iſſeſt, ſo wollen wir weiter deliberieren, was in puncto deines Fortkommens zu tun und zu machen iſt."

Er berichtete zugleich, daß er ihn ſchon zweimal vergeblich geſucht und in der Nachbarſchaft bei einem Freunde erwartet habe. Welche fröhliche Botſchaft!—Sie wanderten zuſammen fort.

Bei Tiſche entdeckte er ihm, daß er ſeine Rechnung im Gaſthofe bezahlt habe und ihn zu ſich ins Haus nehmen wolle: aber was ihn dazu ſo ſchnell bewegte, verſchwieg er ihm. Schwinger hatte ihn in einem zweiten Briefe erſucht, ſeinen Freund zu ſich zu nehmen und Tiſch und Wohnung vierteljährich für ihn zu bezahlen verſprochen.—„Aber laſſen Sie ihn nichts davon merken!" ſchrieb er. „Der Burſche muß glauben, ſeinen Unterhalt durch ſeine Arbeit zu verdienen, damit er ſich daran gewöhnt und es ohne Widerwillen tut, wenn er's bedarf. Beſchäftigen Sie ihn alſo unaufhörlich, und unterlaſſen Sie nichts, was Sie zu ſeinem künftigen Fortkommen beitragen können! Vielleicht kann ich ihn in einem halben Jahre wieder zu mir zurückholen: der Oberpfarrer in G** iſt gefährlich krank: man hat mir ſeinen Platz verſprochen: ſtirbt er, ſo werde ich ſchon weiter für den jungen Menſchen ſorgen. Er liegt mir am Herzen, wie mein Sohn."—

Der gutmütige Doktor Nikaſius—ſo heißt er—war unmittelbar nach Durchleſung des Briefs ſo feſt, wie itzo, entſchloſſen, die Bitte ſeines Freundes gewiſſenhaft zu erfüllen: aber die Frau! die Frau!—Er geſtund Heinrichen offenherzig, daß ſie das große Hindernis bei allem Guten ſei, was er nur jemals tun wollte:

„aber," ſetzte er hinzu, „wir wollen ſie ſchon dergeſtalt und allermaßen hinter das Licht führen, daß ſie ſich forderſamſt zum Ziel legen ſoll. Anlangend nun deine Herkunft, als wollen wir ihr dergeſtalt und allermaßen überreden, du ſeiſt ein Edelmann: denn die Hexe will mit niemanden ſonſt etwas zu tun und zu ſchaffen haben. Wenn du nun zwar kein Edelmann biſt, noch ſein oder heißen willſt und dir ſolchemnach allerhand Kalamitäten und Beſchwerden durch Arrogierung einer unerweislichen Geburt zuwachſen und erfolgen dürften, ſolchergeſtalt alſo wollen wir ihr ferner gefliſſentlich anheimſtellen, deine Geburt als ein Fideicommissum wohl und geziemend zu bewahren, auch niemanden zu entdecken, noch viel weniger zu offenbaren, welchergeſtalt und auf was für Art und Weiſe es nur immer ſein und geſchehen möge. Zufolgedeſſen ſollen alle deine res mobiles noch heute anhero gebracht und geſchafft werden, damit du in possessione biſt und ſie dich ſofort ohne große Unhöflichkeit nicht extrudieren kann." —

Die Anſtalt wurde auch ſogleich gemacht und Heinrich in den Beſitz einer Kammer geſetzt, bis die Frau Gemahlin eine Stube für ihn bewilligen wollte. Nachdem die Geſchäfte beſorgt waren, kehrte der Doktor wieder zur Freude zurück und ſprach und handelte ſo natürlich wie jeder andre Menſch: ſobald etwas nur die mindſte Miene eines Geſchäftes hatte, ſprach er in ſeinem ſchwerfälligen tautologiſchen Stile, und wenn er auch nur dem Bedienten ein Stück Akten wegzutragen befahl. Um die Abweſenheit ſeiner Frau recht zu genießen, hatte er einige Univerſitätsfreunde auf den Nachmittag zu ſich gebeten, die ihm das Andenken ſeiner frohen akademiſchen Jahre erneuern helfen ſollten. Er war ein ungemeiner Liebhaber der ſtudentenmäßigen oder fidelen Lebensart, wie er ſie nannte, und durfte ſich vor ſeiner Frau, einer ſehr zeremoniöſen Dame, nichts davon merken laſſen.

Die Gäſte erſchienen, tranken und rauchten Tabak und wurden ſo aufgeräumt, als wenn die Freude ihre leibhafte Mutter wäre: ſie erzählten ſich Schwänke und kurzweilige Hiſtörlein, und auf jedes folgte ein ſo lautes allgemeines Gelächter, daß die Gläſer

und Fenſterſcheiben zitterten. Das Luſtigſte für den Zuſchauer bei dieſer auserleſnen Geſellſchaft beſtund darinne, daß ein jedes von den vier Mitgliedern ſich ein Wort angewöhnt hatte, welches er ohne Sinn und Zuſammenhang unaufhörlich wiederholte.

Herr Fabricius trat herein, machte eine Verbeugung, und ohne ein Wort geſprochen zu haben, fing er an: — „Wie geſagt, ich bin Ihr gehorſamer Diener."

Der Wirt antwortete: „Sein Sie willkommen dergeſtalt und allermaßen."

Fabricius. Wie geſagt, Brüderchen, ich habe dich lange warten laſſen: aber wie geſagt, wo ſtecken die andern Hundsfötter? Wie geſagt, bin ich ja doch nicht der letzte.

Nikaſius. Die Schurken werden dergeſtalt und allermaßen wohl zu tun haben.

Herr Piper guckte ſcherzhaft zur Tür herein: — „Nämlich hauptſächlich, ſeid Ihr böſe auf mich, ihr Halunken?"

Fabricius. Wie geſagt, du Pfannkuchenkopf, warum bleibſt du ſo lange?

Piper. Du Schweinigel, ich konnte ja nämlich hauptſächlich nicht eher kommen.

Herr Furioſus riß die Tür auf, trat, den Hut auf dem Kopfe, herein und brüllte: — „Und abermals guten Tag, ihr Hundejungen!"

Tutti. Großen Dank, Herr Haſenfuß!

In einem ſo kräftig liebkoſenden Tone wurde das Geſpräch fortgeſetzt und zwar mit einer Unerſchöpflichkeit an Schimpfwörtern, daß keins mehr als zweimal zum Vorſchein kam: der ſchlechte Spaß ſchwang ſeine Flügel über ſie und ſchüttelte einen Platzregen von plumpen Einfällen unter ihnen aus. Als ihre Luſtigkeit im höchſten Schwunge war, fand ſich ein junger Doktor, der vor kurzem von der Akademie zurückgekehrt war, ein Männchen à quatre epingles, vom Kopf bis auf die Füße wie aus Wachs geformt, mit vielen ſcharrenden Verbeugungen und ſchnatternden Komplimenten bei ihnen ein, um dem Herrn vom Hauſe die Aufwartung zu machen. Die Geſellſchaft trat im Zirkel um ihn

herum und blies eine ſo ungeheure Menge Rauch auf das geputzte Herrchen los, daß die Flittern ſeiner geſtickten Knöpfe, wie blinkende Sternchen durch Regenwolken, ſchimmerten: außerdem verloren ſeine Komplimente Geſchmeidigkeit und Fluß, weil ihm der erſtickende Dampf auf die Lunge fiel und ihn jeden Augenblick zu huſten nötigte. Zuletzt wurde die Wolke ſo dicht, daß ſie ihn nicht mehr ſahen: es entſtund allgemeine Stille, weil er vor Erſticken nicht mehr reden konnte: man glaubte alſo wirklich, er ſei aus Verdruß ohne Abſchied fortgegangen. Das arme Doktorchen, das vor Berauſchung und Taumel des Kopfs nicht ſah noch hörte, ſuchte die Tür und konnte ſie ſchlechterdings nicht finden: er wankte hin und her.

„Wie geſagt, der Narr iſt fort," fing Fabricius an.

„Ich empfehle — mich — Ihnen gehorſamſt" — flüſterte ein kraftloſes Stimmchen aus der Dampfwolke hervor. Es war der halb ohnmächtige Doktor, der nach langem Taumeln eine Tür erwiſcht hatte und zu ihr hinauswankte: aber er hatte die falſche erwiſcht; denn er kam in die Schlafſtube. Er merkte wohl, daß er unrecht ſei, allein ſeine Schwäche überwältigte ihn ſo ſtark, daß er unmöglich der Verſuchung widerſtehn konnte, der Einladung eines ſchönen kattunen Vorhangbettes zu folgen: entweder glaubte er in ſeinem Schwindel, wirklich ſchon zu Hauſe zu ſein, oder wollte er bloß die Gelegenheit zur Erholung nützen? — genug, er warf ſich, wie er war, auf das Bette und ſchlief ein. Inzwiſchen freute ſich die dampfende Geſellſchaft ihres Triumphs über den ſchöngeputzten Doktor, und die Unterredung lenkte ſich allmählich auf die Weiber, worunter keine ſonderlich gut wegkam: ein jeder wollte mit der ſeinigen eine ſchlimme Operation vornehmen: der eine wollte ſie, wie geſagt, unter die Freipartie tun, der andre wollte ſie nämlich hauptſächlich in einem Zuchthauſe verſorgen: Nikaſius wollte die ſeinige dergeſtalt und allermaßen auf Intereſſen austun, und Furioſus dachte, und abermals, ein depositum miserabile aus ihr zu machen. Ihr Witz lief noch lange Zeit in dieſem Gleiſe fort, als plötzlich die Tür aufging: man hatte die Fenſter geöffnet, um die Atmoſphäre vom Qualme zu reinigen,

und durch die dünnen Dampfwolken zeigte ſich — die Dame vom Hauſe.

Wie eine Schildwache, die mit ſcharfgeſchultertem Gewehre vor dem vorübergehenden Offizier in ſteifer Ehrerbietigkeit daſteht, trat die ganze Geſellſchaft dahin, ſtreckte die Pfeifen und zog die Hüte von den Köpfen, als die Frau vom Hauſe erſchien. Niemand ſprach: mit unwilligem Schütteln des Hauptes und kochendem Grimme im Herze begab ſie ſich wieder hinweg: dem Herrn Gemahle entſank Mut und Luſtigkeit: wie ein Kind, das Knecht Ruprecht geſcheucht hat, ging er ängſtlich in der Stube herum und wunderte ſich, warum ſeine Frau ſchon wiederkäme, da ſie doch erſt morgen abend hätte eintreffen ſollen. Herr Piper nahm ſeinen Stock und ſagte nämlich hauptſächlich gute Nacht: Furioſus wünſchte, daß der Teufel, und abermals, die Hexe fortgeführt haben möchte. — „Wie geſagt, wir müſſen gehen," ſprach Fabricius unmutig. „Ja, Brüderchen," ſagte der Herr vom Hauſe mit verzerrtem Geſichte, „das wird wohl dergeſtalt und allermaßen das Beſte ſein." — Man folgte ſeinem Rate.

Viertes Kapitel

Um die erzürnte Ehefrau wieder auszuſöhnen, begab ſich der Mann unmittelbar nach dem Abſchiede ſeiner Freunde zu ihr und bewillkommte ſie in der Form: da ſie keinen kleinen Vorrat von Eigendünkel beſaß und die vornehme Dame gern ſpielen wollte, ſo war eine ſolche Formalität für ſie ein angenehmes Sühnopfer. Er küßte ihr die Hand — ſie ſchmunzelt: — er machte drei förmliche Verbeugungen rückwärts und wünſchte zur erfreulichen Rückkunft Glück.

„Du biſt einmal luſtig geweſen, Papachen?" ſprach die Frau mit ſtolzem, verdrießlichem Tone zu ihm herab und machte ihr Reiſekleid los: der Mann ſprang hinzu und half ihr: ſie dankte ihm mit einer prezioſen Verbeugung. Dieſe Hülfe hatte ihm die Antwort auf ihre Frage erſpart: ſie fuhr alſo fort:

„Nun werd' ich wohl vierzehn Tage lang den Studentengeruch nicht wieder aus dem Hauſe bringen." —

Ohne ſie ausreden zu laſſen, unterbrach ſie der Mann: „Mein Äugelchen, willſt du etwa Tee, Kaffee, oder etwas zu eſſen? Ich will gleich beſtellen." —Sie dankte.

Die Frau. Wenn du dir nur einmal das böſe Studentenleben abgewöhnen könnteſt! Man darf auch nicht den Rücken kehren, ſo fällſt du gleich wieder in deine alten Sünden zurück. Man zieht ſeine Schande an dir. Kannſt du denn nicht einmal ein Mann werden, der ſeinem Stande Ehre macht?—So laß doch die Tabaksbrüder ſich in Kneipen und Schenken herumwälzen, und beſchimpfe dich und deine Frau nicht durch ſolche ſchlechte Geſellſchaft!—Werden die Leute nicht denken, daß bei uns alles vollauf iſt, wenn du ſo ſchmauſeſt und brauſeſt? Man kann ja das Geld zu beſſern Geſellſchaften und anſtändigern Beſuchen ſparen.

Der Mann. Hm! hm! Fatal! recht fatal, daß ich mich dazu habe bereden laſſen! Es ſoll nicht wieder geſchehen, mein Mäuschen.

Die Frau. Das haſt du mir ſchon tauſendmal verſprochen, Papachen. Ich will auch gar nicht mehr aus dem Hauſe gehn ohne dich.

Der Mann. Fatal! recht fatal!—Verlaß dich auf dein Papachen! Es ſoll nicht wieder geſchehn.

Die Frau. Und obendrein zu ſo ungelegner Zeit die alten Dampfgäſte daher zu ſetzen! Ich muß ja morgen abend zu eſſen geben. Die Gäſte möchten ſich die Naſe zuhalten, ſo übel wird das ganze Haus riechen.

Der Mann. Vielleicht haben ſie den Schnupfen. Wenn's ihnen nicht gut in meinem Hauſe riecht, iſt mir's deſto lieber. Da kommen ſie dergeſtalt und allermaßen nicht wieder.

Die Frau. Ja, freilich, dir ſind deine luſtigen Saufbuben lieber als hübſche Leute.

Der Mann. Die hübſchen Leute machen mir dergeſtalt und allermaßen nicht halb ſo viel Vergnügen als meine luſtigen Kameraden. Da gibſt du mir elende Suppen und magres Zugemüſe, damit du alle Monate einmal deinen hübſchen Leuten vollauf vor-

ſetzen kannſt, daß dergeſtalt und allermaßen der Tiſch brechen möchte. Ich lobe mir's, alle Tage gut gegeſſen—

Die Frau. Wenn du das Geld dazu haſt!

Der Mann. Das hätten wir wohl. Wenn wir nicht alle vier Wochen einmal den hübſchen Leuten meinen Verdienſt zu verzehren geben, ſo brauchten wir nicht die übrige Zeit ſo kümmerlich und jämmerlich zu freſſen. Mir iſt dergeſtalt und allermaßen eine kleine wohlfeile Luſt, die man oft anſtellen kann, tauſendmal lieber, als ſo eine ſeltne koſtbare Freſſerei, wobei man ſich den Magen verdirbt und des Lebens unter den hübſchen Leuten nicht froh wird. Laß ſie Kaffee ſaufen, wenn du ja Beſuch haben willſt, und damit gut! oder gib guten Freunden ein paar Schüſſeln, und das oft, und laß uns fröhlich und guter Dinge dabei ſein!

Die Frau. Schweig, Papachen! das verſtehſt du nicht.

Der Mann. Ja, ja; ich bin's ja zufrieden, wenn's nicht anders ſein kann.—Aber—

Die Frau. Papachen, geh an deine Arbeit! Akten verſtehſt du: verdiene du nur Geld! wie es vertan werden ſoll, das verſteh' ich. —Geh! arbeite!

Der Mann. Ja, ja, Mäuschen: ich will's ja tun.

Er gehorchte: ſie merkte wohl, daß ihm noch etwas auf dem Herzen lag, aber ſie trug kein großes Verlangen, es zu erfahren. Er wollte ihr Heinrichs Aufnahme in ſein Haus hinterbringen, das war es: gleichwohl wußte er nicht, wie er ſich am beſten dabei benehmen ſollte. Er berief ihn zu ſich auf ſeine Stube, um ihm die Marotten ſeiner Frau bekannt zu machen, damit er deſto leichter das Geheimnis erriete, ſich in ihre Gunſt zu ſetzen.

„Pro primo," hub er an, „hat meine Frau dergeſtalt und allermaßen einen recht ſpaniſchen Stolz—nimm einen Bogen Papier und ſchreib, wie ich dir vorſage!—ſie läßt ſich gern die Hände küſſen, ſie ſieht es ſehr gern, daß man tiefe, tiefe Reverenze vor ihr macht, und nimmt's übel, wenn ſie nicht tief genug ſind: ſie wird böſe, wenn man ſie Madam nennt: Frau Doktorin muß man ſie nennen, wenn ſie antworten ſoll; und krieg' ich einen Titel—welches ich nächſt Gottes Hülfe in wenig Wochen erwarte—dann

muß man jedesmal nach zwei Worten den Titel einſchieben, damit diejenigen, ſo es nicht wiſſen, gleich erfahren, wen ſie zum Manne hat. Wenn man von ihr und ſich ſelbſt zu gleicher Zeit ſpricht, ſo muß ſie zuerſt genennt werden, oder ſie macht ein Geſicht, wie eine wilde Katze. Zur Tür hinein oder heraus muß ſie allemal vorangehn, oder es läuft übel ab. Auch muß man, ſo viel möglich, ſich hüten, gegen ſie ſich ſolcher natürlichen Ausdrücke zu bedienen, wie folgende: ich habe Sie im Zwinger geſehn—Sie haben hier eine Faſer hängen—Gehn Sie voran!—Dafür ſage man zierlicher zu ihr: Frau Doktorin, ich habe die Frau Doktorin im Zwinger geſehn—Die Frau Doktorin haben hier eine Faſer hängen—Die Frau Doktorin belieben voranzugehn!—Wer ſie mit der linken Hand führen will, iſt ihr Todfeind: ſie zieht in einem ſolchen Falle ihre Hand zurück und rümpft die Naſe. Item muß man ſich alles Naſeputzens, Räuſperns, Ausſpeiens, ſtarken Redens und andern Geräuſches, was und welcherlei es ſein möge, ſorgfältigſt in ihrer Nähe enthalten: je leiſer und unverſtändlicher man ſpricht, je angenehmer iſt es für ſie. Item darf man nicht frei und offen, ſondern beſtändig mit einer Art von Zwang und ehrerbietiger Scheu mit ihr ſprechen, nicht zu nahe zu ihr treten, ſondern ſich, ſo ſehr als möglich, bei der Tür halten, nie luſtig und aufgeräumt, ſondern beſtändig ernſt, geſetzt, langſam, feierlich und mit häufigen Komplimenten und Verbeugungen zu ihr reden.—Wer dieſe und andre Gebote hält, dem wird es nie an Gunſt und guter Meinung bei ihr fehlen."

„Pro secundo hat beſagte meine Frau einen kurzſichtigen Verſtand und hält deswegen jede Meinung für abſcheulich, die nicht die ihrige iſt, es ſei in politiſchen, ökonomiſchen oder anderweitigen Angelegenheiten. Wer nicht ihre Meinung trifft, den haßt, den verfolgt ſie.—In Religionsſachen iſt ſie ungemein kützlich: ſie hat einen eiſernen Glauben, und wer nicht glaubt wie ſie, iſt ein Böſewicht: zuweilen ſchwärmt ſie gar und iſt ſchon einmal erzfanatiſch geweſen: der Himmel bewahre ſie vor einem Rezidiv! Die Prediger betet ſie an, und ihre Worte ſind ihr Orakelſprüche; man darf

deswegen in ihrer Gegenwart keinen nennen, ohne das Haupt zu entblößen. Von der Philoſophie hält ſie nicht viel, und von der Poeſie gar nichts — NB. gereimte geiſtliche Lieder ausgenommen. — Sie ſpricht am liebſten vom Hofe, und am beſten von Domeſtiken. Durch ein zweideutiges, auch wohl unſchuldiges Wort kann man in ihren Augen zum Freigeiſte werden, und iſt man das einmal, dann wird man von ihr geflohen wie der Erzfeind. Sie glaubt einen Teufel: wer ihn vor ihr bei Namen nennt, iſt verflucht, auch darf man ihm ſonſt nichts zuleide tun. Sie verſteht im Grunde von allem nichts, iſt einfältig und unwiſſend wie ein Trampeltier, nimmt es aber höchſt übel, wenn jemand etwas beſſer zu verſtehn glaubt. Sie iſt intolerant, daß ſie jeden bei langſamem Feuer braten würde, der nicht ſo glaubt, denkt und handelt wie ſie, wenn das Verbrennen nicht durch die Geſetze verboten wäre."

„Pro tertio, ihren Willen anlangend, iſt ſie überaus argwöhniſch: da ſie von blödem Verſtande und ohne Kenntnis iſt, dabei ihre Schwäche bei vielen Gelegenheiten merkt, ſo glaubt ſie ſich gleich gemeint, wenn man von etwas ſpricht, das ſie treffen könnte. Ferner iſt ſie mißtrauiſch, zurückhaltend, knickerig, voll Bettelſtolz, Prahlerei, Kleiderſucht, Eitelkeit. Trotz dieſer mannigfaltigen Fehler iſt ſie zuweilen ſo gutherzig wie ein Schaf. Nicht minder" —

Eben trat das Original herein: man mußte alſo die Schilderung beiſeite legen, weil man es nicht für ratſam hielt zu erfahren, ob die Dame ihr Porträt ähnlich fände. Sie erſtaunte über die Gegenwart des jungen Menſchen; Heinrich beſann ſich ſogleich auf den erſten Artikel ſeiner Inſtruktion und fuhr mit einem tiefen, tiefen Reverenze nach ihrer Hand, küßte ſie und trat vier große Schritte weit nach einer abermaligen Verbeugung zurück. — „Wer iſt denn der?" fragte ſie ihren Mann. — „Kennſt du ihn nicht, Mäuschen?" antwortete der Doktor. „Der junge Menſch, der vor einigen Tagen" —

Die Frau. Den Brief brachte? — Was will er denn ſchon wieder? —

Die Frage wurde mit dem verdrießlichſten, gedehnteſten Akzente geſagt. Der Mann brachte die verabredete Lüge vor: und kaum

hatte ſie erfahren, daß er ein Edelmann ſei, als ſie ſich mit einer tiefen, grazioſen Verbeugung zu ihm wandte und ſich, voll unbeſchreiblicher Freundlichkeit, über die Ehre freute, Ihro Gnaden zu beherbergen —

„Still!" rief der Mann und gebot ihr, ſeinen Stand nicht zu verraten. Sie flog, eine Mahlzeit zu bereiten, wie ſie ſich für einen ſolchen Gaſt ſchickte, machte ihm ihr beſtes Zimmer zurechte, und Heinrich ſpielte die anbefohlne Rolle der komplimentariſchen Ehrerbietigkeit ſo gut, daß er noch den nämlichen Abend bei Tiſche vom Kopf bis zu den Füßen in ihrer Gunſt ſaß.

Bei dem Schlafengehen legte ſie ihrem Manne einen wichtigen Punkt über die Etikette vor, die man gegen den jungen Herrn beobachten ſollte, da man ihn nicht ſeinem Stande gemäß behandeln und titulieren dürfte. Die erſte Frage war — ob man ihn Monſieur[1]) nennen ſollte? — Die Stimmen teilten ſich: man ſtritt heftig und lange; und weil der Mann die Negative ergriff, ſagte die Frau ja. Alsdann ſchritt man zum zweiten wichtigen Punkte — „ſoll man den jungen Menſchen Sie, Ihr, Er oder Du heißen?" — Bei einer ſo großen Menge möglicher Fälle wurde die Frage in vier verſchiedene Unterſuchungen abgeteilt, und die Beratſchlagung kam vor zwölf Uhr nicht zum Schluſſe, welcher dahin ausfiel, „daß man, um dem jungen Menſchen, da er nicht unter ſeiner wirklichen Qualität erſcheinen dürfte, weder zu viel noch zu wenig Ehre zu erweiſen, ſich keiner jener vier Arten der deutſchen Höflichkeit, ſondern des Wörtleins Man gegen ihn bedienen wolle" — verſteht ſich, daß ſich der Mann bei der ganzen Überlegung bloß leidend verhielt und bei den Kurialien blieb, die er bisher ſchon gegen ihn gebraucht hatte!

„Die übrigen Punkte wollen wir bei Gelegenheit in Erwägung

1) Zur Erläuterung dieſer Beratſchlagung muß man denjenigen Leſern, die mit dem Sprachgebrauche dieſer Stadt nicht bekannt ſind, berichten, daß dort jedermann von bürgerlichem Stande, ſolange er keinen Titel und keine Frau hat, und jeder Ausländer ohne Charakter Monſieur genannt wird. Es kann alſo jemand in ſo einem Falle zeitlebens durch ganz Teutſchland Herr geweſen ſein, dort wird er zum Monſieur.

ziehen" ſagte die Frau gähnend und ſchlug die Vorhänge zurück, um ins Bette zu ſteigen. „Ach!" ſchrie ſie laut und ſank dem hinter ihr ſtehenden Manne in die Arme.

„Mäuschen, was iſt dir denn?" — „Ach, Papachen!" — dabei blieb ſie.

Papachen ſetzte die Frau in einem Armſtuhle ab und holte die Nachtlampe, leuchtete ins Bett — beim Jupiter! da lag lang ausgeſtreckt und ſchnarchend, als wenn ihn Merkurs Rute eingeſchläfert hätte, der ſchöngeputzte Doktor, der ſich nachmittags in dem Tabakrauche verirrt hatte! da lag er, durch den narkotiſchen Dampf in einen Todesſchlaf verſenkt, mit dem Degen und chapeau bas, wie ein ſchlafender Endymion, à la française geputzt! rührte kein Glied, ſo ſehr er geſchüttelt wurde! Endlich erwachte er, reckte ſich, erhub ſich langſam in die Höhe und ſprach zum Doktor Nikaſius, den er für ſeinen Bedienten anſah: — „Kleidet mich aus!" — Über eine Weile fuhr er auf: — „Nu! was wartet denn der Schlingel? Ich bin wie zerſchlagen." — Indem er dies ſagte, blickte er mit den halbblinzenden Augen nach der Frau Doktorin hin. — „Was Teufel!" ſtammelte er ſchlaftrunken, „biſt du hier, Lieschen? Heute iſt es nichts," — und ſo ſank er wieder zurück. Der Doktor Nikaſius ergrimmte und klopfte mit den Fäuſten ſo derb auf ſeinem Rücken herum, daß er aufſprang und ſich zur Wehr ſtellte. Izt erkannte er ſeinen Gegner bei dem hellbrennenden Lichte, das die Frau Doktorin unterdeſſen angezündet hatte. Neue Verwunderung, warum ihn dieſe beiden Leute im äußerſten Negligé beſuchten! denn er glaubte noch immer bei ſich zuhauſe zu ſein: man überzeugte ihn von ſeinem Irrtume, und er wanderte beſchämt und einfältig, wie ein Kind, davon, daß ihm der Doktor Nikaſius kaum mit dem Lichte folgen konnte, um ihm die Haustür zu öffnen: er ſtolperte über Tiſch und Stühle hinweg, verirrte ſich, und ſo jagten die beiden Leute einander ewig durch alle Stuben durch, ohne ſich finden zu können, bis der Hausherr den Gaſt bei dem Arme erwiſchte und zur Treppe hinunterführte.

Den folgenden Morgen mußte Herrmann bei der Frau vom Hauſe den Tee einnehmen: ſie erzeigte ihm dieſe Höflichkeit, um

ihn auf ihre Seite zu ziehn, wenn vielleicht zwiſchen ihr und dem Manne Faktionen entſtehen ſollten. Sie entwarf ihm deswegen das Porträt des Herrn Gemahls.

„Mein Mann iſt ein guter Narr,“ begann ſie, „man kann aus ihm und mit ihm machen, was man will. Er glaubt weder Himmel noch Hölle, aber Geſpenſter: er hält nicht viel auf ſich: wenn er nur luſtig ſein kann, ſo iſt er imſtande, mit Schuſter und Schneider umzugehn. Mit dem Gelde weiß er gar nicht hauszuhalten: er wirft's weg, wie er's bekömmt, wenn ihn jemand darum bittet. —Ich ſage das nur, damit man ſich an ſeinem Beiſpiele ſpiegelt und ſich nicht von ihm verderben läßt: beſonders nehme man ſich vor ſeinem Unglauben in acht und richte ſich deswegen bloß nach mir. Wer meinen Lehren und Ermahnungen folgt, der iſt wohlberaten: man kann bei mir den Ausbund aller Herz und Seele ſtärkenden Bücher erhalten, und man leſe nur fleißig darinne, ſo wird es nicht an Segen und Gedeihen fehlen. Ich werde mir zuweilen ſelbſt die Mühe geben und zum Leſen anhalten, damit man nicht durch den Unglauben meines Mannes angeſteckt wird.“—

Im Grunde wollte ſich die Dame durch dieſe Vertraulichkeit nur den Weg zu einer Befriedigung ihrer Neubegierde bahnen: ſie lag ihr wie eine zentnerſchwere Laſt auf dem Herze, es ängſtigte und drückte ſie das Verlangen, zu erfahren, warum Herrmann ſeine Geburt verheimlichte: ſie mutmaßte wer weiß welche Geheimniſſe dahinter. Deswegen rückte ſie immer näher zur Sache, erkundigte ſich nach dem gnädigen Herrn Vater und der gnädigen Frau Mutter—Heinrich war in der äußerſten Verlegenheit und antwortete höchſt lakoniſch. Da auf dieſe Manier nichts herauskommen wollte, ſo ſchritt ſie zu der unausweichbaren Frage, warum er ſeinen Adel verberge. Heinrich fühlte in der falſchen Anmaßung eines höhern Standes und dem Kunſtgriffe, ſich durch eine Lüge in der Gunſt einer Frau zu befeſtigen, die er nicht ſonderlich hochachtete, ſo etwas Aufbringendes, ſo etwas Erniedrigendes, daß er nach einer zweiten Wiederholung ihrer Frage die reine Wahrheit gerade herausſagte, ohne einen Umſtand ſeiner Herkunft zu verhehlen. Die Frau Doktorin empfand in dem Augenblicke gegen den aufrichtigen

jungen Menſchen eine ſo tiefe, tiefe Verachtung, daß ſie ſogleich das Geſpräch abbrach und ihm auf ſeine Stube ſich zu begeben gebot.

Auf der Stelle eilte ſie zum Manne, ihm über die entdeckte Lüge Vorhaltung zu tun: der friedliebende Doktor, der ſich lieber mit ſechs Parteien vor Gericht, als mit ſeinem Weibe einmal zankte, ſuchte zwar anfangs durch angenommene Unwiſſenheit der fernern Unterſuchung zu entgehn, allein da er ſich durch das eigne Zeugnis des jungen Menſchen überführt ſah, ſo bekannte und beichtete er ſeine Sünde offenherzig und entſchuldigte ſie mit der guten Abſicht, nahm mit einem treffenden Verweiſe vorlieb und ſchrieb ruhig an ſeinen Akten fort.

Ihr Unwille wuchs noch mehr, als ſich ſogar ihr Eigennutz auch betrogen fand: ſie hatte in der erſten Berauſchung über die Ehre, einen jungen Kavalier bei ſich zu beherbergen, vorausgeſetzt, daß die Bezahlung dafür noch nicht beſtimmt ſei, ſondern daß man ihr ohne Widerrede jede noch ſo große Forderung zugeſtehn werde—leicht zu erachten, daß ihre Forderung nicht klein ausfallen ſollte!—wie ſtutzte, wie knirſchte ſie, als ihr der Mann bei genauer Nachfrage offenbarte, für welch geringes Geld der gutherzige Narr—wie ſie ihn bei der Gelegenheit nannte—Tiſch und Wohnung verſprochen hatte. Er wurde ausgefilzt wie ein Schulknabe; und um ſeine hochgebietende Frau Gemahlin zu beruhigen, gelobte er an, eine Zulage von Schwingern zu verlangen. Daß es der gute Mann über ſein Herz hätte bringen können! Nein, lieber bezahlte er der Frau aus ſeinem eignen Beutel die geforderte Erhöhung der Penſion und überredete ſie, daß er ſie von ſeinem Freunde geſchickt bekomme. Auch dieſe vermehrte Summe war ihr immer noch nicht genug: da ſie gar nichts an der Ehre gewann, ſo wollte ſie ſich durch deſto größern Nutzen ſchadlos halten, und drang endlich mit einem Haufen ſcheinbarer Gründe in den Mann, ihr dieſe Laſt aus dem Hauſe zu ſchaffen. Der Mann widerſtand mit ſeinem ganzen kleinen Vorrate von Mut.

„Bedenke doch nur, Mäuschen!“ ſprach er bei einer Unterredung über dieſe Angelegenheit;—„was ſoll denn aus dem jungen Menſchen werden, wenn wir ihn von uns treiben?“—

Die Frau. Dafür mag Er ſorgen.

Der Mann. Wir können ihm aber doch dergeſtalt und allermaßen ohne die mindeſten Unkoſten, ohne unſern Schaden und etwanigen Nachteil, ohne alle Laſt und Mühe forthelfen; und ſein Freund, mein alter Dutzbruder und Stubenburſche, hat mir ihn auf die Seele empfohlen—

Die Frau. Ja, empfehlen iſt keine Kunſt; wenn er nur auch bezahlte!

Der Mann. Das tut er ja, Kathrinchen, ſoviel als recht und billig iſt.

Die Frau. Wie will nun der einfältige Mann wiſſen, was in der Haushaltung recht und billig iſt! Das muß ich verſtehn.

Der Mann. Haſt du denn Schaden dabei?

Die Frau. Nein, das wohl eben nicht, aber auch keinen Nutzen!

Der Mann. Ach, Potz Plunder! muß man denn nichts ohne Nutzen tun?—Kathrinchen, du plauderſt nun ſo viel von Frömmigkeit und Gottesfurcht, daß mir mannigmal die Ohren weh tun, und du biſt doch dergeſtalt und allermaßen ärger als Juden, Heiden und Türken. Nicht ſo viel Chriſtentum haſt du im Herze, als man auf einen Nagel legen kann.

Die Frau. Ich? kein Chriſtentum?—Davon darf ſo ein Unwiedergeborner, ſo ein Ungläubiger gar nicht reden. Das muß ich verſtehn, was dazu gehört. Ich vergieße manche Träne über deinen Unglauben.

Der Mann. Gehorſamer Diener, Frau Doktorin: bemühen Sie ſich nicht! Sie hätten ihrer genug über ſich ſelbſt zu vergießen —über die Hartherzigkeit: über den Eigennutz, den Stolz, die Hoffart! Ob du gleich alles friſch vom Munde weg glaubſt, was du von deinen Seelenräten hörſt, oder in deinen ſchwarzkorduanen Büchern lieſeſt, ſo haſt du doch ein Rabenherz, ſo trocken wie Bimſtein, und härter als alle Felſen im ganzen Plauenſchen Grunde! Dein Glaube hat noch keinen hungrigen Hund geſättigt, aber meine Gutherzigkeit, die du mir ſo oft vorwirfſt, hat ſchon manchem armen Teufel geholfen, den ihr allesglaubenden Unmenſchen verhungern ließt.

Die Frau. Schweig, daß du dich nicht an mir verſündigſt! Wenn du nur ſo viel Almoſen gäbſt als ich!

Der Mann. Was, Almoſen! ich gebe keine Almoſen: ich tue Wohltaten und Dienſte. Deine Almoſen ſind Prahlerei, Eitelkeit, Stolz: Du demütigſt die Leute damit. Meine Gefälligkeiten erniedrigen niemanden; denn ich verlange nicht einmal einen Dank dafür, und das zehntemal wiſſen die Leute gar nicht, daß die Hülfe von mir kömmt: ſie ſollen's auch dergeſtalt und allermaßen nicht wiſſen. Potz Plunder! laß dir einmal ſagen, Kathrinchen! und jage die ſchwarze Parucke, den konfiszierten Magiſter, der alle Tage zu dir kömmt—

Kaum war das Wort zwiſchen den Lippen hervor, als der Bediente die Ankunft des eben genannten Magiſters meldete: die Strafpredigt des Mannes mußte alſo unvollendet bleiben, weil die Frau, wie ein Gems, zur Stube hinausſchoß, um den ſchwarzperückichten Magiſter zu empfangen und ſich mit ihm an der ſtolzen Einbildung zu weiden, daß ſie allein die frömmſten Kreaturen im Lande wären.

Ungeachtet der Mann auf ſeiner menſchenfreundlichen Halsſtarrigkeit beſtund und den jungen Herrmann mit ſeinem Wiſſen nicht im geringſten kränken ließ, ſo trug ſein Schutz doch nicht viel zur Glückſeligkeit des Beſchützten bei, weil er ſeine Lage nicht änderte. Der ehrbegierige Jüngling fühlte die Verachtung, womit ihm die Frau vom Hauſe begegnete, das Armſelige, das Erbettelte, das Erniedrigende in ſeinem Zuſtande zu ſehr, um nicht alle Foltern des beleidigten Ehrgeizes dabei auszuſtehn: ſeine lebhafte, faſt brauſende Tätigkeit war in die traurige Beſchäftigung eingezäunt, trockne Akten, die weder ſeinem Verſtande noch Herze einen Brocken Nahrung verſchafften, wörtlich und ſorgfältig abzuſchreiben! alle ſeine Begierden ſtrebten zum höchſten Gipfel eines Dinges, das er ſich weder zu benennen noch deutlich zu entwickeln wußte, nach Ehre, Vorzug, Größe: der Vogel wollte mit geſpannten Fittichen zur Sonne emporfliegen, und das arme Geſchöpf mußte ſich in einem engen, händebreiten Zirkel unter der langweiligſten Einförmigkeit herumführen laſſen: er flatterte, er zitterte von dem innern hervordrängenden Feuer, und keuchte vor Anſtrengung, ſeine Leidenſchaft zu unterdrücken: er wurde verdrießlich, mürriſch, ein-

ſilbig. Natürlich folgte daher, daß er ſeine Geſchäfte, da ſie ihm ſo widrig ſchmeckten, ungemein nachläſſig verrichtete; er war nie fertig, wenn er es ſein ſollte, und ſein Abgeſchriebnes ſo voller Fehler, daß man es nie brauchen konnte. Sein Patron hatte bei aller Gutmütigkeit militariſche Strenge, ſobald es ſeine Geſchäfte betraf, und beſtrafte deswegen die Unachtſamkeit und Langſamkeit des Abſchreibers mit ſcharfen Verweiſen ohne alle Schonung. Die Empfindlichkeit wollte oft dem unglücklichen Jünglinge das Herz abſtoßen: er erkannte in ſich die Strafbarkeit ſeiner Fehler, konnte nicht über die Strafe zürnen, ſondern über ſeine Unfähigkeit, ſie zu vermeiden: oft ſtampfte und ſprühte er vor Wut auf ſeiner Stube nach einem ſolchen Verweiſe, lief glühend auf und nieder und verwünſchte ſich als einen Unwürdigen. — „O wer noch auf dem Schloſſe des Grafen Ohlau wäre!“ — mit dieſem wehklagenden Ritornell ging meiſtens ſein Zorn zur Betrübnis über. Gemeiniglich wanderte er bei einem ſolchen Vorfalle auf das freie Feld hinaus, um ſeinen Schmerz in den Wind auszuhauchen.

Fünftes Kapitel

Herumgetrieben von Unmut über Verweiſe, gequält vom Schmerz über ſein niederdrückendes Schickſal, gemartert von Sehnſucht nach Vergnügen, von Hunger nach Liebe, kehrte er, den ganzen Kummer auf dem Geſichte, eines Tages gegen Abend von einem ſolchen traurigen Spaziergange nach Hauſe, warf den Hut ſeufzend auf den Tiſch, erblickte etwas, das nicht gewöhnlich dort lag, ſah hin — es war ein dicker Brief mit ſeiner Adreſſe. Der Verdruß hatte ſeine Neubegierde gelähmt: die Finger erbrachen ihn langſam, zogen ſchwerfällig einen Brief heraus — er war von Schwingern. Er las:

A**, den 6ten Oktober 17**.

Lieber Heinrich,

Meine Freude über deinen glücklichen Zuſtand in Dresden iſt unbeſchreiblich: ich möchte meinem ehrlichen gutherzigen

Nikaſius um den Hals fliegen, ſo hat mich ſeine Aufnahme und Vorſorge für dich gerührt. Liebe, ehre ihn wie einen Vater, laß dich von ihm leiten wie ein Kind, das ich erzogen habe!

Liebſter Freund, wie kannſt du dich auf unſer Schloß zurückwünſchen, wenn du es nicht aus Liebe für mich wünſcheſt? Bei uns iſt der Bosheit kein Ende: das iſt ein ewiges Zanken, Verfolgen, Verdrängen und Verläumden. Ich bin des Lebens ſo überdrüßig, daß ich noch heute zu dir eilen und lieber Akten mit dir ſchreiben, als hier in dieſer Tigerhöhle bei voller Tafel müßig gehen möchte. Der Oberpfarr in G**, deſſen Tod mich daraus erlöſen ſollte, iſt wieder geſund worden; und wer weiß, wie lange ich alſo noch auf meine Befreiung warten muß? Ich bin ein verlaßnes Schaf, das ſeinen Freund ſucht und nirgends finden kann: du fehlſt mir immer noch an allen Orten, ob du gleich ſchon einen Monat von uns biſt.

Jakob, unſer aller Feind, iſt nunmehr durch ſeines Vaters unabläſſige Bemühungen in die wirklichen Dienſte des Grafen getreten, der Vater iſt Oberaufſeher in der ganzen Herrſchaft geworden, und der Sohn hat ſeinen roten Rock und Federhut, ſeinen Gehalt, ſeine Verrichtung und das Ohr des Grafen bekommen: er läßt ſich ſo gut an, daß er den Vater in kurzem weit übertreffen wird. So jung er iſt, ſo hat er ſich doch ſchon zum Probeſtücke am Koche wegen eines übereilten Spaßes gerochen, den dieſer geſagt haben ſoll, als er ihn einmal aus dem Schlamme zog: der arme Menſch hat vor acht Tagen in voller Ungnade den Abſchied erhalten.

Fräulein Hedwig iſt eine Stunde von hier zu einem Dorfgeiſtlichen gezogen: weil ſie entweder mit Fleiß oder zufälliger Weiſe dem Grafen zweimal begegnet iſt, hat man ihr befohlen, das Städtchen zu verlaſſen, damit ſich der Fall nicht wieder ereignen könnte.

Eine für mich höchſtſchmerzhafte Begebenheit, weil ſie dich ſo nahe angeht, wirſt du aus dem eingeſchloßnen Briefe erfahren. Tröſte dich, lieber Freund! Sei ſtandhaft, wie ein Mann, und glaube, daß noch kein Böſewicht ungeſtraft ins Grab ging.—

Herrmann zitterte: er konnte nicht weiter leſen: er nahm den eingeſchloßnen Brief haſtig und öffnete ihn mit beſtürzter Erwartung: er war von ſeiner Mutter.

Gott zum Gruſ libeſ Kind wenſ dir noch wolget ſo iſtſ unſ fon Herzen lib und angenem wir ſind dem högſten ſei Dank noch alle wol auf. Eſ were gar kein Wunder wen man for ſchwårer Ankſt und groſen Herzenſkumer auf der Naſe lege. Libes Kind Eſ iſ unſ gar n groſes Unglik begegent weil dein Fater den 7ten huguſ ſeinen Dinſt Ferloren hat aber der teifel wird inen ſchon in der Helle dafor lonen den gottloſen Packe. Als ehegeſtern den 7ten huiguſ namen ſi im di Rechnunk ab. ich habe gedacht ich muſ in Onmacht fallen wi der Berenheiter der verfluchte Maulelſel du wirſcht ia deinen Rachen noch voll krigen du alter Dikkop daſ du erliche Leite um ir biſgen libeſ Brot bringſt laß dir nmal erzelen libes Kint da ſaſen wir bei tiſche unt da kam das huntsgeſicht als ehegeſtern den 7ten huiguſ unt ſagte daſ dein Fater den Dinſt nicht mehr haben ſolte es war alſ wen mir jemand mit den Brotmeſſer s Herz entzweiſchnitte wie ſ ſo Knall unt fal kam. ich habe di drei tage iber kein troknes Auge gehabt s iſt gar ne große Not mit unſ daſ dein Fater den Dinſt verloren hat Dein Vater iſt n rechter krober Kloz daſ er mich ſo vekſiert daſ ich mich ſo betriebe daſ er n Dinſt Ferloren hat. Der Libe gott erhalte dich geſund di ſchlaraffengeſichter habenſ den krafen geſagt weil dein fater nmal das Maul zu weit aufgetan hat r hat den krafen das Kalb Moſes geheiſen und daſ mag n verdroſen haben und ta hat er ſeinen Dinſt verloren. Wir zin wek ich wil dirſch ſchon ſchreiben wir wiſen noch nicht wohin ich willſ ja wol noch erleben daſ den SchandKerl die leiſe freſſen Deine getreie Mutter bis in den Tod

Anna Maria Petronilla
Hermannin.

Auf einen kleinen Zettel hatte der Vater flüchtig geſchrieben:

Der Teufel hat meinen Dienſt geholt: er wird die bald nachholen, die mich darum gebracht haben, hoffe ich. Nakt bin ich

auf die Welt gekommen, nakt muß ich von dem Dreckhaufen wieder fortgehn: wer nichts hat, verliert nichts. Drum ſey gutes Muths wie dein Vater und gieb keinem Menſchen ein gutes Wort. Lebe wohl, Heinrich. Wenn du nach mir geräthſt, ſo bin ich lebenslang

Dein herzensguter Vater
Adam Ehrenfried Herrmann.

Heinrich war wehmütig über dieſe unerwartete Nachricht, aber noch wehmütiger, daß ihm niemand etwas von der Baroneſſe ſagte. Er warf die Briefe auf den Tiſch, ſchleppte ſich traurig in einen Armſtuhl und ſah ſteif vor ſich hin. — „Und auch keinen Gruß!“ dachte er. „Nicht ein Wort, wo ſie iſt, wie es ihr nach meiner Abreiſe ergangen iſt! Zeitlebens kann ich das Schwingern nicht vergeben — ſo eine Unachtſamkeit! Er ſpricht immer, wie ſehr er mich liebt: ja, mag er mich lieben! das iſt eine ſchöne Liebe, das Beſte zu vergeſſen! — Sie hat ihm vermutlich, wer weiß wie viel aufgetragen, aber er iſt ſo vergeßlich! Zu Tode möcht' ich mich über ihn ärgern. Ob ich wüßte, was Jakob geworden iſt, oder nicht; das hätt' er für ſich behalten können: wenn er mir nur dafür mit einem Worte geſagt hätte — die Baroneſſe iſt nicht mehr bei uns — die Baroneſſe iſt in Berlin, iſt in Dresden. — Ach! wenn ſie vielleicht ſchon hier wäre, und ich wüßt' es nicht. — Ja, zuverläſſig! ſo wird es ſein: ſie iſt ſchon hier, ſie weiß nicht, wo ich wohne: wie oft mag ſie mich ſchon geſucht, ſich nach mir erkundigt haben! — Und davon ſagt man mir nun kein Wort! Da denken die Leute, es iſt in den großen Städten, wie in unſerm kleinen Neſte, daß ſich zwei Leute gleich begegnen, wenn ſie nur eine Stunde darinne ſind. Schwinger iſt ja doch ſchon in großen Städten geweſen — aber er überlegt ſich nichts! Wie ſoll ich denn nun unter den vielen tauſend Häuſern das Haus finden, wo ſie wohnt? und unter den millionen Stuben und Kammern ihr Zimmer? Soll ich denn in den hunderttauſend Gaſſen täglich auf und nieder laufen? und wenn ich an dieſem Ende bin, ſo iſt ſie vielleicht an jenem. Sie kann ja in einer Kutſche vor mir tauſendmal vorbeifahren, und ich erkenne ſie nicht: ſie geht vielleicht dicht neben mir hin, und

ſucht mich und ängſtigt und quält ſich meinetwegen, und keins ſieht das andre vor den vielen Menſchen, die da um uns herumkrabbeln. Wievielmal mag das ſchon geſchehn ſein! Ich habe ſie vielleicht im Vorbeigehn berührt, habe ſie vielleicht beim Herausgehn aus der Komödie gedrückt, bin dicht an ſie gepreßt worden, und keins von uns wußte, wie nahe das war, was wir ſuchten. — O ich möchte den Schwinger — Ob er denn gar mit keinem Worte an ſie denkt? Ob ich's vielleicht in der Eilfertigkeit überhüpft habe? Ob es vielleicht am Rande ſteht? Ich habe ja wohl den Brief noch nicht ganz geleſen." —

Er ſprang auf, ergriff den Brief, las ihn noch einmal vom Anfange bedächtig durch und jeden Satz zwei, dreimal, um ja nichts zu überſehen, kam an den Ort, wo er vorhin abgebrochen hatte, und das erſte Wort der ungeleſnen Periode war — „Die Baroneſſe." Seine Augen glänzten vor Freude, er war von dem freudigen Schimmer halb geblendet, er las fünf-, ſechsmal — „Die Baroneſſe" — blinkte mit den Augen und konnte nichts erkennen. — „Die Baroneſſe grüßt dich und hat ein kleines Billett beigelegt." — „Ein Billett?" rief er, wie trunken. „Aber wo iſt es? hat er's vielleicht vergeſſen?—"

Hurtig wurden alle Briefe durchſchüttelt, befühlt, übereinander geworfen: da war kein Billett! — Aber wie denn im Umſchlage? — Er riß ihn auf — Da war es! verkrochen im äußerſten Winkel! Das hartnäckige Siegel wollte nicht weichen: er riß, und riß das Billett in drei Stücken, daß er die zerfleiſchten Fragmente mühſam zuſammenlegen mußte, um den Inhalt herauszubuchſtabieren. Endlich brachte er heraus:

Lieber Herrmann,

Ich freue mich, daß Sie geſund ſind und daß es Ihnen wohlgeht. Denken Sie zuweilen an Ihre Schulkameradin und leben Sie wohl. Ich bin

Ihre aufrichtige Freundin,
Baroneſſe von Breyſach.

„Was iſt mir denn das für ein Billet?" ſagte er und ließ die Hand langſam mit ihm ſinken. „So fremd! ſo vornehm! als

wenn's die Gräfin geſchrieben hätte!—Es iſt vorbei! ſie iſt geworden wie ſie alle—ſie verachtet mich: mein Stand iſt ihr verächtlich. O ich Elender! daß mein Vater ein Einnehmer ſein mußte!—Zugetraut hätt' ich ihr das nicht: aber es iſt eine Baroneſſe.—Ich möchte Blut weinen, daß ich ſo ein verachtetes weggeworfnes Geſchöpf bin.—Es iſt aus: ſie liebt einen vornehmen Narren, und ich muß hier, als ein elender Schreiber, in Kummer, Jammer, Not, Verachtung vermodern.—Sonſt hieß es: ſuch' einen Dienſt, Heinrich!—und izt: denken Sie zuweilen an Ihre Schulkameradin!—Ich möchte den kalten vornehmen Wiſch gleich zum Fenſter hinauswerfen, daß es jedermann leſen könnte, wie ſchlecht ſie gegen mich handelt."—

Wirklich machte er auch auf der Stelle Anſtalt dazu, riß das Fenſter auf, und wie er das Blatt gegen das Licht hielt und ſich bedachte, ob er ſie der angedrohten Schande ausſetzen ſollte, wurde er eine Menge Nadelſtiche darinne gewahr: die Entdeckung erinnerte ihn an den vorigen geheimen Briefwechſel, er folgte der Spur und buchſtabierte aus den Stichen bald ein Ich zuſammen. Mit zitternder Ungeduld ſuchte er den Reſt der Nadelſchrift zu entziffern und brachte nach langer Mühe heraus:—„Ich komme nach Dresden. Biſt du mir noch gut?"—

„Ja, ja, ja!" rief er überlaut und hüpfte und küßte das zerfleiſchte Blatt: er tanzte wie ein Beſeſſener, die Stube auf und ab:—„Sie kömmt! ſie kömmt!" ſchrie er entzückt und klatſchte ſpringend in die Hände. Die kleine Marmotte, den Schoßhund der Frau Doktorin, der mit ihm unverſehens in die Stube gewiſcht war und ruhig auf dem Stuhle ſchlief, raffte er auf und drückte ſie dicht an ſich, daß ſie ſchrie.—„Sie kömmt!" rief er, ſie drükkend und ſchüttelnd. Er tobte in der Stube herum, lärmte, lachte, ſtampfte, daß die Leute in dem Zimmer unter ihm beſorgten, es ſei jemand über ihnen raſend geworden; und eine Dame, die ihm gegenüber wohnte und durch das offne Fenſter alle ſeine Grimaſſen beobachtete, womit er die Nadelſchrift entzifferte, und wie er nach geſchehner Entzifferung herumraſte, ſchickte aus Mitleid gegen ihn, da ſeine Figur ſie beim Ein- und Ausgehen eingenom-

men hatte, einen Bedienten an den Doktor Nikaſius und ließ ihn bitten, den jungen Menſchen vor Schaden zu bewahren; denn allem Anſehn nach müßte es mit ihm rappeln. Indem der Bediente noch ſprach, kam auch eine Geſandtſchaft von dem Hofrate, der unter Herrmanns Stube eine Relation verfertigte und ſich erkundigen ließ, ob jemand bei dem Herrn Doktor plötzlich krank geworden ſei, daß man ſo einen entſetzlichen Tumult über ihm erhoben habe. Der Doktor konnte vor Verwundrung nichts antworten: er verſprach, ſich nach dem Unweſen zu erkundigen und ihm zu ſteuern, öffnete Heinrichs Tür — mit einem freudigen Sprunge eilte der Berauſchte entgegen und umklammerte den verſteinerten Doktor. — „Sie kömmt! ſie kömmt!“ rief der trunkne Verliebte.

Der Doktor. Wer denn? wer denn?

Herrmann. Sie kömmt, ſag ich Ihnen: ſie hat's ja geſchrieben.

Der Doktor. Potz Plunder! wer denn? wer denn?

Herrmann. Da! leſen Sie! leſen Sie! —

Und mit dieſen haſtig geſprochnen Worten warf er ihm alle empfangene Briefe in die Hände: der Doktor las ſie durch und fand in keinem ſonderliche Urſache zur Freude, noch viel weniger eine Nachricht, wer kommen ſollte. Er ſah unter dem Leſen von Zeit zu Zeit nach Heinrichen hin, deſſen Füße ſich immer wie zum Tanze huben, während daß die Freude ſein Geſicht in konvulſiviſchen Bewegungen ununterbrochen erhielt: der Doktor war von der Meinung der gegenüber wohnenden Dame und riet ihm mit bedenklicher Miene, ſich ſchlafen zu legen. — „O,“ rief Herrmann, „heute kann ich weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen: ich bin außer mir: ich möchte vor Freuden zum Fenſter hinabſpringen.“ — Da iſt ja der deutlichſte Beweis, daß die Dame recht hat, dachte der Doktor und machte das Fenſter zu. — „Du armer Junge!“ ſprach er zu ihm und ſtreichelte ſeine ſchwitzenden, glühenden Backen — „du haſt Hitze: Nur Geduld! halte dich nur ruhig! es wird ſich ſchon geben.“

„Ach, ruhig!“ ſprach Heinrich mit beklemmter Stimme: „es drückt mir das Herz ab.“ —

Der Doktor fühlte ihm nach dem Herze. „Armes Tier!“ ſagte er mitleidig: „es klopft wahrhaftig wie eine Mahlmühle. Ein Aderſchlag! Warte! Ein Aderſchlag!“

Heinrich verſicherte, daß ihm wohl wäre, wohl wie im Himmel, und daß er keines Aderſchlages bedürfte. Der Doktor tröſtete ihn, daß es ſich wohl mit ihm beſſern werde.—„Aber es fehlt mir ja nichts,“ rief Herrmann entrüſtet.—„Nur gemach, mein Sohn!“ unterbrach ihn der Doktor: „es wird ſchon beſſer werden.“—Er unterſuchte die Fenſter noch einmal, befeſtigte die Wirbel, ſo gut er konnte, mit den Vorhangſchnuren und marſchierte ab, weil ihn ſeine Arbeit rief: zu größrer Sicherheit befahl er dem Bedienten, von Zeit zu Zeit an der Tür zu horchen, auf dem Saale beſtändig zu patrouillieren und ihn bei dem geringſten verdächtigen Geräuſche herbeizuholen.

Izt verflog allmählich der erſte Taumel der Freude bei Heinrichen, und ſeine Empfindung fing an, bänglich zu werden. Sehnen, Ungeduld, Begierde, Unwillen, nicht ſchon zu haben, was er wünſchte und erwartete, Ängſtlichkeit, Beſorgnis, ob es auch gewiß geſchehen werde—alles erwachte in einer Reihe, und wie ſein Blut vorhin vor Freude brauſte, ſo wallte und kochte es izt vor Unruhe.—„Zu welchem Tore wird ſie hereinkommen? Wo wird ſie wohnen? Werd' ich ſie finden? Wenn wir nun einander ewig ſuchten und nicht fänden? Wenn ich nicht zu ihr dürfte? ſie allenthalben ſehen und nirgends ſprechen dürfte? Wenn ich niemals mit ihr allein reden könnte? Wenn ſie nun hier einen Kavalier fände, der ſie allenthalben begleitete, mit ihr ſpräche, tändelte und ſcherzte, und ich armer Sohn eines Einnehmers müßte das alles anſehn! müßte ſchweigen, meinen Zorn in mir nagen, mich von Kummer und Herzeleid über den Anblick verzehren laſſen!“—Tauſend ähnliche Beſorgniſſe und Grillen ſtiegen wie Geſpenſter in ihm auf, wurden immer ernſter, immer ſchreckender und endlich ſo ſchwarz, daß er ſeufzte und vor Bangigkeit nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte, als wenn ſchon alles mögliche Unglück über ſein Haupt zuſammengeſtürzt wäre, das er fürchten konnte.

Er rührte weder Eſſen noch Trinken an: ſein Magen war wie

überladen. Der Doktor beſuchte ihn noch einmal, fand ihn zu ſeinem Vergnügen völlig vernünftig wieder und ließ nicht nach, bis er in ſeiner Gegenwart ſchlafen gegangen war: der Bediente mußte in der Stube wachen, und er brachte ſeiner Frau die angenehme Nachricht, daß es wieder richtig wäre.

Sechſtes Kapitel

Unterdeſſen hatte die Frau Doktorin, da ſie Heinrichs Entfernung aus dem Hauſe nicht mit Gewalt durchſetzen konnte, bei ſich überlegt, daß ſie ihren Mann durch eine feine Gleißnerei am ſicherſten dazu bewegen werde. Je eifriger ſie nach der Entdeckung, daß es zuweilen mit ihm rappele, ſeiner los zu ſein wünſchte, je mehr gab ſie ſich die Miene, als wenn ihr ſein Fortkommen beſonders am Herzen läge: ſie redete ihm viel vor, wie zeitig ein Menſch von Kopfe ſich bemühen müßte, etwas zu werden, und wie hoch man's bringen könnte, wenn man recht jung anfinge, wie leicht es in ſeinem Alter ſei unterzukommen, wenn man vorlieb nähme und eine Zeitlang ſich gehorſam in andre Leute ſchickte und fügte, um durch ſie weiter befördert zu werden. Herrmann hörte ihre Predigten aufmerkſam an, aber die Sache ſchmeckte ihm nicht: Ulrikens Billet hatte ſeinen Gedanken und Empfindungen eine ganz andre Richtung gegeben: die Ehre reizte ihn izt wie eine Speiſe, die man auf den Fall aufhebt, wenn man keine beſſre hat. Die Dame war nicht wenig aufgebracht, daß ihr auch dieſes Mittel fehlſchlagen wollte: doch gab ſie ihren Plan nicht ganz auf.

Deſto eifriger verfolgte ſeit dem Empfange des Billets Herrmann den ſeinigen. Vom Morgen bis zum Mittag, vom Mittagseſſen bis zum ſpäten Abend war er bei Regenwetter und Sonnenſcheine in Bewegung, wanderte die Gaſſen durch, ging zu einem Tore hinaus, zum andern herein, ſpionierte jedes Frauenzimmergeſicht, das hinter der Glasſcheibe lauſchte oder zum offenen Fenſter herausſah, begaffte jedes, das in einer Kutſche vor-

beifuhr oder zu Fuße vor und neben ihm wandelte, verfehlte keine Komödie, keine Oper, ſolange ſein kleines Taſchengeld zureichte: das Schauſpiel war für ihn ſo gut als nicht da: man mochte weinen oder lachen, er blieb immer derſelbe und durchirrte mit forſchendem Auge Logen und Zirkel: umſonſt! er fand nicht, was er ſuchte: es wurde ihm bänglich, er konnte nicht bleiben: er mußte gehn, wenngleich das Schauſpiel nur halb geendigt war. Die Leute im Hauſe wunderten ſich außerordentlich über ſeine häufigen Wanderungen, und die Frau Doktorin, eine ſtrenge Sittenrichterin, hatte ihn gar in einem gewiſſen argen Verdachte, und hielt ihm deswegen eine kraftvolle Rede über Lüderlichkeit und Verführung, wovon er kein Wort verſtund. Auch der Doktor befragte ihn über die Urſache ſeines beſtändigen Ausgehens: daß er ſie nur ganz verraten hätte! Er wandte eine Bänglichkeit vor, die ihm an keinem Orte zu bleiben verſtatte, eine Unruhe, Angſt, die nur Bewegung und freie Luft milderten: — alles die lautere Wahrheit! — „So recht, mein Sohn!“ ſagte der Doktor: „Bewegung iſt dergeſtalt und allermaßen der beſte Koch und der beſte Apotheker: es iſt das junge warme Blut, das dir die Unruhe macht. Du ſollſt mir vierzehn Tage über kein Wort ſchreiben, und lauf dir alle Tage ein Paar Schuhe entzwei! ich will ſie bezahlen.“ —

Da ſonach aus einer genommnen Freiheit eine gegebne geworden war, ſo bediente er ſich ihrer deſto reichlicher. Auf ſeinen Irrungen durch Feld, Buſch und Straßen fand ſich allmählich das alte Projekt wieder ein, das er mit der Baroneſſe bei der Verwechſelung der Ringe entworfen hatte: er wünſchte, es ausgeführt zu ſehn, und es ſchien ihm bald höchſtwahrſcheinlich, daß die Baroneſſe ihm von ihrem Kommen nach Dresden heimliche Nachricht gegeben habe, um es mit ihm auszuführen. — „Hui! das iſt es!“ dachte er. „Hier kann uns der Graf nicht hindern oder in unſrer Liebe ſtören: hier hat er nichts zu befehlen: der alten Anverwandtin, wohin ſie kommen ſoll, kann ſie wohl leicht entwiſchen. Sie bleibt ſo lange auf einem Dorfe verſteckt, bis die alte Anverwandtin ſtirbt — wenn ſie nur recht alt wäre! — oder wenn ſie auch lange leben bleibt, ſo hol' ich Ulriken unter einem

fremden Namen zurück, heirate ſie, und — Ich muß nur Anſtalt machen und dem Rate der Doktorin folgen, damit ich unterdeſſen emporſteigen und etwas Großes werden kann. — O über das entſetzliche Schickſal, daß mein Vater ein Einnehmer ſein mußte! Da wär's ſo leicht, ſie zu beſitzen! — Aber warum mußte nun mein Vater nur ein Einnehmer ſein? Es war doch ſo eine Kleinigkeit, ihn zum Baron zu machen." —

Kaum war dies jugendliche Projekt zur Welt gebracht, ſo eilte er ſchon zur Frau Doktorin und bat ſie flehentlich, ihn die verſprochne Unterſtützung auf der Bahn der Ehre und des Glücks nunmehr genießen zu laſſen: er wolle alles daran wagen und die äußerſte Mühe nicht ſparen, um ein großer Mann zu werden. Die Doktorsfrau, voller Freuden, ihn plötzlich dem Ziele ſo nahe zu ſehn, wohin er ſollte, beſtärkte ihn in ſeinen ehrgeizigen Illuſionen und fachte ſeine Begierde durch goldne Erwartungen ſo gewaltig an, daß ſie lichterloh brannte: ſie ſtellte ihm zwar vor, daß man klein anfangen müßte — „ſchadet nichts!" unterbrach er ſie hitzig: „klein! noch ſo klein! nur her damit!" — „Aber," fuhr ſie fort, „man hat der Exempel ſehr viele, daß aus Schreibern Hofräte, Geheimeräte, Miniſter geworden ſind." —

„Das wäre!" rief Herrmann entzückt und war in ſeinen Gedanken ſchon wenigſtens Geheimerat, wo nicht wirklicher Miniſter.

„Ja, man hat der Exempel!" erwiderte die Doktorin. „Wenn man nur Geſchick und ein gutes ingenium hat, ſich gut aufführt und fromm und gottesfürchtig iſt, ſo kann man ſteigen, ehe man ſich's verſieht. Ich habe Sie ſchon dem Kammerdiener empfohlen, den Sie oft bei uns geſehn haben müſſen: er iſt zwar in keinem der größten Häuſer: aber ſein Herr braucht immer Sekretäre und Schreiber; und was er mit der Zeit nicht durch ſich ſelbſt tun kann, das vermag er durch Empfehlungen. Es iſt ein ſehr gottesfürchtiger braver Mann und rechter guter Chriſt." —

Herrmann konnte ſich vor Vergnügen nicht faſſen und flog ſchon auf den goldnen Fittigen der Ehre Ulrikens Umarmung entgegen, ſah ſich an ihrer Seite geehrt, blühend, glücklich, und fähig, andre glücklich zu machen: er war in ſeinem Traume

ſchon von Mengen umringt, die ihm ihr Wohlſein verdankten: er zerſchmolz in der ſeligen Vorſtellung, ſo viel Ehrenvolles, Rühmliches, Großes getan zu haben, und Antonin konnte ſeiner Unſterblichkeit nicht gewiſſer ſein als er. Das herrliche Bild begeiſterte ihn, daß er ſeine Kraft in ſich erhöht, jede Fiber zu Tätigkeit und Unternehmungen angeſpannt und ſein ganzes Weſen über ſich ſelbſt erhaben fühlte.

Der Flug ſeiner Einbildung ſenkte ſich freilich ſchon nicht wenig, als er den folgenden Tag befehligt wurde, dem Kammerdiener aufzuwarten: das war ein Schreckſchuß, der ſeinen Traum zur Hälfte verſcheuchte. Er eilte zur beſtimmten Stunde mit vollen Segeln der Erwartung zu ihm: ſein Patron wußte nicht das mindſte von ihm: Herrmann trug ihm mit fließender Beredſamkeit den Bewegungsgrund ſeines Beſuchs vor: der Patron beſann ſich lange—izt wußte er, daß die Frau Doktorin ihm geſtern oder vor einigen Tagen davon geſagt hatte.—„Ich werde für Sie ſorgen"—ſchloß er und brach den Beſuch ab.

In einem Paar Tagen erging durch die Doktorin ein abermaliger Befehl, daß er ſich zur Kammerjungfer des nämlichen Hauſes verfügen ſollte, an welche ihn der Kammerdiener empfohlen habe. Mit etlichen Segeln der Erwartung weniger ging er abermals und kam abermals mit der Verſicherung zurück, daß ſie für ihn ſorgen wollte.

In einer Woche darauf mußte er ſich vor der gnädigen Frau ſtellen, an welche ihn die Kammerjungfer empfohlen hatte: man meldete ihn, ſie kam im Pudermantel heraus, ließ ſich ſeinen Namen ſagen und verſicherte, daß ſie für ihn ſorgen wollte. Der Friſeur ſchlug mit der pudervollen Quaſte los, und Herrmann kam zum erſten Male nicht leer zurück; denn er war voller Puder.

In vierzehn Tagen wurde ihm nach vielem Betreiben der Doktorsfrau, die nur entfernt durch den Kammerdiener auf die übrigen Hebel ſeines Glücks wirken konnte, die Erlaubnis gegeben, vor dem gnädigen Herrn zu erſcheinen! er verwies ihn an den Hofmeiſter, der ihn examinieren ſollte. Der Hofmeiſter beſtellte ihn in acht Tagen, Sonntags nach geſchloſſner Nachmittags-

predigt. Er ging, aber ſo demütig, ſo langſam, wie ein Schiff ohne Wind: alle Segel waren beigelegt. Der Examinator war nicht zu Hauſe. Die Kinderfrau riet ihm, morgen früh wiederzukehren: er tat es; der Examinator hatte keine Zeit.

Er verwunderte ſich äußerſt gegen ſeine erſte und älteſte Patronin, die Doktorsfrau, über die Verzögerung. — „Ach," ſagte jene, „man hat etwas verſehen. Der Herr Magiſter iſt ſonſt ein lieber gottesfürchtiger Mann: aber Sie hätten ihm die Viſite machen ſollen. Das hat er übel genommen! nun iſt's da vorbei." —

„Wegen einer Viſite will er mein ganzes Glück, mein Emporkommen hindern?" rief Heinrich, wie aus den Wolken gefallen.

„Ja," erwiderte die Doktorin, „das iſt nicht anders: es will doch ein jeder ſein Recht haben." —

Gute Nacht Miniſter, Geheimerat, Hofrat! Weg waren die glänzenden Ausſichten der Ehre! vom Winde verweht! der aufklimmende Jüngling von der erträumten Höhe, die er mit einem Schritte erreicht zu haben hoffte, wo ihm menſchenfreundliche Größe und wohltätige Gewalt Kränze und Lorbeeren entgegenboten, durch einen plötzlichen Windſtoß zurückgeworfen, in die unbedeutendſte Geringfügigkeit zurückgeſetzt! Er fühlte ſchmerzlich, daß er nur der Schreiber eines Advokaten war, und fürchtete ebenſo ſchmerzlich, daß er nichts weiter werden ſollte. Wie ein Vogel mit friſchbeſchnittnen Flügeln, ſchlich er traurig im Hauſe herum und verſchmähte das reichlich aufgeſchüttete Futter, weil er nicht mehr fliegen durfte.

Während dieſes verunglückten Laufes nach der Ehre hatte der Eigennutz ſeiner Patronin eine Urſache gefunden, ſeine Entfernung aus dem Hauſe nicht mehr zu betreiben: deswegen war ſie auch ſo kaltblütig über die unterlaſſne Viſite, die ſie ſonſt mit der ſchärfſten Strenge geahndet hätte. Der bisherige Schreiber ihres Mannes hatte durch ihren Vorſchub eine Verſorgung bei einer adligen Herrſchaft auf dem Lande bekommen, und es ſchien ihr ungemein ſchicklich, den jungen Herrmann, für welchen Tiſch und Wohnung bezahlt wurde, an ſeine Stelle zu ſetzen und alſo einen Artikel ihres Aufwands zu erſparen. Der Mann wollte

aus dem guten Grunde nicht daran, weil der junge Menſch die Arbeit nicht allein verſehen könnte, und weil es unbillig wäre, jemandem eine Bürde aufzuladen, die er ungern trüge, ohne ihn dafür zu belohnen: allein ſie gebot ihm zu ſchweigen und ſich nicht in Finanzſachen zu miſchen, die ſie beſſer verſtünde. Sie ſetzte ihr Projekt mit vieler Hitze durch und übernahm ſelbſt die Aufſicht über den Fleiß des neuen Schreibers: wenn die Feder nur ein paar Minuten ruhte, ſo ſchallte ihm ſchon der Befehl ins Ohr: — „Geſchrieben! geſchrieben!“ — Er durfte ohne Erlaubnis keinen Fuß über die Schwelle ſetzen: bei ſeiner Rückkunft war er allemal zu lange außengeblieben, wenn er gleich die vergönnte Zeit nicht überſchritten hatte; und dann mußte er ein Verhör ausſtehen, wie ein Delinquent. — „Wo iſt man geweſen? Was hat man gemacht? Was hat man geſprochen? Was hat man gedacht?“ — Stund er nach dem Verhör ein paar Minuten zu lange müßig da, ſo erging der Befehl — „An die Arbeit! an die Arbeit! Nicht ſo müßig dageſtanden! Wer eſſen will, muß ſich ſein Brot verdienen.“ — Bei Tiſche aß er ihr zu langſam, ward zu ſpät fertig und ſollte ſchon mit dem letzten Biſſen die Feder wieder ergreifen: des Morgens konnte er nie zeitig genug ausſchlafen, ob er gleich von Kindheit an zum frühen Aufſtehn gewöhnt war, und des Abends nie zeitig genug zu Bette gehen, weil er nichts tat und doch Licht verbrannte. Sein Ofen nahm immer das meiſte Holz hinweg, ſo ſparſam ihm auch eingeheizt wurde und ſo ſehr er auch fror, daß er zuweilen kaum die Feder zu regieren vermochte; und wenn der Himmel nur einen weniger kalten Tag gab, wo das Thermometer nicht auf dem Gefrierpunkte ſtund, ſo würde das Heizen bei ihm ganz eingeſtellt. Dabei unterließ ſie nicht, ſeinem Ehrgeize mit himmliſchen Erwartungen zu ſchmeicheln, daß er alle ſeine Kräfte anſpannte und jedes tägliche Ungemach mit Heldenmute ertrug, um nach einigen Jahren voll Beſchwerlichkeit und Arbeit das goldne Fließ zu erringen, das man ihm vorhielt, und die erkämpfte Beute mit Ulriken zu teilen. Die Ausſicht auf dieſes Glück bewaffnete ihn mit eherner Standhaftigkeit: oft mitten in ſeinen trocknen Beſchäftigungen, wenn ſeine Hand auf das

Papier malte, „daß Hans wider Gürgen klagend einkomme, weil er ihn mit zwei Ohrfeigen und drei Stockſchlägen begünſtigt habe, oder daß Anna Klara Eißfeldin, alle rechtliche Notdurft vorbehältlich, ſothanes ihre Befugnis zu erweiſen ſchuldig ſei" — mitten unter ſolchen trocknen Beſchäftigungen flog ſeine Seele in die Gefilde der Liebe hinüber, ſchwebte, wie ein zweiter Herkules, nach ausgekämpftem Streite mit Hinderniſſen, Ungemächlichkeiten und Arbeit, Ulriken, ſeinen errungnen Preis, im Arme, triumphierend daher: nach ſeinem Gefühle war er ein Held, der ſich durch Leiden und Taten zum Halbgotte hinaufſchwingen ſollte. Die Feder ſtund bei ſolchen Flügeln der Einbildung freilich oft ſtill: ſeine Aufſeherin ſchrie — „Geſchrieben! geſchrieben!" — und die Hand flog in Galopp durch den holprichten ſteinichten Aktenſtil dahin, weil er mit jedem ſauren Zuge Ulriken durch eine Beſchwerlichkeit mehr verdient zu haben glaubte.

Inzwiſchen erleichterte ihm doch der Doktor die Mühe ſeiner herkuliſchen Laufbahn mit vieler Billigkeit: ohne daß es ſeine Frau erfuhr, ließ er den größten Teil der Arbeit durch einen heimlich beſoldeten Schreiber außer dem Hauſe tun und gab Herrmannen nur ſolche Sachen, die nicht dringend waren, noch vorzügliche Genauigkeit erfoderten, und auch nur in geringer Menge. Unter dem Vorwande, daß er ihn brauche, nahm er ihn jedesmal mit ſich, wenn er auf Gerichtsbeſtallungen reiſte, um ihn zu zerſtreuen und ihm Erholung zu verſchaffen, und vor dem Tore lud er ſeinen heimlichen wirklichen Schreiber auf, der die Arbeit verrichten mußte, während daß Heinrich in den Feldern ſpazieren oder ſich mit andren ländlichen Winterergötzlichkeiten vergnügen konnte. Solche kleine Reiſen waren für ihn Fahrten zur Freude: er wurde von dem Drachen, der ihn bewachte, erlöſt, und jedes Dorf, wohin ſie ihn führten, gab ihm das Bild ſeines Vaterſtädtchens, das Herrſchaftshaus eine Vorſtellung vom Schloſſe des Grafen Ohlau, und Garten und Felder jede Szene kindiſcher Glückſeligkeit wieder: Schwinger, die Baroneſſe, alle wandelten neben ihm her, ſie ſtunden vor ihm, ſie ſprachen mit ihm: die kahlen bereiften Bäume am gefrornen Waſſer waren ihm ſeine Feinde, die vom Himmel

gezüchtigt, verworfen, traurig und verlaſſen daſtunden und ihre Bosheit bereuten. Oft glühte ihm bei ſolchen Gedanken ſein Innerſtes, wie von aufloderndem Feuer, indeſſen ihm Hände und Geſicht vor Kälte ſtarrten, ohne daß er es fühlte.

Siebentes Kapitel

Izt hatte er unter ſo mancherlei Freuden, Ängſtlichkeiten, Täuſchungen Hoffnungen, Arbeit und Kummer einen ganzen Winter in Dresden zugebracht, Ulriken ſehnlich erwartet, und noch war ſie nicht da, wenigſtens nicht für ihn da, weil er ſie nicht zu finden wußte. Der Frühling erſchien, und noch hatte er ſie nicht gefunden. Mit dem Aufleben der Natur wachten auch ſeine Triebe und Tätigkeit zu ihrer alten Stärke auf: das Aktenſchreiben wurde ihm auf einmal eine Laſt, die wie ein Alpengebirge drückte: die Einſperrung, die er bei der Erſtorbenheit des Winters nur wenig fühlte, machte izt ſeine Stube zum Gefängnis: die ganze Welt wurde ihm zu enge. Die Frau mochte rufen und ſchreien: ſoviel ſie wollte —ſeine Feder ruhte: ſie mochte noch ſo oft fragen, wohin er ginge —er ging: ſie mochte ſchelten, drohen und ſtrafen—er achtete nichts, widerſprach ihr mutig und behauptete hartnäckig die Freiheit, ausgehn zu können, wenn es ihm beliebte, und der Doktor unterſtützte ſeine Anſprüche, ſoviel er vermochte. Er ſchweifte wieder herum wie ein Papilion, der aus der zerſprengten Hülle eben hervorgeflattert iſt: er freute ſich der muntern Saat, des hervorbrechenden Laubes, der wirtſchaftlichen Tätigkeit in Feldern und Weinbergen, der allgemeinen Emſigkeit, die ihm aus der reizenden Landſchaft ein Paradies machte.

Bei allen Freuden trug er doch eine Unruhe mit ſich herum, die ihn überredete, daß er unter allen dieſen wirkſamen Geſchöpfen das unglücklichſte ſei: er beneidete die Ackersleute, die ſo vergnügt mit lautem Pfeifen hinter dem Pfluge dreinſchritten, mit niemandem unzufrieden als mit ihren Pferden: ein Trupp froher Landmädchen, die mit froher Geſchäftigkeit den Acker reinigten, oder

lachend und ſcherzend ein andres Geſchäfte verrichteten, verſetzte ihn in Traurigkeit, und ein Bauerkerl, der mit einer dickſtämmigen Dorfvenus ſchäkerte, erregte ſeine Galle.

Sein Weg führte ihn an einem heitern ſonnichten Nachmittage durch die Felder nach dem Plauenſchen Grunde hin, den er izt zum erſten Male kennen lernte: er folgte, ohne es recht zu wollen, der Menge Menſchen, die eben damals ihren Spaziergang dorthin taten. In ſich vertieft, wurde er allmählich von einem nahenden Waſſergeräuſche erweckt, und ringsum betäubte ihn das Konzert rauſchender Waſſerſtürze, klappernder Mühlen und des herabſchießenden Flößholzes, das in den ſchäumenden Strudel mit hohlem Getöſe hineinſtürzte, verſchwand, weit jenſeit des Schaumes wieder langſam emporkam und ſanft dahinſchwamm. Auf einer Seite nackte Felſen, auf der andern Berge mit Geſträuch und Buſch, vor ſich eine Fläche mit Holz wie mit ſchwimmenden Nachen bedeckt—es ſchien ihm der Eingang in den Wohnſitz eines Gottes zu ſein: er ging längſt den Felſen hin, und ſeine begleitenden Spaziergänger verließen ihn ſchon, als wenn ſie ſich nicht in das Heiligtum der Natur getrauten. Er trat auf die zweite Brücke, und vor ihm ſtand ein Amphitheater, das in der Schöpfung nur einmal wurde. Auf der linken Seite dunkelbraune glattgeſchnittne Felſenwände, ſchief, wie Kuliſſen einer Schaubühne, hintereinander geſtellt, aus dem Fluſſe, der ſich an ihrem Fuße in wirbelnden Wallungen bricht, zu den Wolken gerade emporſteigend; rechts am Fluſſe der phantaſtiſch geſchlungne Weg mit ſtrauchichten rauhen Bergen, die mit den Felſenwänden ſich zu vereinigen ſcheinen, um die Szene zu ſchließen; in der Mitte das ausgeſpannte Waſſer; im Rücken und vorwärts Brauſen und Getöſe bald in leiſen Pianos, bald mit der angeſtrengteſten Stärke, in wechſelnden Solos und betäubenden Chören—er ſtaunte, mit melancholiſchem Schauer verweilte er bei dem herrlichen Anblicke, in tiefer Empfindung verloren, und nur mit Mühe riß er ſich los. Auch hier ſchien er noch mehr von den Menſchen Abſchied zu nehmen: der größte Teil ging zurück, und nur zwei Einſame folgten ihm in verſchiednen Entfernungen, ſo tiefſinnig,

als wenn ſie eine Not in dieſen Grund tragen, oder eine Geliebte in ihm ſuchen wollten. Durch vielfache Wendungen des auf- und niederſteigenden Wegs ging er, den Fluß unaufhörlich zur Linken, unter fernem und nahem Waſſergetöſe dahin: izt ſtiegen jenſeit des ſprudelnden Stroms zween waldichte Berge empor, boten ſich freundſchaftlich die Arme und ließen unter ihnen eine breite aufſteigende Kluft—er ſah in ihr hinauf und erblickte Gebäude: bald lehnte zur Rechten ein öder unfruchtbarer zerriſſner Bergrücken mit fauler Bequemlichkeit da und trug auf ſeinen Schultern ein Dorf, von welchem Häuſer, Leimwände und Strohdächer einzeln und in Gruppen über die Bergkrümmungen herabſchielten: izt ſchloß ſich die Ausſicht ganz, er glaubte in einer weiten Felſenhöhle zu ſein, aus welcher ein Fluß ſtrömte—plötzlich wand ſich der Weg um einen hervorſtehenden Berg und öffnete ein breites, mit Birken rings umſchloſſnes Tal: izt war dieſe Seite eine bergichte Wüſte, und jene ein lachender Hain, ſchnell wurde der Hain zum kahlen Felſengebirge, und aus der Wüſte ein bearbeiteter bepflanzter Berg: hier ſtunden längs am Waſſer hin verſilberte Weiden, in künſtlichen Reihen gepflanzt, hinter ihnen im aufſteigenden Gebüſche herrſchte die völlige Unordnung der Natur: dort lehnte am Fuß einer Steinklippe ein Gärtchen voll junger Obſtbäume, in weiße blinkende Stäbe eingezäunt, dort hing eins, vom zerriſſnen Dornzaune umgeben, mitten an einem ſchroffichten dürren Berge, und mühſam ſchwebte dort zwiſchen Steinen ein arbeitſames Weib und behackte mit weitausgeholtem Schlage, der Natur zum Trotz, ein Beetchen für die kleinen Bedürfniſſe ihrer Tafel: ihre Kinder klimmten auf Händen und Füßen an den vielzackichten Felſen hinan, während daß die ältern Brüder ſich ſchon auf der äußerſten Spitze wiegten und mit lautem Händeklatſchen der furchtſamen Schweſtern lachten, wenn ſie mit den ausweichenden Steinen weit zurückgleiteten und ſchrien, als wenn's dem jungen Leben gölte, ewig kletterten und ewig zurücktaumelten.

Der Schauplatz war leer, ſtill, melancholiſch tot, nichts als das fortwährende Geräuſch des ſtrudelnden Waſſers hörbar—

hie und da eine klappernde Mühle, ſelten ein vorüberſchießender Landmann, der aus der Stadt zur wartenden Familie zurückeilte, oder betrübt dem Arzt die Bezahlung für ſeine geſtorbne Hausfrau hineintrug, noch ſeltner ein langſam wandelnder Fruchtwagen! — außer dieſen Unterbrechungen lag hier unter dem engen Horizonte die tiefſte Einſamkeit ausgebreitet: Schweigen und Brauſen war ihre Sprache — eine Sprache, die ſo tief in Herrmanns Herze eindrang, daß ihm ſchauerte: mit Zittern und Furcht ſtand er da, die Einſamkeit feſſelte ihn an, und die Furcht drängte ihn von ihr hinweg: er ſuchte eine Anhöhe, ſtieg aus dem friſchen Schatten zu ihr hinan und ſchaute aus dem Sonnenglanze in die düſtere Tiefe, das einzige Meiſterſtück der Natur, hinab. Auch die beiden Spaziergänger, die ihm anfangs folgten, waren umgekehrt, der Träumer ganz allein.

„O wie iſt dies Tal ſo ſtill, und wie mein Herz ſo unruhig!“ — war ſein erſter Ausruf, als er eine Weile ernſthaft hinabgeſehn hatte. — „Von Leidenſchaften gepeinigt, gepeitſcht, wie der Strudel, der hier vor mir ſchäumt! — So ſoll ich dann ewig im Staube mich wälzen, ewig ein unwirkſamer Nichtsnützer bleiben? nimmermehr eine Tat tun, die mir nur einen Kranz der Ehre erwirbt? durchs Leben dahinſchleichen, mir immer helfen laſſen und niemandem helfen können? ein Laſtträger in der Welt ſein, zu den niedrigſten Arbeiten verdammt? — O die glücklichen Sterblichen, die Antonine, die Aurele, und die gleich ihnen ſich den Dank einer halben Welt und aller künftigen Zeiten verdienen konnten! Warum mußte ich nun der einzige ſein, der in rühmlicher Tätigkeit gern alle Adern ſeines Leibes zerſprengen möchte, und doch, wie ein Ackergaul, im langweiligen Karren ziehen ſoll? — Das Herz möchte mir ſpringen vor überſtrömender Wirkſamkeit; und da ſitz' ich, angefeſſelt am Blocke, muß dienen und arbeiten und ſehe deſſen kein Ende: kein Ende, wie ich's wünſchte! Was hilft's, wenn ich jahrelang mich um den kümmerlichen Biſſen Nahrung quäle? — ich bleibe doch ein Verachteter, ein Auswurf der Menſchheit, der nie beſitzen darf, was er liebt: Ulrike bleibt doch ein unerringbares Gut, nach dem ich nicht einmal ohne Beſchimpfung ſtreben kann.

Sie wird mich vergeſſen lernen, weil ſie ſich meiner nicht erinnern darf: ſie wird mich verachten, weil man ihr die Liebe verwehrt.— Aber ich muß meinem Schickſal entgegenarbeiten! ich muß mich ſtemmen, ihm trotzen und wider ſeinen Willen erlangen, was ich will.—Fort mit mir, ſoweit mich meine Füße tragen! Wo das Land fehlt, mag es ein Schiff tun! Entweder alles, was ich wünſche, oder gar nichts! Mag ich auf dem Lande oder im Meere umkommen! es kömmt doch immer nur ein Elender um, den niemand beklagt, weil ihn niemand kennt."—

Er ſprang auf, eilte die Anhöhe herab mit allen Bewegungen troſtloſer Wut, daß ihm der losgetretene Kies haufenweiſe nachrollte, ging mit heftigen Schritten am Waſſer zurück: Höhlen, Klüfte, Büſche, Felſen, alles war für ihn vernichtet, ſelbſt die Muſik des Waſſers nicht hörbar für ihn: alle Sinne hatten ſich auf den einzigen Punkt ſeiner Seele zurückgezogen, wo ſeine unbefriedigte Ehrbegierde nagte: ſein einziger Gedanke war—„ich bin der unglücklichſte Sterbliche"—und ſeine ganze Empfindung beſtund in dem ſchmerzlichen Gefühle ſeiner Unglückſeligkeit. Den Kopf voll ſo ſchwarzer Schatten, wie die Felſen um ihn über das Tal deckten, das nämliche Getöſe, Brauſen und Rauſchen in allen ſeinen Adern, wie von dem dahinſchießenden Fluſſe in den Felſen wiederhallte, in der entſetzlichſten menſchenfeindlichſten Stimmung des Geiſtes langte er bei der großen Mühle an: unter dem Getöſe des Waſſers, das über die Räder dahinſtürzte, ſchallten Menſchenſtimmen, lautes mutiges Gelächter hervor—er hätte umkehren mögen, ſo zurückſcheuchend, ſo abſtoßend war für ihn der Ton. Er ſchlug die Augen auf und erblickte Menſchengeſichter, zwei gutgekleidete Frauenzimmer, die an der Mühle ſaßen, eine ältliche Dame, die zurückgelehnt ſchlief, und eine junge, die mit einem Stäbchen im Sande ſpielte.—„O des widrigen Anblicks!" dachte er: „wie die Ruhe aus dem ſchlafenden Geſichte lacht, wie das Mädchen ſo zufrieden tändelt! Iſt denn ſo viel Glück auf der Erde, daß man ſo zufrieden ſein kann?"—Mit neidiſcher Bitterkeit dachte er es und kehrte das Geſicht von ihnen. Izt war er vor ihnen: ein Reſt von ſeiner verfinſterten Menſchenliebe lenkte

ſeine Augen auf die Damen: die junge ſah auf, beider Blick blieb aufeinander hängen — er ſtund — ging. — „Wäre das nicht Ulrike? — Sie iſt es!" — Seine täuſchende Einbildung ließ ihn zweimal das Ziſcheln ihrer Stimme hören — izt ſchon wieder! — izt hörte er gar ſeinen Namen nennen! — ſein Traum zwang ihn umzukehren. Die junge Dame ſtund auf, und noch war er vier völlige Schritte von ihr, als ſie auf ihn hervorſchoß, mit beiden Armen um ſeinen Hals! Da ſtanden ſie beide, feſt umklammert, als wenn eine Gottheit ſie zu freundſchaftlichen Bäumen einwurzeln ließ! Keins ſprach, keins bewegte ſich. Ein Mühlburſch, der an der Tür lehnte und die ſtumme Umarmung mit anſah, glaubte ſich aus Pflicht verbunden, die alte Dame zu wecken, zupfte ſie am Ärmel und zeigte, als ſie ſchnarchend auffuhr, mit dem Finger nach dem umarmten Paare. Die Alte ergriff den Spazierſtock, der neben ihr lag, wackelte mit ſchlaftrunkner Eilfertigkeit hin und riß an Ulriken mit ſolcher Gewalt, daß ſie beiden die Erſchütterung eines elektriſchen Schlags mitteilte: ihre Stärke reichte nicht zu, ſie zu trennen, ſondern ſie mußte den Mühlburſchen zu Hülfe rufen. Durch Vermittelung ſeiner nervichten Hände brachte er ſie auseinander, faßte, auf Befehl der Alten, die Baroneſſe in ſeine beſtaubten Arme und trug ſie in die Mühle, ohne der häufigen Hiebe zu achten, die ihm Ulrikens Unwille mit der Fauſt auf die breite Naſe verſetzte. Heinrich fiel ihm ohne Anſtand in den Rücken und ſchlug auf ihn los, daß eine dicke Mehlwolke aus der grauen Jacke herausfuhr: alles umſonſt! der Burſche ließ ſeine Beute nicht fahren. Heinrich, in ſeinem Zorne, gerade auf die alte Dame los! doch wie er ſich nach ihr wandte, hielt ſie hinter ſeinem Rücken ihren Rückzug in die Mühle — ſchnapp! war die Tür verſchloſſen.

Was zu tun? Den ſämtlichen Mühltruppen zu widerſtehn, fühlte er ſich zu ſchwach: auch ſchien ihm Gewalt überhaupt zu nichts nütze. Kurz bedacht, entſchloß er ſich voranzugehn, um den Weg zu gewinnen und dann in einer kleinen Entfernung hinter Ulriken in die Stadt zu ſchleichen und ſo ihre Wohnung zu erfahren. „Wenn ich nur dieſe weiß," ſagte er ſich, „dann ſollen

mich Millionen Mühlburſche und Tanten und Vettern nicht abhalten!" — Er ſetzte ſich in den Marſch und wanderte mit ſo behenden Schritten, daß er ſich kein einziges Mal umſah, ob ihm Ulrike folgte. Erſt in einer kleinen Entfernung vom Schlage ſah er eine Kutſche hinter ihm drein wackeln, die er für dieſelbe erkannte, welche nicht weit von dem Schauplatze ſeiner Wiedererkennung hielt: er erblickte die Baroneſſe darinne, verdrießlich in einen Winkel gedrückt; und nun wanderte er mutig hinterdrein. Sobald der Kutſcher auf dem Pflaſter war, ſchlug er die Pferde an, ſie trabten dahin, um eine Ecke hinum, — weg war die Kutſche! und erſchien auch nicht wieder: wie wehe das tat!

Seine Bekanntſchaft mit Betteljungen hatte ſich ſeit ſeiner Ankunft in Dresden nicht verringert! ſie paßten ihm in der Nachbarſchaft auf, um ihm ihr Anliegen zu entdecken, wenn er ausging oder nach Hauſe kam, und genoſſen auf dieſe Weiſe den größten Teil ſeines Taſchengeldes. Einer von dieſen Penſionären fand ſich auch itzo bei ihm ein, als er, voll wichtiger Uberlegungen, die Gaſſe heraufkam, und bat um eine kleine Gabe zur Abendmahlzeit. Der Burſch erregte bei ſeinem Wohltäter eine Idee, daß er ihm zu folgen befahl: als ſie im Hauſe anlangten, beſchrieb ihm Heinrich die Equipage, mit welcher er Ulriken hatte fahren ſehn, umſtändlich und fragte, ob er ſie nicht kennte. — „O ich kenne alle Kutſchen und Miſtwagen in der ganzen Stadt," fing der Junge an, „aber die Equipage kenn' ich nicht." — „Nicht?" fragte Heinrich erſchrocken. — „Halt!" hub der Junge von neuem an und verbeſſerte Heinrichs Beſchreibung in vielen Umſtänden: „war ſie nicht ſo?" — „Völlig ſo!" rief Heinrich entzückt. — „Ach, die kenn' ich genau!" war die Antwort: „ich bin ſo manch liebes Mal in meinem Leben mit ihr gefahren, wenn kein Bedienter hintenaufſtund. Sie gehört einer alten Schnattergans; Gott und ihr Vater werden's wiſſen, wie ſie heißt: es fährt immer ein kleines luſtiges Ding mit ihr, wir Jungen nennen ſie nur das Baroneßchen" —

Heinrich fiel ihm um den Hals. — „Die kennſt du!" redete er in ihn hinein.

„Ach, das iſt meine Herzensfreundin," ſprach der Burſch. „Ihre Fenſter gehen in ein kleines Gäßchen: nun laſſen Sie ſich einmal ſagen! Da treten wir hin und ſingen ein Liedchen — etwa ‚Mein Schätzel iſt ein gutes Kind' oder ſo was, und da wirft ſie uns Geld herunter, und da nehmen wir's und machen recht tiefe Bücklinge: da will ſie ſich zum Narren lachen."

Heinrich. Liebſter, beſter Freund! kannſt du ihr nicht einen Brief heimlich zuſtecken?

Der Junge. O, ſechſe für einen! das alte Geſpenſt, bei der ſie wohnt, paßt zwar auf wie ein Flurſchütze. Man darf ihr nicht einen Schritt zu nahe kommen, ſo flucht ſie wie ein Teufel. Sie reißt das arme Nüßchen herum, wie einen Wiſchlappen —

„Das häßliche Weib!" rief Heinrich und knirſchte.

„Aber laſſen Sie ſich nur ſagen!" fuhr jener fort, „ich will den alten Bootsknecht ſchon anführen: ich ſchleiche mich zur Tür des Baroneßchen und bitte, und wenn ſie mir etwas gibt, ſchenk' ich ihr mein Briefchen heimlich dafür. Unſereins verſteht das ſchon." —

Er wurde morgen früh auf den nämlichen Platz beſtellt, wo die heutige Unterredung gehalten worden war, die ſich mit Verſprechung eines anſehnlichen Trinkgeldes endigte, und der glückliche Heinrich ging ſtolz die Treppe hinan: er wandelte in den Lüften, und ſein Scheitel berührte vor Übermut die Sterne.

Die Doktorin empfing ihn mit ihren gewöhnlichen überhäuften Fragen und bekam nichts als lakoniſche Antworten: ſein Glück ſchwellte ihn auf: das ganze alltägliche Leben um ihn her, alles, wovon und was man mit ihm ſprach, war tief unter der Stimmung ſeiner Seele: er dünkte ſich ein Gott, für welchen ſterbliche Beſchäftigungen und Reden des gewöhnlichen Geſprächs zu gering waren. Mit ſo erhöhtem Fluge der Gedanken und Empfindungen, als wenn er im Äther ſelbſt ſchwebte, ſetzte er ſich an den Tiſch, um ſeinen Brief zu ſchreiben: ſeine Aufſeherin, die nicht wußte, was er ſchrieb, lobte ihn mit vollem Halſe über ſeinen Fleiß, daß er ſich ſogleich zur Arbeit kehrte und das Verſäumte wieder einzubringen ſuchte. Wie ihm das Lob widrig ſchmeckte!

Er hätte ihr vor Zorn an den Kopf fliegen mögen. Wen muß ein ſolcher Beifall über ſo nichtswerte Dinge, wie Aktenſchreiben, nicht beleidigen, wenn man ſo überglücklich, ſo erhaben über ſich ſelbſt iſt, als er ſich in dem Augenblicke fühlte?

Er ſchrieb in ſehr langer Zeit ein ſehr kleines Billett; denn bei jedem Worte flogen ſeine Gedanken mit ihm davon, ſchweiften unter Projekten zu öftern Zuſammenkünften, zu Entfliehungen und andern Mitteln, das Glück des Wiederfindens ſo gut als möglich zu nützen und ſich Ulrikens Beſitz zu verſichern, herum, und über den unendlichen Gedankenwanderungen verſchrieb er ſich ſo vielfältig, daß kein Menſchenverſtand in dem Geſchriebenen war, wenn er es durchlas: immer däuchte ihm, daß er noch etwas zu ſagen hätte, und nun noch etwas — er ſann nach, und dort lief ſein Kopf mit ihm davon! Er ſchloß — aber beim Jupiter! gerade das Wichtigſte vergeſſen! Sonach bekam ſein Brief ſechs Schlüſſe, und durch das öftre Wegwerfen der völlig unverſtändlichen Exemplare hatte er das Abendeſſen verſäumt und Mitternacht herangebracht; und doch enthielt das Billettchen nichts als eine Nachricht von ſeiner Wohnung und eine Bitte, den Briefwechſel durch den Überbringer fortzuſetzen und ihm bald zu einer Zuſammenkunft zu verhelfen. Hier iſt es, nach ſeiner Handſchrift genau abgeſchrieben.

Liebe Ulrike,

Liebſte Ulrike, Allerliebſte Ulrike

Ich bin außer mir. Schreibe mir heute noch. Ich weiß mich nicht vor übermenſchlichem Glücke zu faſſen. Ich bin bis in den Tod und in alle Ewigkeit

Dein aufrichtiger, ewig dich zärtlich liebender

Heinrich.

N. S. Schreibe mir ja durch den Überbringer. Ich bin entzückt, über Sterne und Himmel bin ich tief, tief in die Seele entzückt, daß ich dich wiederhabe. Der Überbringer iſt ein Betteljunge. Schreibe mir ja oft durch ihn, alles, wie dir's ergangen iſt. Ich verbleibe lebenslang mit der größten Zärt-

lichkeit und Liebe und Freundſchaft und Zärtlichkeit, ich kann dir gar nicht ſchreiben, wie ſehr ich bin

Dein getreuer unveränderlicher zärtlicher
Heinrich.

N. S. Wenn ich dich nur oft, recht oft, alle Tage, alle Stunden, alle Minuten ſehn könnte! Schreibe mir ja. Der Überbringer iſt ein Bettler, der für ein Almoſen unſern Briefwechſel beſorgen wird. Lebe wohl, tauſendmal wohl. Ach, daß ich nicht beſtändig bei dir ſein kann.

P. S. Ich wohne bei dem Doktor Nikaſius. Ach Ulrike, ich ſterbe vor Verlangen, wenn ich dich nicht jeden Pulsſchlag meines Lebens ſehn kann. Glaube daß ich bis in die Gruft und noch in jenem Leben dich lieben werde. Aber ich kann dich nicht genug lieben. Ich küſſe dich in Gedanken tauſend millionenmal, und möchte weinen, daß ichs nur in Gedanken tun muß. Ich verharre unausgeſetzt

Dein getreuer, feſt an deinem Herze hängender
Heinrich.

N. S. Du wohnſt in der Hölle bei einem Satan. Der Überbringer hat mir erzählt, daß du bei einer Tante wohnſt, die beſtändig flucht. Deine vermaledeite Tante geht mit dir um, daß es mich jammert. O wenn ich dem zähneblekenden Ungeheuer den Kopf ſpalten könnte! ſpalten!!!!! Es iſt mir ſo weh ums Herze, daß ich dir ſo nahe ſein muß und nicht Ich verbleibe

Dein betrübter, tief gebeugter
zärtlichſtinnigſtbrünſtigſtſehnlichſtſchmachtender
Heinrich.

Postscript. Wenn ich dich nur einmal, nur ein allereinziges Mal ſprechen könnte! Ich bin ſo melancholiſch geworden, daß ich Blut weinen möchte.

Ich bin mit aller Hochachtung

Ihr gehorſamer Diener,
Heinr. Ch. Herrmann.

Den letzten Schluß ſchrieb er halb im Schlafe, und die Höflichkeit trat an die Stelle der Liebe. — Die unſelige Liebe! was für ſchlechte Stiliſten ſie macht!

Nach langer quälender Sehnſucht, die ihn jede fünf Minuten an das Fenſter riß, erſchien der Bote am Ende der Gaſſe: er lief die Treppe hinunter und nahm ihm folgenden Brief im Hauſe ab.

---

den 12. Junius.

Wie ſehr ich mich geſtern über unſer plötzliches Wiederfinden gefreut habe, das weiß mein Herz und dein eignes. Nach einer ſo langen, ewigen Trennung iſt die Freude ſo voll, daß man von ſich ſelbſt nichts weiß. Aber lieber, lieber Heinrich! die Trennung iſt noch nicht aus. Der Onkel hat der Oberſtin, bei der ich itzo im Gefängnis ſitze, auf das Leben anbefohlen, mich keine Minute aus den Augen zu laſſen; und ſie kömmt dem Befehle ſo getreulich nach, daß ſie mich lieber am Halſe herumtrüge, wenn's ſein könnte. Auf dem Spaziergange darf ich nur den Kopf zurückwenden, um zu ſehn, wer hinter uns geht, oder auf die Seite kehren, um jemanden an einem Fenſter zu beſchauen, gleich geht das Unglück los. Sapperment! ſchreit ſie, wo gakeln Sie einmal mit den verfluchten Augen herum? — Bald geh ich ihr zu langſam oder ſtehe wohl gar ſtill, um etwas anzuſehn: In des Teufels Namen! fängt ſie an; ſo heben Sie doch die infamen Knochen! — Bald hab' ich Langeweile und eile nach Hauſe. — Daß Sie das Donnerwetter erſchlüge mit Ihrem hölliſchen Rennen! — und dabei reißt und ſtößt und wirft ſie mich herum, wie ihren Spaniol, wenn ſie eine Priſe nimmt. So eine widerliche Frau kann gar nicht mehr auf der Erde ſein: ihr Mund und ihre Bruſt iſt beſtändig mit gelbem Tabak überglaſiert, und wenn ſie mich mit den ſchmutzigen Fingern angreift, geht mir's allemal durch Mark und Bein. Als ich geſtern, da wir bei der Mühle ſo übel angelaſſen wurden, nach Hauſe kam, hat ſie mir recht mitgeſpielt: ſchon in der Mühle fluchte ſie auf mich, daß die Balken zitterten; und zu Hauſe ſtieß und zerrte und warf ſie mich ſo

gewaltig herum, daß der Abdruck von ihren großen gelben Tabaksfingern in Lebensgröße auf meinem weißen Kleide zurückgeblieben iſt. Wir haben uns im Zimmer von einem Ende zum anderen herumgejagt: ich wollte mich durchaus nicht von ihr anrühren laſſen, und ſie kann doch nicht ſechs Worte mit jemandem ſprechen, beſonders wenn ſie böſe iſt, ohne daß ſie nicht die Leute bei dem Arme oder an der Bruſt anpackt. — Schmälen Sie, ſoviel Sie wollen! rief ich immer und wehrte ſie mit allen Händen von mir ab. Greifen Sie mich nur nicht an! — Sie hüpfte immer, wie ein welſcher Hahn mit aufgeſchwollnem Kamme, und die Arme, wie ein Paar Flügel, ausgebreitet, auf mich los. Sapperment! ſchrie ſie, du Zeteraas! du wirſt doch nicht die Peſtilenz kriegen, wenn ich dich anrühre? Ich will dir die verfluchten Knochen zuſammendrücken: — und, Heinrich! nun packte ſie zu! wie ein Häſcher, packte ſie zu und ſchüttelte mich, daß ich dachte, ich ſollte das Fieber kriegen.

Sie muß dem Onkel alle Wochen einmal ſchreiben, wie ich mich aufführe; und ſie hat heute ſchon den ganzen Vormittag geſchmiert: du kannſt dir leicht vorſtellen, wovon. Nun werde ich ein ſaubres Briefchen vom Onkel über unſern geſtrigen Vorfall erhalten. Schadet nichts! Ich bin des Ausſchmälens ſo gewohnt, wie des täglichen Brots. Ich ſinge, ſpringe, hüpfe und bin luſtig, ſobald mir nur die Tante Sapperment vom Leibe iſt: das wehrt ſie mir auch nicht; denn wenn ſie den Wurm kriegt, ſo geht's mit ihr ſelber über Tiſch und Stühle weg. Wenn Fräulein Pimpelchen — den Namen hat ihr meine Tabakstante gegeben; denn das tut ſie allen Leuten — und Fräulein Nipelchen und Mamſel Zieräffchen zu uns kommen, dann geht's bunt über: da wird geſchrien und gelärmt, daß die Nachbarn neulich dachten, es wäre Feuer im Hauſe, und mannigmal iſt der Staub ſo arg, daß wir einander an die Köpfe rennen und in die Augen greifen und nicht wiſſen, wo wir ſind.

Zuweilen tut mir aber doch mitten in dem luſtigen Leben mein Herz recht weh, wenn mir's einfällt, daß ich meiner Tante,

der Gräfin, ſo viele Unruhe verurſache. Du weißt gar nicht, wie der Graf mit ihr umgeht, ſeitdem du weg biſt: ſonſt war er doch höflich: aber izt iſt das alles aus. Er brummt den ganzen Tag: nichts kann ſie ihm recht machen; und wenn ſie vor ihm auf die Füße fiele, ſo fährt er ſie doch an, wie eine Viehmagd: ein paarmal trieb er's ſo arg, daß ich mich des Weinens nicht enthalten konnte; und dann ging ich mit der Gräfin in ihr Zimmer: eine Träne jagte immer die andre bei ihr; ſie rang die Hände; ſie konnte kein Wort reden: das ſchmerzte mich ſo tief in der Seele, daß ich zu dem Grafen unangemeldet ins Zimmer lief und ihm zu Füßen fiel und bat, er möchte meiner Tante nicht ſo übel begegnen. Kannſt du dir einbilden, Heinrich?—Der Onkel war wirklich recht beſtürzt und räuſperte ſich ſo kurzatmicht, wie er immer tut, wenn er ſich nicht recht zu helfen weiß; er hub mich auf und drückte mir die Hand ſo ängſtlich, als wenn's ihm von Herzen leid täte: da trat der krummbeinichte Jakob ins Zimmer: gleich ließ mich der Graf fahren und ſagte mir mit gebietriſchem Tone —Geh in dein Zimmer! Wenn du in Zukunft etwas mit mir zu ſprechen haſt, ſo weißt du, wo du dich vorher melden mußt. Führe ſie fort! ſprach er zu ſeinem Jakob. Der Bube fletſchte die Zähne und freute ſich recht innig, daß ich ſo übel ankam: er faßte mich bei dem Arme, aber ich gab ihm einen ſo empfindlichen Naſenſtüber, daß er mich fahren ließ und hell, wie eine Trompete, in ſeine beiden Tatzen hinein nieſte.

Ich kann mir's gar nicht aus den Gedanken bringen, ob wir vielleicht an allem dem Unglücke ſchuld ſein möchten: denn ſeitdem wir im Kabinette ertappt worden ſind, hat es angefangen und nicht wieder aufgehört bis zu meiner Abreiſe nach Dresden. Die Gräfin hat uns ein paarmal verteidigt—

Ach! da hör ich unſern Boten betteln. Laß ihn morgen Nachmittag wiederkommen. Lebe wohl.

Ulrike.

Den folgenden Morgen kam wirklich ein zweiter Brief an, der die Fortsetzung ihrer abgebrochnen Erzählung enthielt.

---

den 13. Jun.

Allerliebster Heinrich,

Tante Sapperment buchstabiert heute noch an ihrem Briefe: sie schreibt, wie Onkels Reitknecht, den wir einmal behorchten, da er auf dem Futterkasten an seine Braut schrieb. H-o-ch Hoch — so buchstabiert sie laut vor sich, und wenn sie einmal drei Worte zusammengestoppelt hat, so liest sie sich's laut vor, um zu sehn, ob Verstand darinne ist; und dann ruft sie mich hundertmal und fragt mich: wie schreibt man denn das Wort? wie denn das? — Sag ich ihr, wie ich glaube, daß es sein muß, so ist's ihr niemals recht. — „Sapperment! das ist ja falsch; das klingt ja nicht!" — da streitet, da zankt und flucht sie! und wenn ich ihr recht gebe, um nicht zu streiten, so sappermentiert sie wieder, daß ich ihr nicht helfen will. Mir ist es nunmehr desto lieber, je länger sie über ihren Briefen zubringen muß: unterdessen kann ich ungestört an dich schreiben; und zu meinem noch größern Vergnügen glaubt sie itzo sogar, daß ich nicht richtig buchstabieren kann, und fragt mich deswegen sehr selten um Rat, nur wenn der Bediente nicht zu Hause ist, der ihr besser zu raten weiß — weil es bei ihm allemal klingt, wenn er vorbuchstabiert, sagt sie. Du müßtest dich zu Tode lachen, wenn du einmal zuhorchtest, was für Zeug die beiden Leute zusammenbuchstabieren; und mitunter wird dann auf beiden Seiten ein gutes Stückchen geflucht. Der Bediente ist einmal Packknecht gewesen und spricht mit allen Leuten, als wenn's seine Pferde wären. Wenn er der Tante zuweilen zwei N oder M vorgesagt hat, so ist sie imstande, ein ganzes halbes Dutzend in einem Zuge hinzuschmieren: — „Oh!" schreit der Bediente, wie zu einem Pferde, das stillstehn soll. — „Daß dich der Donner und das Wetter!" fährt die Tante grimmig auf und wischt die überflüssigen M mit der Zunge weg: „die verfluchten m laufen einem aus der Feder heraus, als wenn sie der Satan herausjagte. Nun

hab' ich gar die Wetteräſer alle ausgewiſcht." — „Ah! Ah!" ſpricht der Packknecht: „was blecken Sie denn die Zunge ſo lang heraus, wie ein Kehrbeſen?" — Dann fließt die Tinte auf dem naſſen Papier zuſammen: wieder ein Donnerwetter auf das Nackerpapier! dann wird ausgeſtrichen: daraus entſteht eine Donner-Blitz-Hagelsſau. — „Da! Hans Pump!" ruft Tantchen dem Bedienten: „das verfluchte Schwein iſt für mich zu groß"; und ſo ſchluckt es Hans Pump, wie eine Auſter, mit Haut und Haar vom Papiere weg.

Da haben wir's! da bettelt unſer Briefträger ſchon. Schick' ihn erſt übermorgen und etwas ſpäter! Viel tauſend Küſſe von

Deiner

Ulrike.

Der Termin war etwas weit hinausgeſchoben; und den zweiten Tag darauf erſt in der Dämmerung erſchien der verſprochne Brief: er war ſehr eilfertig und unleſerlich geſchrieben.

---

den 15. Jun.

Lieber, lieber Heinrich,

Tante Sapperment iſt zum Beſuch: ich will dir hurtig erzählen, was ich letzthin vergeſſen habe. Ich ſagte dir, daß es der Tante Gräfin izt ſo übel geht, weil ſie uns hat verteidigen wollen. Sie glaubt es nicht, daß wir die Abſicht hatten, davon zu gehn: aber der Graf läßt ſich's nicht ausreden. Ich klagte Schwingern mein Herzeleid, daß ich glaubte, die Tante müßte um meinetwillen ſo viel ausſtehn: allein er tröſtete mich und verſicherte, daß der Graf durch den ſchändlichen Jakob und ſeinen Vater wider ſie aufgebracht wäre. Die abſcheulichen Kreaturen können's nicht leiden, daß ſie den Grafen zuweilen zu etwas bewegt, was ihnen nicht lieb iſt: er ſoll durchaus nichts tun, was ſie nicht angegeben haben. Er fürchtet ſich auch vor ihnen, wie unſer Spitz vor der Tante Sapperment. Ich wäre noch lange nicht nach Dresden geſchickt worden, wenn die beiden Schurken nicht ſo getrieben hätten: aber für dieſe

Schurkerei bin ich ihnen herzlich verbunden. Ich rate auch noch eine andre Urſache, warum der Graf itzo noch ſo griesgramicht iſt: eh ich fortreiſte, ſpeiſten faſt alle Tage Advokaten, fremde Kaufleute und Bankiers bei uns: das geſchah auch bei meinem Papa kurz vor ſeinem Tode; und wenn ich die Mama fragte, was die Leute alle wollten, ſo antwortete ſie mir: wir müſſen ſie füttern, damit ſie uns das Brot nicht nehmen.—Ja, ſie kehrten ſich viel daran; denn da der Papa tot war, ließen ſie uns nichts zu beißen noch zu brechen.—Ich gebe dem Briefe vier, fünf, ſechs Küſſe für dich; nimm ſie ihm ab!

Deine

Ulrike.

Fünfter Teil

Erſtes Kapitel

Herrmann gab jedesmal ſeinem Boten, wenn er ihn ausſandte, einen Brief an Ulriken mit, worinne er ihr ſeine bisherigen Schickſale ſeit der Abreiſe aus ſeinem Vaterſtädtchen pünktlich und umſtändlich erzählte, und war deswegen den ganzen Tag unaufhörlich mit Schreiben beſchäftigt, ohne einen Schritt aus dem Hauſe zu tun. Die Frau Doktorin floß von Lobſprüchen über und weisſagte ihm mit der äußerſten Zuverſichtlichkeit, daß er in kurzem ein großer Mann ſein werde, weil er ſo fleißig an ihres Mannes Akten ſchriebe. Kaum daß er auf ihre Lobeserhebungen und Verheißungen hörte! Kaltblütig nahm er ſie an, und der Doktor, der wohl wußte, daß er wenig oder nichts für ihn arbeitete, ließ ſeine Frau aus Gutmütigkeit und Liebe für ſeinen Schreiber in ihrem Wahne.

Nach dem letzten, eilfertig geſchriebnen Briefe ſtockte die Korreſpondenz: der Bote ging zwar den zweiten Tag nach dem Empfange desſelben mit einem großen Schreiben von Heinrichen zur Baroneſſe, allein er brachte es wieder zurück, mit der Nachricht, daß ihn die Köchin abgewieſen habe.—War das Geheimnis verraten? Hatte man die Baroneſſe von Dresden weggebracht? Wollte man ſie verheiraten? Wollte man ſie einſperren?—Alles gleich wahrſcheinlich für den argwöhniſchen Verliebten! Dahinter mußte er kommen, koſtete es auch noch ſo viel. Sein Poſtbote wurde befehligt, gegen Erlegung eines baren Gulden die Gaſſe, wo die Baroneſſe wohnte, unabläſſig durchzupatroullieren, in der Nachbarſchaft und im Hauſe, doch mit Vorſichtigkeit, nach ihr zu fragen und bei der erſten gewiſſen Nachricht ſogleich getreuen Bericht zu erſtatten. Herrmann ſetzte ſich ebenfalls in Bewegung, auch durch ſich ſelbſt Gewißheit zu bekommen.

Neun Tage lang erfuhr er nichts, als daß Ulrike weder verreiſt, noch eingeſperrt, noch weggebracht ſei, ſondern ſich wirklich in Dresden befinde und alle Tage mit ihrer Tante ausfahre: er ſah auch einigemal die Kutſche, allein ſeit der Begebenheit bei der Mühle fuhr die Oberſtin nicht anders als mit zugemachten Fen-

ſtern, ſtieg bei einer Spazierfahrt nie aus, wenn es nicht in einem Garten oder andern verſchloßnen Orte war, und erlaubte Ulriken nicht einen Blick aus dem Wagen zu tun: ſobald ſie nur Miene machte, ſich nach dem Fenſter zu neigen, ſo wurde ſie mit einem Donnerwetter oder Sapperment wieder in die Ecke gedrückt. Das waren neun Tage, in Höllenpein zugebracht!

Erſt am zehnten langte ein Brief an, den ſie, mit Blei beſchwert, dem Kurier zum Fenſter herabgeworfen hatte. Er wurde nicht geleſen ſondern verſchlungen.

---

den 24ſten Junius.

Ich ſchreibe dir dieſen Brief, liebſter Heinrich, mit höchſtbetrübtem Herze, ſo voll Beklemmung, daß ſie mir den Athem nimmt. Was ich befürchtete, iſt geſchehn: die Oberſtin hat der Tante Gräfin den ganzen Vorfall bei der Mühle haarklein geſchrieben, und ich habe geſtern einen Brief von ihr bekommen, der mir am Herze nagt. Sie bittet mich um Gottes willen, ich ſoll mir Gewalt antun und meine Liebe gegen dich aufgeben. Sie hätte, ſchreibt ſie, aus zu guter Meinung von meinem Verſtande keine von allen Beſchuldigungen und verdächtigen Anzeigen wider mich geglaubt und ſehr oft durch meine Verteidigung des Onkels Unwillen auf ſich geladen: aber nunmehr, ſetzt ſie hinzu, hat mich das Geſtändnis, das du deiner Tante mit der äußerſten Frechheit in der Mühle tateſt, aus meinem Irrtum geriſſen: ich ſehe, daß du nicht bloß unvorſichtig, ſondern verführt biſt und deine Verführung liebſt, dir vielleicht gar etwas darauf zugute tuſt. Beſinne dich, Ulrike: bedenke, wer du biſt, wer dein Onkel und deine übrigen Verwandten ſind! und dann überlege, ob du es verantworten kannſt, uns allen eine ſolche Schande zu machen! Weiſe den liederlichen Buben—Heinrich! das Blut möchte mir aus den Adern ſprützen, indem ich's hinſchreibe: den liederlichen Buben! wenns nicht meine Tante wäre, ich wollte ihr eine verzweifelte Antwort auf den liederlichen Buben geben.—Weiſe den liederlichen Buben von dir! Meide, fliehe den Erzböſewicht, der uns

unſere Wohltaten durch Bubenſtreiche vergelten will! Alles Gute, was ich ihm erzeigt habe, muß ſein Verderben werden: mein eignes Verderben muß ich mir zur Strafe wünſchen, daß ich mich von unſeliger Schwachheit verleiten ließ, den Schänder unſers Hauſes ſelbſt zu erziehen. Noch weiß der Graf nichts von der öffentlichen Beſchimpfung, die dir der verhaßte Bube in Gegenwart deiner Tante angetan, die du mit Wohlgefallen ertragen haſt und ſogar zu verteidigen dich erdreiſteſt. Wenn dich der falſche verſteckte Böſewicht wirklich eingenommen hat, und es dir Mühe koſtet, ihn zu verachten, wie er's verdient, ſo will ich dir die Überwindung erleichtern. Ich bemühe mich izt um eine Stelle in einem Fräuleinſtift für dich, wo du zeitlebens verſorgt biſt, wenn ſich keine anſtändige Partie für dich findet: ich tue es heimlich ohne Vorwiſſen des Grafen, wenigſtens verhehle ich ihm ſehr ſorgfältig meinen Bewegungsgrund: allein kömmt es zuſtande, welches ich bald hoffe, weil auf Michael ein Platz ledig wird, ſo bin ich doch ſeiner Einwilligung gewiß, zumal da uns viele Urſachen nötigen, unſern Aufwand einzuſchränken. Erkenne meine Gnade, Ulrike! Setze deinen Stand und unſer Haus nicht aus den Augen, da du deiner Verſorgung ſo nahe biſt, und führe dich in der Zwiſchenzeit, bis du dazu gelangſt, mit aller Achtung für dich ſelbſt auf! Ich bitte dich um Gottes willen, Ulrike! tue deinem Herze Gewalt an und wirf dich nicht weg! Verbittre mir nicht den kleinen Reſt von Ruhe, den mir der Graf und ſeine Ohrenbläſer täglich mehr rauben! Erfahre ich nur das mindeſte von einem fernen, oder gar geheimen Verſtändniſſe zwiſchen dir und dem niederträchtigen Landläufer, ſo muß ich ſelbſt an deinem Unglücke bei dem Grafen arbeiten: ich muß ihm alles entdecken, und es wird ihm nicht viel Mühe machen, eine exemplariſche Strafe für Heinrichs Verwegenheit auszuwirken. Wie es dir ergehen würde, das kannſt du dir leicht vorſtellen: wie wehe ſollte mir's tun, eine mir ſo liebe Blume, die ich ſelbſt begoſſen und gepflegt habe, mit meinen eignen Händen zu zerknicken! Rührt dich die-

ſer Schmerz nicht, dann möchte ich dich nie gekannt haben und Dich haſſen können.—

Was ſagſt du zu dem Briefe, Heinrich? Muß ſich das Herz nicht umwenden, wenn man ſo etwas lieſt?—Ich zitterte, als ich ihn las, die Betrübnis wollte mich erſticken, und aus Liebe für die Gräfin ward ich durch ihre Bitte ſo bewegt, daß ich im erſten Augenblicke willens war, ihr zu gehorchen. Aber, Heinrich, es iſt mir unmöglich, ihr zu gehorchen: ich kann mich nicht von dir losmachen: ſo oft ich's wünſche, iſt mir immer, als wenn du bei mir ſtündeſt, mir um den Hals fielſt und riefſt: Um Gottes willen, Ulrike! gehorche nicht!—Nein, Heinrich! ich kann nicht gehorchen—Gott iſt mein Zeuge! ich kann nicht gehorchen! Du biſt mir ſo allgegenwärtig, ſo mein einziger Gedanke, wohnſt ſo ganz in mir, als wenn du meine Seele wärſt. Ich denke immer: könnteſt du dich denn nicht zwingen? könnte denn Heinrich nicht lieber eine von ſeinem Stande—kaum daß ich's ſo weit denke, ſo geht ſchon das ganze Zimmer mit mir herum; es wird mir bänglich, ſo ängſtlich, als wenn mir's das Herz abſtoßen wollte; ich laufe vor Wehmut und Bangigkeit aus einem Winkel in den andern: die vier Wände ſind mir ſo enge, als wenn ſie über meinem Kopfe ſich zuſammenſenkten, daß ich zum Fenſter hinunterſpringen möchte. Nein, Heinrich! ich ſchwöre dir's bei Himmel und Erde! ich kann nicht gehorchen! ich muß dich lieben! du mußt mein werden, und wenn die Verdammnis mein Lohn würde.

Ich habe hier, indem ich dies bei der Nachtlampe ſchreibe, die Hand auf die Bruſt gelegt, den Schwur laut getan und Gott zum Zeugen angerufen: ich will ihn halten. Es iſt mir ein großer Fels vom Herze gewälzt, daß ich ihn getan habe: es war mir, als ich ihn tun wollte, bei dem blaſſen Schimmer der Lampe völlig, als wenn die Tante Gräfin in ihrem weißen Atlaskleide zum Kabinett hereinrauſchte und mir den Mund zuhalten wollte: es lief mir ein rechter Totenſchauer über den Rücken; und wie ich ſchwur, fiel die zurückgeſchlagene Bett-

gardine — vermutlich weil ich mit dem Ellenbogen daran ſtieß — über mich herab: ich denke, die Tante fällt über mich her, ſo erſchrak ich: aber ich ermannte mich: ich vollendete den Schwur mit Zittern, und kaum hatte ich das letzte Wort geſprochen, ſo ward mir's wie Tageslicht vor den Augen, und Mut und Entſchloſſenheit belebten mich ſo plötzlich, als wenn ſie mir in alle Adern gegoſſen würden.

Ich bin entſchloſſen, feſt entſchloſſen, der Verſorgung in einem Stifte zu entgehn. Eine Verſorgung zeitlebens! — Ja, daran liegt mir viel! Die Leute denken, wenn man Eſſen und Trinken hat, dann iſt man verſorgt: hat man denn nicht auch ein Herz? Meins iſt verſorgt: ich bedarf gar keine Verſorgung weiter. Was bekümmert mich das bißchen elender Kleiderputz, koſtbare Tafel, Equipagen und Bedienten? Nehm' es, wer's mag! Ich war in dem geſtreiften Raſchrocke, als wir den Abend vor deiner Abreiſe im Kabinette beiſammen ſaßen, ſo glücklich und tauſendmal glücklicher, als ich niemals in dem ſchönſten Steifrocke bei dem herrlichſten Feſte geweſen bin. Wenn mich nun aller der langweilige Plunder nicht rührt? Wenn ich nun keine Verſorgung zeitlebens haben will? — Ich begreife gar nicht, wo die Leute hindenken! Ich muß doch wohl am beſten wiſſen, wie ich verſorgt ſein will: ich bin's ja, ich bin's ja! und wenn du nur einen Platz mit hundert, mit funfzig Talern Einnahme bekömmſt, ſo bin ich verſorgt! Zeitlebens nach Wunſch und Verlangen verſorgt! Aber das kann niemand begreifen: man möchte ſich zu Tode ärgern.

In ein Fräuleinſtift! — Es fährt mir eiskalt durch alle Glieder, wenn mir das Fräuleinſtift einfällt. So ein Stift ſtelle ich mir wie ein großes, winklichtes, finſteres, ſteinernes Haus vor, mit dicken, dicken Mauern, kleinen Fenſterchen mit runden rotberäucherten Scheibchen, wie ein Achtgroſchenſtück, große eiſerne Stäbe davor, daß man das ganze Jahr Licht in den dämmrigen Zellen brennen muß, weil der Tag durch das viele breite Blei nicht dringen kann — ein dumpfes, hochgewölbtes, graushaft ſtilles Kloſter mit langen ſchallenden Gängen, ſchma-

len finstern Treppen und spitzrunden Türen, mitten unter öden zackichten Felsen, daß man nicht durch die Fensterstäbe hindurchschielen kann, ohne zu fürchten, es möchte ein Stück losstürzen —in einem meilenlangen fürchterlichen Tannenwalde;—und so ein Gefängnis nennen die Leute eine Versorgung! Ja freilich! der Dieb hat auch eine Versorgung, der bei Wasser und Brot im finstern Turme sitzt. Lieber will ich mit dir hinter den Zäunen schlafen, in den Dörfern betteln, oder Ställe misten und Kühe hüten, als in so ein Stift gehn. Es bleibt bei unserer Verabredung unter dem Baume, da ich dir meinen goldnen Ring an den Finger steckte.

---

den 25. Junius.

Hier löschte mir diese Nacht die Lampe aus: ich mußte abbrechen, und heute früh konnte ich vor großem Vergnügen nicht wieder ans Schreiben kommen. Die Tante Gräfin hat der Tante Sapperment einen Teil ihres Schmuckes geschickt, damit sie ihn hier verkauft, und Onkels Sekretär, der ihn mitgebracht hat, soll ihn verkaufen helfen. Die Tante will einen Berliner Bankier heimlich davon bezahlen, doch ohne daß es der Graf weiß: wenn's nicht geschieht, so will der Bankier den Onkel verklagen; und dann wachen alle andere auf, denen er schuldig ist, sagte der Sekretär, und um sie alle zu bezahlen, reicht seine Herrschaft sechsfach nicht zu. Die Oberstin hat also heute den ganzen Vormittag nichts als Juden bei sich gehabt: es war eine Hauptlust, wie sie unter den Mauscheln herumfluchte und schimpfte, weil sie ihr nicht genug geben wollten; denn die Gräfin verlangt dreißigtausend Taler. Mit dem einen Juden kriegte sie gar Zank, daß ihn ihr Hans Pump zum Hause hinauswerfen sollte. Sie kann mit niemanden reden, ohne ihn anzugreifen: den Damen dreht sie die Brustschleifen entzwei und den Herren die Knöpfe ab, oder reißt ihnen mit den Nägeln Löcher in die Busenstreifen. Sie sprach also mit dem Juden am Fenster, das offen stund, und während des eifrigen Redens und Handelns drehte sie ihm einen Knopf nach dem andern ab und warf ihn zum Fenster

hinaus. Der Jude gab nicht darauf acht, und fünfe lagen ſchon auf der Gaſſe; ich konnte das Lachen kaum verbergen, ſo beluſtigte mich's, als ich zuſah. — Indem ſie an dem ſechſten Knopfe hantiert, wird ſie böſe, weil der Jude ſchlechterdings nicht ſo viel geben will, als ſie verlangt, und reißt ihm aus Grimm den Knopf mit ſo vieler Gewalt ab, daß der Mauſchel nach ihr hintorkelt. „Mein," ruft der Jude, „wo ſind meine Knöpfe?" und ſieht ſich in der Stube um. — „Du Schelm haſt keine mitgebracht!" antwortete die Tante. — „Mein, habe Knöpfe gehabt, ſo viel als Löcher! Da hat ſie ja Ihre Gnaden in der Hand." — „Da, du Fratzengeſicht!" — und ſo warf ſie ihm den ſechſten Knopf in die Augen. — „Aber die andern! die andern! habe ſo viel Knöpfe gehabt als Löcher, ſo wahr ich leb'! Sie werden doch nich von meinem Kleid weg nach Haus ſpaziert ſein!" — „Du beſchnittner Sappermenter! denkſt du, ich habe deine Knöpfe geſtohlen?" fuhr die Tante auf mit untergeſtemmten Armen. „Hans Pump! wirf mir den Eſelskinnbacken aus dem Hauſe!" Hans Pump trieb ihn aus dem Zimmer; und er ſchrie beſtändig die ganze Treppe hinunter — „Meine Knöpfe! meine Knöpfe! habe Knöpfe mitgebracht, ſo viel als Löcher!" — Als ich hernach ans Fenſter kam, ſtund er auf der Gaſſe und las ſich ſeine Knöpfe zuſammen. — Ich habe mir einen rauhen Hals gelacht über den poſſierlichen Auftritt.

Schicke übermorgen erſt!

Ulrike.

Herrmann war nicht ſo geneigt, ſich über die poſſierliche Geſchichte einen rauhen Hals zu lachen: entweder fehlte ihm Ulrikens Leichtſinn und Biegſamkeit, jeden hintereinander folgenden, noch ſo entgegengeſetzten Eindruck anzunehmen und gleich ſtark zu fühlen, oder die Liebe war zu ſehr ſeine herrſchende Empfindung, um einer andern den Eingang zu verſtatten, die nicht in der engſten Vertraulichkeit mit ihr ſtund. Auch hatte ihn die lange ängſtliche Ungewißheit vor dem Empfange dieſes Briefs und der wehmütige Anfang desſelben in eine Stimmung des Geiſtes verſetzt, die nicht

ſehr wohl mit der Beluſtigung harmonierte: nicht weniger ſchwer drückten die kränkenden Benennungen der Gräfin auf ſeine ganze Empfindlichkeit: der Niederträchtigkeit, der Bosheit, der Undankbarkeit ſich beſchuldigt zu ſehn, und ſo aufbringende Beſchuldigungen weder widerlegen, noch rächen zu können, welcher Schmerz für ſeinen Stolz! Er ſetzte in der erſten Hitze einen Brief an die Gräfin auf, worinne er mit Härte und Bitterkeit ſich über ihre beleidigenden Ausdrücke beſchwerte und ihr bei ſeinem Gewiſſen beteuerte, daß er nie die Größe ihrer Wohltaten, aber auch nie die Größe ihrer Beleidigung vergeſſen werde. „Nie kann ich," ſchrieb er, „nunmehr Ihren Namen ohne Haß hören, wie ich nie an Ihre Güte ohne Dankbarkeit denken will. Ich möchte, daß ich Ihnen alle dieſe traurige Wohltaten wiedergeben könnte, wenn ſie mir nur erwieſen wurden, um mir ungeſtraft das einzige zu nehmen, was weder Sie noch irgendein Menſch auf dieſer Erde mir zu geben vermögen — meine Ehre, meine Rechtſchaffenheit." —

Sein angegriffner Stolz verblendete ihn ſo ſehr, daß er nicht bedachte, welche Verräterei er an Ulriken und ſich ſelbſt durch ihn beging: erſt am folgenden Morgen wurde ſein Horizont wieder licht: er beſann ſich, daß die Gräfin nichts von der geheimen Mitteilung ihres Briefs wiſſen dürfte, zerriß den ſeinigen, ertrug mit ſtummem Schmerze ihre Kränkungen und betrachtete ſich als einen Märtyrer, der um ſeiner Geliebten willen litt. Dieſe Vorſtellung gab ſeinen Leiden einen ſo hohen Wert in ſeinen Augen, daß er ſie verdoppelt wünſchte: es ſchmeichelte ſeinem Stolze, ſich durch ſolche Widerwärtigkeiten ein Verdienſt um Ulriken zu erwerben: er wurde immer entſchloſſner, zur Vergrößrung ſeines Verdienſtes Schmach, Mangel, Kummer, Schmerz, Schimpf und Unehre aufzufordern und mit ihnen um Ulriken zu kämpfen. Mut und Standhaftigkeit wuchſen in ihm bis zur Begeiſterung empor: er ſchrieb folgendes Billett.

Ulrike, wie du in jener Nacht geſchworen haſt, ſo ſchwöre ich dir izt Entſchloſſenheit und Mut zu, und ſo gewiß du mich lieben wirſt, ſo gewiß will ich Martern, Hunger, Blöße, Schmerz

und Kränkung nicht achten, um einmal Dein zu werden. Ich bin entſchloſſen, ſo entſchloſſen wie du es ſein kannſt, unſrer Verabredung unter dem Baume zu folgen: veranſtalte eine mündliche Unterredung, um uns über die Ausführung unſers Vorſatzes umſtändlicher zu beſprechen. Vor allen Dingen müſſen wir für Geld ſorgen, es komme, woher es wolle: und dann in die Gefahren hinein! Eine ganze Welt voll Hinderniſſe ſollen uns nicht aufhalten: wir reißen uns durch, treten ſie danieder, oder ſie uns. Laß dich weder durch Bitten noch Drohungen irre machen und fürchte dich vor keinem Stifte! Müßt' ich meinen Kopf darüber verlieren, du ſollſt nicht hinein. Halte dich zu allem gefaßt und lebe wohl.

Das Blatt wurde zwar am beſtimmten Termine eingehändigt, aber erſt viele Tage darauf erſchien die Antwort der Baroneſſe.

---

den 26. Jun.

Es geht gewiß nicht gut, Heinrich! O welche Übereilung, daß ich ſchwur. Der Schwur frißt mir, wie ein Wurm, an der Seele. Sollten wir denn wirklich etwas Strafbares begehn, daß wir uns lieben? Du kannſt dir nicht vorſtellen, wie ich mich ängſtige und härme: es iſt heute wieder ſoviel Luſtiges bei uns vorgefallen, daß man ſich zu Tode lachen möchte: ja, wer lachen könnte. Es fährt mir wohl ein Gelächter durch die Lippen, aber es iſt ſo halbweinerlich, ſo ſauer, daß mir die Bruſt davon weh tut. Wenn ich nur nicht geſchworen hätte! Ich habe mich von Kindesbeinen an vor einem Schwure gefürchtet, und doch laß ich mich übereilen! Wenn ich nun zu ſchwach wäre, meinen Schwur zu halten? Wenn ich mich nun durch Bitten oder Drohungen bewegen ließ, ihn zu brechen? Wenn Gefahr oder Unglück, Elend oder Kummer zu groß, zu ſchwer für meine Schultern würden, und ich erlåg unter ihnen? Wenn mir's nun ganz unmöglich wäre, ihn zu erfüllen?—Und doch hab' ich auf meine Verdammnis geſchworen! Bedenke, was das geſagt heißt—auf meine Verdammnis! Und daran wäreſt du

ſchuld, wenn ich ſie verdiente: du nur, wenn ich mich in ewige Qualen ſtürzte! Ich kann nirgends Ruhe finden: die Angſt treibt mich herum, als wenn ich Mord und Diebſtahl begangen hätte.

---

den 27. Jun.

Ich mußte geſtern nachmittag hier abbrechen, weil mir vor Unruhe ganz ſchwindlicht wurde. Heute geht mir's noch ſchlimmer. Ach Heinrich! der Schwur bringt mich ins Grab! Sogar Schwinger hat an mich geſchrieben und ermahnt mich, von dir abzulaſſen. Wenn ein ſo vernünftiger gutherziger Mann unſre Liebe für ſträflich hält, dann muß ſie es ſein: aber ich habe geſchworen! Ich muß ſträflich handeln. Wenn ich nur Ruhe vor dem Gedanken fände!

„Reißen Sie," ſchreibt Schwinger, „meinen armen, hülfloſen Freund nicht ins Verderben hin; und Sie tun es zuverläſſig, wenn Sie ſeine Liebe unterhalten oder gar noch anfachen. Die Reizbarkeit ſeines Alters folgt freilich Ihren Lockungen; denn aus allen Nachrichten und Anzeigen muß ich ſchließen, daß Sie zuerſt mehr für ihn empfanden, als ſie ſollten, und daß Sie zuerſt bei Ihrem itzigen Wiederſehn ſeine ſchlafende Empfindlichkeit erregten. Wecken Sie keinen ſchlummernden Löwen und keine Liebe in dem Herze eines Menſchen auf, der nicht für Ihre Hand geboren iſt! beide zerfleiſchen ihn. Sie haben ihn ſchon der Gräfin verhaßt gemacht und aller künftigen Unterſtützung beraubt, die ich durch meinen Vorſpruch für ihn auswirken konnte: es iſt aus, ganz aus: er hat nicht einen Pfennig mehr von ihr zu erwarten: ich darf gar keine Fürbitte mehr wagen. Noch nicht genug! Der Haß Ihres Hauſes verfolgt ihn; und wenn Sie die brauſenden Begierden ſeines Alters bis zur wirklichen Liebe aufwiegeln, dann kann ich, ſchwacher Freund, nicht das mindeſte tun, um eine Rache zu hindern, die der Onkel bis zu ſeinem letzten Atemzuge für ihn aufheben wird. Und Sie, teuerſte Baroneſſe, Sie wollten Ihrem Lehrer für ſeine Liebe den Schmerz zum Lohn geben,

daß Sie ihm ſeinen Freund vor ſeinen Augen in eine Grube ſtießen, wo er elend verſchmachten muß?" —

Nein, Heinrich! ich kann, ich darf, ich will dich nicht lieben! Ich reiße dich ins Verderben, ſtoße dich in eine Grube, wo du verſchmachten mußt! Dich, der mir lieber als die ganze Welt iſt! den ich gern auf einen Thron, gern in den Himmel auf meinen Händen tragen möchte! Lieber will ich meinen Schwur brechen und verdammt ſein, als dich ins Verderben hinabreißen. Ich will ins Stift, will zeitlebens keinen Menſchen ſehn, noch hören, noch ſprechen, will mich einſperren, bis ich mich zu Tode gräme und in die Verdammnis übergehe, die mein ſchrecklicher Schwur verdient. — Diesmal geliebt und niemals wieder!

Izt bettelt der Junge an der Tür: aber ich kann dir unmöglich den Brief mitſchicken: es iſt der letzte, den ich dir jemals ſchreibe, und ich habe noch viel zu ſagen.

---

den 28. Jun.

Dein mutiges Billett habe ich geſtern nach dem Empfange zweimal geleſen, und wenn ich nur ein paar Augenblicke allein bin, zieh' ich's aus der Taſche, trete in einen Winkel und leſe. Es machte mir einen ſehr zerſtreuten unmutigen Abend: die Tante hat etwas Ehrliches auf mich geflucht, daß ich nicht redte und niemals antwortete, wenn ſie mich fragte. Izt iſt die Angſt überſtanden: ich bin wieder mutig und entſchloſſen — Heinrich! ich halte meinen Schwur. Schwinger ſtellt ſich alles zu gefährlich vor: er iſt bei jeder Sache gar zu gewiſſenhaft, und wer weiß, wie ihm die Tante Gräfin zugeſetzt hat? Du weißt ja, wie leicht ſie beide eine Mücke zum Elefanten machen. Was kann dir denn in fremden Ländern der Haß des Onkels ſchaden? Können wir denn die Sache nicht ſo heimlich anfangen, daß er niemals erfährt, wo wir ſind? — Und zudem, wenn auch mein Ungehorſam und meine Liebe gegen dich ſträflich iſt, muß ja doch wohl dieſe Sträflichkeit geringer ſein, als wenn ich einen Schwur breche, auf welchem die Verdammnis ſteht? — Nein, ich laſſe mich nicht irre machen: ich bleibe feſt

an dir und deinem Herze, und niemand ſoll mich davon losreißen, es ſei König oder Kaiſer. Ich bin izt ſo mutig — o ſo mutig und herzhaft, daß ich die Minute mit dir aus Dresden gehn wollte, wenn du bei mir wärſt. Es iſt, als wenn mein Herz davon hüpfen wollte, ſo friſch ſchlägt mir's: es ſchwillt mir vor Begierde bis zu den Lippen. — Topp, Heinrich! wir ſehn uns bald.

Du kleingläubiger Narr! was iſt dir denn um Geld leid? — Sieh doch her! hier in meiner Kommode liegen 36 Dukaten — alles erſpartes Taſchengeld! Tante Sapperment läßt mich nichts ausgeben, weil ich ſparſam, oder wie ſie es nennt, haushältriſch werden ſoll. Sobald ich alſo mein Monatsgeld bekomme, wird Gold eingewechſelt, zierlich in türkiſches Papier eingewickelt und, wie ein toter Hund, in einem roten Schächtelchen in meiner Kommode begraben. Ich ſeh es allemal dem armen Golde an, wie weh es ihm tut, daß es ſo lebendig begraben wird. Zum Verſchenken kriege ich einen lumpichten Gulden Silbergeld: drum kann ich auch unſern Boten ſo ſchlecht bezahlen: ich ſchäme mich jedesmal, daß ich ihm nur zwei oder vier Groſchen geben kann. Wenn er dieſen Brief holt, bekömmt er meinen ganzen Reſt von Silbergeld; denn nun iſt uns geholfen.

Von meinen 36 Dukaten will ich dir die Hälfte einmal des Abends in der Dämmerung ſelbſt bringen; denn dem Jungen mag ich ſie nicht anvertrauen, da es unſer einziges Bißchen iſt. Die andre Hälfte behalte ich bei mir, wenn wir etwa unterwegs voneinander getrennt würden. Laß unſern Boten nunmehr alle Abende in der Dämmerung bei unſrer Haustüre herumgehn: ſobald einmal Gelegenheit da iſt, wiſch' ich hinunter und laſſe mich von ihm zu dir führen. Daß du auch beſtändig bei der Hand biſt! Wir wollen uns nur auf ein paar Minuten ſehn und den Tag beſtimmen, wo die Reiſe fortgehn ſoll. — Topp, Heinrich! du wirſt mein.

Der Bote holt ja meinen Brief ewig nicht: er wird zu einem Buche werden, wenn er nicht bald abgeht. Ob er vielleicht

nicht mehr zur mir darf? Vielleicht daß man ihn für verdächtig hält!

---

den 5. Jul.

Ja, ja! hab' ich's doch gedacht! die ganze Hiſtorie iſt entdeckt. Den Jungen hat Hans Pump zur Treppe hinuntergeprügelt, wie er dir ſchon geklagt haben wird; und heute früh zog Tante Sapperment deine Briefe, die ich in einem Paketchen recht artig hinter der losgerißnen Tapete verſteckt hatte, hervor. Hans Pump hat die Tapete geſtern wieder annageln ſollen und ſie gefunden: um nicht den Groſchen zu verlieren, den ich ihm zuweilen zum Brantewein gebe, hat er meine Tante gebeten, ſo zu tun, als ob ſie ſelbſt dahinter käme. Sie traf alſo heute früh mit dem Hämmerchen bei mir ein, als wenn ſie ſelbſt die Tapete befeſtigen wollte, und zog das Paketchen heraus: das Herz tat mir weh, daß ich die armen Briefe in den gelben ſchmutzigen Tabaksfingern ſehn mußte. Sie las und fluchte: das war die ganze Geſchichte. Ich will dir etwas von unſerm Geſpräche herſetzen.

Sie. Sie ſappermentiſches Zeterkind! Sie laſſen ſich gar von dem Halunken Briefe ſchreiben?

Ich. Mir ſchreibt kein Halunke: Sie dürfen nur ſeine Briefe leſen, um dies ſchändliche Wort zu bereuen.

Sie. Aber, wie alle Wetter! haben Sie denn die Briefe gekriegt? Nicht wahr, durch den verfluchten Donnerjungen, der immer vor Ihrer Türe gebettelt hat?

Ich. Sie wiſſen's.

Sie. Seht mir einmal das Wetterkind! Iſt erſt drei Monate über ſiebzehn Jahr und doch ſchon ſo blitz-hagel-ſchlau? Ich hab' es in meinem zwanzigſten nicht ſo verhagelt fein machen können.

Ich. Manche Leute werden ſpät klug.

Sie. Nur nicht ſo ſpitzig, mein Fräulein Naſeweis! Wir ſind lange ſchon geweſen, wohin Sie wollen. — Schreiben Sie denn dem Hagel-Wetter-Jungen auch?

Ich. Meinem Heinrich? — Ja, ich ſchreib' ihm alle Tage, alle Stunden und Minuten.

Sie. Über Sie ſappermentiſches Element! Ich habe immer drei Tage gebraucht, um einen Brief an meinen Kapitän zuſammen zu ſtoppeln, und war doch ſchon fünfundzwanzig Jahr alt; und Sie Kreuz-Hagel-Donner-Wetterbalg ſchreiben Ihrem Igel alle Stunden und Minuten! — Wo ſind Ihre elementſchen Briefe?

Ich. Bei meinem Heinrich. Ich will ſie holen laſſen, wenn Sie darinne leſen wollen.

Sie. Aber, Potz alle Welt! ſagen Sie mir nur, wollen Sie denn den Ripel heiraten?

Ich. Nicht anders!

Sie. Das machen Sie einer Gans weis und nicht mir! Ich bin dabei geweſen. Potz alle Hagel! ich weiß, wie viel die Elle gilt. Aber wenn Sie nun einmal nach den verwünſchten Affenköpfen, den Mannsperſonen, hungert — Blitz und der Hagel! man weiß ja wohl, wie einem in Ihrem Alter zu Mute iſt — wenn Ihnen denn nun ja das Herz aus der Schnürbruſt nach den Äſern hüpft, ſo werfen Sie ſich doch, in des Teufels Namen, nicht weg! Suchen Sie ſich doch einen hübſchen Offizier aus! Es ſind ja ſo viele artige galante Kerlchen da: daß dich das Kreuzelement holte! das Herz lacht einem ja im Leibe, wenn man die herzallerliebſtſcharmanten Puppchen nur gehn ſieht. Fickerlot! man darf ja nur die Hand ausſtrecken, ſo hat man einen Vogel drauf ſitzen.

Ich. In ſo einem Falle würden Sie mir alſo erlauben, mich zu verlieben?

Sie. Ei, möchten Sie ſich verlieben, ſoviel Sie wollten! Suchen Sie ſich einen aus, ſag' ich Ihnen! Wenn's etwas Hübſches iſt, ſoll der Teufelsbraten bei uns eſſen, trinken und ein- und ausgehn, wenn, wie und wo er will. Sie mögen ja mit ihm anfangen, was Sie nur wollen — ich will die Augen zutun: Sapperment! ich will gar nichts davon hören noch ſehen.

Ich. Ihre Hand, Tante! wollen Sie das? Ich habe mir einen ausgeſucht.

Sie. Aber iſt er auch hübſch? Nicht etwa wieder ſo ein Katzenkopf?

Ich. O der vortrefflichſte Menſch auf der Erde! So voll Verſtand, voll Rechtſchaffenheit, voll Ehre, voll Annehmlichkeiten, ſo voll Empfindung, Feuer!—er lodert ganz von Tätigkeit! und kann lieben! ach lieben! lieben, wie keiner! Es iſt der vollkommenſte Geiſt—

Sie. Ach, was geht mich der ſappermentiſche Geiſt an?—Iſt er hübſch gewachſen? hat er rote Backen? ein hübſches freundliches Geſicht? Redet er viel? Iſt er luſtig? höflich? nicht ſchüchtern? nicht furchtſam?—Darnach frag' ich: was Henker! kommen Sie mir denn da mit dem Blitz-Hagel-Geiſte her? Und wenn er zehn Geiſter im Leibe hätte, man kann ſie ja doch nicht ſehn.

Ich. O alles, alles das iſt er! Voll des einnehmendſten Reizes! ſo lieblich lächelnd! Aus jeder Miene, jedem Akzente ſeiner Stimme, jeder Bewegung ſpricht Liebe, Gefühl: in allen ſeinen Handlungen iſt Seele und Nerven.

Sie. Über das Zeterkind! was das für eine Beſchreibung iſt! Man möchte zubeißen, ſo appetitlich! Hat ſie nicht mit den verfluchten Hexenaugen gleich das hübſcheſte in der ganzen Stadt ausgegattert?—Ja, man ſieht's auch den ſchwarzen Wetteräſern an, was dahinter ſteckt: ſie ſchießen herum, wie ein Paar große Karfunkel.—Aber der Hagel! haben Sie denn ſchon mit ihm geſprochen?

Ich. Freilich! Mehr vielleicht als mit Ihnen.

Sie. Und haben mir ihn niemals gewieſen?

Ich. Ich darf ja nicht.

Sie. Blitzelement! wer wehrt Ihnen denn das, wenn's ein hübſcher Kerl iſt?—Sagen Sie mir nur, wie er heißt? Ich will den Sappermenter gleich wiſſen: ſagen Sie mir nur den Namen!

Ich. Heinrich—und wenn Sie noch mehr von ſeinem Namen wiſſen wollen—Herrmann.

Sie. Kreuz-Wetter-Blitz-Donner-Hagel-Element! Das iſt ja der Eſelskinnbacken, der die Briefe hier geſchrieben hat!

Ich. Der nämliche! Ein recht hübſcher Kerl, wie Sie vorhin ſagten! Sie wollen ja die Augen zutun, weder ſehn noch hören, wenn's nur ein hübſcher Menſch iſt: ich ſoll mir ja nur einen recht hübſchen ausſuchen: ich hab' es getan.

Sie. Den verhenkerten Feuerripel! den Maulaffen!

Ich. Sie fanden ja aber meine Beſchreibung von ihm ſo appetitlich; und er iſt tauſendmal ſchöner, als ich ihn beſchrieben habe. Das Bild, das in meiner Seele von ihm liegt, das ſollten Sie ſehn! Wenn Sie dann mich tadeln können, daß ich keinen andern wünſche und begehre—

Sie. Schweigen Sie von dem ſappermentiſchen Nußknacker! Mich mit dem Stachelſchweine ſo zum Narren zu haben! Warten Sie! das werd' ich Ihrer Tante, der Gräfin, ſchreiben—alles, haarklein!

Ich. Wenn es Ihnen beliebt; ich darf mich Ihnen nicht widerſetzen. Schreiben Sie ihr alles, was ich itzo ſagte: von mir ſoll ſie erfahren, was Sie mir geraten haben. Vergeſſen Sie aber ja nicht ſie zu verſichern, daß ich dieſen Menſchen, den ich für den einzigen in der ganzen Schöpfung halte, immer und ewig lieben werde, ſolange noch ein Hauch in mir iſt; daß ich ihn, ſobald es die Umſtände verſtatten, auch heiraten will, und daß mich daran nicht Tante, nicht Onkel, nicht Himmel, Erde und Hölle hindern ſollen. Je mehr man mir widerſteht, je liebenswürdiger wird er mir, je beharrlicher und entſchloßner macht man mich. Ich habe meine Seele zum Unterpfande eines Schwurs gegeben, daß er mein werden ſoll: kann eine Tante mich von der Verdammnis losſprechen, wenn ſie mich zum Meineid zwingt?

Sie. Mir vergeht der Atem. Über das Blitz-Hagels-Kind! Ei, ſo ſchwöre du und alle Kreuz-Element-Teufel!—Bedenken Sie doch, Rikchen! was ſoll denn aus Ihren Kindern werden? Schabichte Füchſe, aus denen kein Menſch etwas macht!

Ich. Wenn Sie nur alles werden, was ihr Vater iſt. Seine

Eltern waren arme Leute, und doch iſt er mehr als alle die Grafen, Barone und Herren, die ich bei meinem Onkel geſehn habe.

Sie. Die verfluchte Liebe blendet Sie.—Sie verlieren ja Ihren ehrlichen Namen.

Ich. Ich bekomme ja einen andern ebenſo ehrlichen dafür.

Sie. Und dürfen hernach nicht mehr unter Ihresgleichen, in keine ordentliche Geſellſchaft kommen.

Ich. Das kann ich verſchmerzen.

Sie. Ach du Blitz-Hagels-Balg! Wenn du mein Kind wärſt, ich wollte dich ſchon geſcheit machen: ich drehte dir den ſappermentiſchen Hals um, wie einer Taube.

Ich. Sie wollen der Tante meine Entſchließung melden: ich will Sie nicht ſtören, wenn Sie izt, bei friſchem Angedenken, ſchreiben wollen.—

So ſchieden wir auseinander. Man paßt mir ſeit der Zeit entſetzlich auf, ob ich ſchreibe: aber ich ſehe mich wohl vor: ich tue es nur des Nachts. Ich war wohl ein wenig ſchnippiſch gegen meine Tante—es iſt ja nur eine Tante à la mode de Bretagne: und dann war ich gerade ſo herzhaft, ſo außer mir vor Mut, daß mir alles herausfuhr, ohne daß ich ſelbſt daran dachte. Du kannſt dir gar nicht vorſtellen, wie ich ſeit deinem letzten Billett vor Ungeduld brenne, dich zu ſehen und meinen Sparpfennig mit dir zu teilen: ich bin über und über eine Flamme, ſo begeiſtert mich die Hoffnung: ich laufe herum und ſuche in allen Ecken, und wenn ich hinkomme, weiß ich nicht, was ich ſuchen will: es iſt mir immer, als ob ich etwas wollte, als ob mir etwas fehlte, und wenn ich mir den Kopf zerbreche und ſinne und ſinne, ſo iſt es nichts.—Ach, lieber Heinrich! Izt fühl' ich, was leben heißt: einen Menſchen lieben, wie dich, das heißt es und nicht einen Buchſtaben mehr.

---

den 8. Julius.

Wenn dieſer Brief zu dir kömmt, ſo haben wir von großem Glück zu ſagen: aus dem Fenſter, anders kann ich ihn nicht

beſtellen. Schicke den Jungen in Zukunft unter mein Fenſter, und ſchreibe mir nicht weiter: ich bekomme es doch nicht.

Wenn ich nun ſo zum Fenſter hinunterſpringen und mich in der Taſche zu dir tragen laſſen könnte, wie dieſer Brief! Aber nur Geduld! die Not wird ſchon einmal aufhören: und dann, liebſter, allerliebſter Heinrich!—ich kann vor Freuden nicht ſagen, was dann geſchehen wird.

Ich küſſe, umarme, ſchätze, verehre, liebe, bete dich an, und verharre und verbleibe und bin in, vor und nach dem Tode, ſolang es nur ein Ich und Du gibt,

Deine

Ulrike.

Zweites Kapitel

Welcher Liebende ſollte nicht einer verſprochenen Zuſammenkunft, beſonders bei einer ſo kritiſchen Lage der Umſtände, mit allen Rudern und Segeln entgegeneilen?—Herrmann machte die verlangten Anſtalten dazu und begab ſich manchen Abend in höchſteigner Perſon unter Ulrikens Fenſter, um die Unterredung vielleicht zu beſchleunigen. Es vergingen acht, es vergingen vierzehn Tage, keiner darunter war der glückliche, wo ſie geſchehen ſollte: es vergingen zwei Monate, und noch war ſie nicht geſchehen. Unmutig über eine ſo traurige Verzögerung, wanderte er eines Abends im Vorhauſe auf und nieder und war feſt entſchloſſen, wenn ſich die Konſtellation am Himmel ſeiner Liebe nicht bald nach Wunſche änderte, das Äußerſte zu wagen, zu Ulriken zu gehn und mit Hintanſetzung aller Gefahr die Zuſammenkunft auf ihrem eignen Zimmer zu ſuchen: Siehe da! während dieſer unruhigen Beratſchlagungen mit ſich ſelbſt wird er Bewegung in der Dämmerung gewahr, hört etwas ſehr heftig keuchen und eine leiſe erſchöpfte Stimme, die ihm ſeinen Namen flüſtern ſchien: ohne zu unterſuchen, ob es Ulrike ſein könnte, ſetzte er voraus, daß ſie es ſei, ſprang hinzu und faßte—einen großen ungeheuern Jagdhund,

der ſich ſogleich mit Gewalt losriß und mit lautſchallendem Bellen ſeinen Abſchied nahm.

Armer Verliebter! Iſt wohl einer, ſolange Venus die Welt regiert, ſo vielfältig und ſo unglücklich in ſeinen Erwartungen getäuſcht worden? Als wenn Liebe und Schickſal es verabredet hätten, ſeine Standhaftigkeit zu prüfen! Wollten ſie vielleicht gar verſuchen, ſie wankend zu machen, ſo hatten ſie ſich ihren Mann nicht gut gewählt; denn jedes neue Hindernis, jede neue Täuſchung ſpannte ſeine Beharrlichkeit einen Grad höher. Er ging zwar, höchſtunwillig über ſein Ungemach, auf die Stube und ſetzte ſich in einen Winkel, aber nur um das angefangne heldenmütige Projekt deſto lebhafter zu überdenken. Es war beinahe bis zur Ausführung reif, und der nötige Enthuſiasmus befeuerte ſchon ſeine ganze Stirne, als plötzlich die Tür aufging. — „Wer da?" — „Ich!" — es war die Stimme ſeines geheimen Botſchafters, der ohne das Geſpräch weiter fortzuſetzen, die Tür offen ließ und davonlief. Ein neues Wunder! In einer kleinen Weile kam jemand geſchlichen: er konnte in der Dunkelheit nichts erkennen, aber ſeine Ohren hörten bald einen Ton, und ſeine Hände fühlten eine Hand, die er nicht zu verkennen vermochte. — „Heinrich! Ulrike!" ertönte Schlag auf Schlag, und Schlag auf Schlag drückte ſich Hand in Hand. Aber welch neuer Unfall: Sein Glück überraſchte ihn: er war zerſtreut, verlegen, ängſtlich: er hatte tauſend Sachen zu ſagen und wußte nicht, wo er anfangen ſollte: in ſeinem Kopfe ſtürzte ſich Gedanke über Gedanke, und Wort an Wort drängte ſich zur Zunge: der Mund war immer zum Reden geöffnet, und über der großen Bemühung, das Wichtigſte zuerſt zu ſagen und ja nichts Erhebliches zu vergeſſen, ſagte er gar nichts; denn es war alles gleich wichtig, gleich erheblich. Noch mehr Unglück! es war finſter in der Stube: er hatte nun faſt ein Jahr hindurch ein ſo liebes Geſicht nicht mit ruhiger Aufmerkſamkeit geſehn, hatte ſich ſo kindiſch auf den entzückenden Anblick gefreut, und auch dieſe Hoffnung mußte ihm fehlgehn! Und Licht zu holen, das fiel ihm in der Verwirrung gar nicht ein: auch hätte er ja indeſſen ein paar Augenblicke von Ulrikens Gegenwart eingebüßt!

Zum Glücke brachte die Baroneſſe mehr vorbereitete Faſſung mit. Sie übergab ihm eilfertig die Hälfte ihrer ſechsunddreißig Dukaten, berichtete ihm mit ebenſo übereilter Haſtigkeit, daß ſie nur einige Minuten verziehen könnte, damit nicht ihre Tante unterdeſſen vom Beſuche zurückkäme und ſie vermißte, und bat alſo inſtändigſt, ſogleich über die Hauptpunkte ihrer Unterredung, die Entfliehung von Dresden und die Beſtimmung des Orts, wo ſie einander treffen wollten, zu ſprechen. Eh er noch anfangen konnte, ſeine Meinung vorzutragen, unterbrach ſie ſich ſchon ſelbſt.— —„Ach!“ ſagte ſie, „weißt du, was für eine ſchreckliche Nachricht ich bekommen habe? Die Gräfin hat wirklich einen Platz im Stifte für mich ausgemacht: es ſoll zwar nicht ſo häßlich darinne ſein, wie ich mir's vorgeſtellt habe, aber ich danke doch dafür.— Hurtig, Heinrich! wenn Du mir etwas zu ſagen haſt!“

Heinrich. Natürlich unendlich viel! An unſrer itzigen Verabredung hängt ja unſer ganzes Glück. Wir müſſen die Zeit nützen. Nur hurtig, was du noch ſagen willſt!

Ulrike. Noch etwas Schrecklicheres! die Gräfin hat an meine Mutter geſchrieben und ihr unſre ganze Liebe erzählt. Das wird ein Lärm werden! Ich kann mich zwar nicht recht auf meine Mutter mehr beſinnen; denn ich bin ſchon in meinem ſechſten Jahre von ihr zum Grafen gekommen; und ſeitdem hab' ich ſie nicht wieder geſehn. Sie kann die Gräfin nicht leiden, und deswegen iſt ſie auch niemals zum Beſuche bei uns geweſen, wie du dich beſinnen mußt. Daran erinnere ich mich noch wohl, daß ſie mich zuweilen auf die Arme oder den Schoß nahm und ſtreichelte und küßte, als wenn ſie mich aufküſſen wollte, und kurz darauf durft' ich ihr nicht vors Geſichte kommen: da war ich ihr wieder ſo unausſtehlich, daß ſie mich anbrüllte, wie ein Löwe, wenn ich ihr zu nahe kam; und wenn ich etwas tat, das ihr nicht gelegen war, mußt' ich wohl gar das Eſſen entbehren oder mich in eine finſtere Kammer ſperren laſſen, damit mich der Pupu freſſen ſollte. Es iſt ein rechter Heide von einer Frau, wenn ſie böſe wird, das haben mir alle Leute geſagt. Kannſt du dir vorſtellen? Da mein Vater noch lebte und ſeine Güter noch nicht durch Kon-

kurs verloren gegangen waren, iſt ſie ſelbſt auf dem Felde herumgeritten und hat die Arbeiter mit der Peitſche ausgeprügelt, wenn ſie nicht fleißig genug geweſen ſind: ſie hat in ihrem Leben mehr als ein Pferd zu Tode gejagt und manchem Domeſtiken ein blaues Auge geſchlagen. Bedenk einmal, was wir alles von ihr zu befürchten haben! Wenn ſie nur nicht etwa gar auf den Einfall kömmt, mich zu ſich zu verlangen, bis ich in die Stelle im Stift einrücken kann! Das wäre mein Tod.—Ach! beſter Heinrich, wenn ich auf immer von dir getrennt würde! Es tut mir weh genug, es itzo zu tun—aber wir dürfen keine Zeit verlieren—

Heinrich. Jede Minute wollen wir nützen. O wenn unſre Liebe einmal aufhörte, eine verſtohlne Liebe zu ſein!

Ulrike. Bald, bald ſoll ſie das nicht mehr ſein: ich ſetze durch Waſſer und Feuer, um es dahin zu bringen: aber dann, Heinrich! dann wollen wir uns lieben, wie Engel: nichts tun und denken und fühlen als Liebe.—Wenn nur die Zeit nicht ſo drängte! daß wir ja nichts vergeſſen!—

So drehte ſich ihr Geſpräch ewig um Klagen über die gegenwärtigen Hinderniſſe ihrer Liebe und um erfreuliche, meiſtens ſchimäriſche Hoffnungen auf die Zukunft; bei jedem ſechſten Worte erinnerte Ulrike, daß ſie ſchlechterdings ihn bald wieder verlaſſen müßte, wollte gehn und blieb: beide ermahnten ſich unaufhörlich ja nichts Notwendiges zu vergeſſen und vergaßen alles: ſie führten ſich ſorgfältig zu Gemüte, daß ihre Entfliehung äußerſt dringend ſei, und daß man Zeit, Ort und Zuſammenkunft und tauſend andre Umſtände verabreden müſſe, und verabredeten auch nicht eins von allen: kurz, es war eine Beratſchlagung zwiſchen zwei Verliebten, die mit vielen andern Beratſchlagungen das Eigentümliche hat, daß man viel dabei ſpricht und nichts ausmacht.

Über dem vielen Sprechen mußte ſich notwendig die Unterredung bis in das Unendliche verlängern, und aus den paar Minuten, die man anfangs dazu beſtimmte, war izt mehr als eine halbe Stunde geworden. Plötzlich hörte man auf dem Saale murmeln und gehen: es ging jemand an allen Türen herum, verſuchte ſie aufzumachen und fluchte, wenn er ſie verſchloſſen fand.

Der nächſte Gedanke war, daß Herr und Frau vom Hauſe, die zum Beſuch waren, zurückgekommen ſein möchten: aber der Lärm näherte ſich immer mehr und man raſſelte bereits an der nächſten Tür. Angſt und Furcht überfielen die beiden Verliebten ſo heftig, daß ſie ſich beide in einen Winkel drückten, um nicht geſehn zu werden, wenn man ja hineinbräche. Nicht lange währte es, ſo klopfte man ziemlich heftig an die Tür: ſie atmeten kaum: die Tür ging auf, und Götter! wer trat herein?—Tante Sapperment, begleitet von Hans Pump, der eine große helleuchtende Stocklaterne trug! Ihr erſter Blick traf die beiden zitternden Verliebten, und mit dem erſten Blicke fuhr einer der kräftigſten Flüche aus ihrem Munde. Sie wütete wie ein erbitterter hungriger Wolf, der ein paar bebende Rehe in einen Winkel getrieben hat, um ſie zu würgen: ſie ergriff Ulriken, die das Bewußtſein eines Ungehorſams und die Überraſchung zaghaft machte, ſchleuderte ſie dem Bedienten in die Arme, der ſie mitleidig auffing, wie ſie von der Gewalt des Zuges bis zum Fallen dahin taumelte: Heinrich fiel zwar der Oberſtin in die Arme, allein zu ſpät: ſie ſpannte alle ſoldatiſche Kraft ihrer Nerven an, wand ſich los und ſtürzte ihren Gegner mit einem Stoße, daß er knirſchend über Stuhl und Tiſch dahinfiel. Augenblicklich wandte ſie ſich nach Ulriken und drückte ſie in die Arme zuſammen, daß ſie laut ſchrie und ſich der unwürdigen Behandlung widerſetzte: allein die Tante hatte die Größe und die Knochen eines Grenadiers, wurde durch den Widerſtand noch wütender und warf die ungleich ſchwächere Baroneſſe zur Tür hinaus: ſie ſchlug auf die Dielen darnieder, daß der Vorſaal von ihrem Falle ſchütterte. Sie lag ohne Bewegung da, und nur ein leiſes ſchmerzliches Hauchen war das Zeichen ihres Lebens. Ohne Erbarmung zog ſie die ſchnaubende Oberſtin auf, riß dem Bedienten die Laterne aus der Hand und gebot ihm Ulriken in die Kutſche zu tragen: es geſchah: er lud ſie mit dem derben Griffe eines Packknechts auf ſeine Arme, und wie ein Lamm, das von den harten Fäuſten ſeines Schäfers zur Schere hingeſchleppt wird, die ihm mit Wunden die Wolle rauben ſoll, ließ ſie ſich ohne Leben und Widerſtand mit ſchlaff niederhängenden Armen,

wankendem Kopfe und blutender Wange hinabbringen. Herrmann hatte ſich indeſſen aufgerafft und wurde durch ihr blaſſes blutiges Geſicht, welches der darauf fallende Laternenſchein totenähnlich machte, ſo bis ins Innerſte durchdrungen, daß er vor Wehmut keine Kraft zur Rache in ſich fühlte: er bat die Oberſtin mit der beweglichſten Rührung, Ulrikens zu ſchonen, und klammerte ſich vor Eifer und Inbrunſt ſo feſt an ſie an, daß ſie nicht von der Stelle konnte: ſie befand nicht für gut, ihn durch ein Verſprechen zu beruhigen, ſondern machte ſich von ihm los und eilte mit großen ſoldatiſchen Schritten Ulriken nach: Herrmann hinter ihr drein! doch da das Getöſe Bediente und Mägde im erſten Stocke verſammelt hatte, ſo gebot die Oberſtin den tollen Menſchen aufzuhalten: man gehorchte und führte den armen Herrmann, der vor Wut hätte zerſpringen mögen, die Treppe liebreich hinan, ſteckte ihn in ſeine Stube und ſchlug ſie zu.

Der Doktor und ſeine Frau erfuhren bei ihrer Zurückkunft von dem Bedienten des Hofrats nur den letzten Teil der Geſchichte, und zwar nicht die Begebenheit, wie er ſie geſehn hatte, ſondern wie er ſie ſich dachte: er berichtete nämlich, daß ihr Schreiber einen Anfall von Raſerei bekommen und eine Dame, die er auch nannte, auf der Treppe angegriffen, und ſich mit ſchwerer Mühe von ihr habe zurückhalten laſſen. Die Doktorin argwohnte gleich Mord, Totſchlag und wer weiß welch andres Unglück? der Mann hingegen argwohnte weder Gutes noch Böſes, ſondern ging mit gelaßnem Schritte von Herrmannen ſelbſt Erkundigung einzuziehn. Er fand ihn äußerſt niedergeſchlagen, troſtlos und verlegen; und weil das Gehör zu umſtändlich wurde, wandte der Verhörte Krankheit, Schmerzen am ganzen Leibe vor, und bat um die Erlaubnis ſich zu Bette zu legen, die ihm der Doktor ohne Anſtand erteilte: er wiederholte zwar von Zeit zu Zeit ſeine Hauptfrage, was er mit der Oberſtin vorgehabt hätte, allein der Kranke antwortete jedesmal mit Klagen über ſeine Schmerzen und lautem Stöhnen darauf, daß ihn der Doktor für heute in Ruhe ließ und ſeine Frau verſicherte, er ſei nicht toll.

War es aus Verſtellung oder weil er ſeinen Schmerz nicht

anders zu verdauen wußte? — wahrſcheinlicher das letzte, warum er einige Tage das Bette nicht verließ! Er aß und trank wenig oder gar nichts; wenn man ihn etwas fragte, ſchien er einzuſchlafen oder antwortete ſo undeutlich, daß man nichts vernehmen konnte. Alle ſeine Kräfte waren von Faſten und Kummer endlich ſo abgeſpannt, daß er für alles Gleichgültigkeit bekam: ob er ſtarb oder lebte, ob ſeine Liebe glücklich oder unglücklich ausfiel, ob er ſich verriet oder nicht, alles galt ihm gleich: kein Wunder alſo, daß er in dieſer trüben Verzweiflung alle ſeine Geheimniſſe entdeckte! Er offenbarte dem Doktor, der ihn fleißig beſuchte, ſeinen ganzen Liebeshandel, ohne ihn um Verhinderung oder Beiſtand zu bitten, und erzählte ihn ſo froſtig, wie die Begebenheit eines fremden Menſchen. Der Doktor lachte, tröſtete ihn ſpaßhaft und verwies zur Geduld.

Die Frau hatte ſich ſchon längſt bitterlich beſchwert, daß der Menſch nun ſchon drei Tage krank ſei, nichts tue und weder geſund werden noch ſterben wolle; hatte auch dem Manne abermals beide Ohren vollgebrummt, daß er ſich durch ſeine Gutherzigkeit verleiten ließ, einen Menſchen ins Haus zu nehmen, von dem man nicht wüßte, ob er toll oder geſcheit ſei. Sie wiederholte ihm izt, als er vom Kranken zurückkam, dieſe letzte Bedenklichkeit ſehr nachdrücklich. — „Ach," ſprach der Mann lachend, „mit dem Kopfe iſt er wohl geſcheit, aber das Herz iſt toll. Der Bube iſt verliebt."

Die Frau. Verliebt! — Nun muß er den Augenblick aus dem Hauſe: den Augenblick! Wer wird die Sünde auf ſich laden und einen verliebten Menſchen über Nacht bei ſich behalten? — Fort mit ihm!

Der Mann. Närrchen, was iſt denn nun weiter für Sünde dabei? — Er iſt verliebt.

Die Frau. Papachen, du weißt viel, was zu einer Sünde gehört. Deine Akten verſtehſt du: was Sünde iſt, das muß ich wiſſen. — Einen Sünder dulden, heißt ſich fremder Sünde teilhaftig machen, —

„Je Mäuschen!" unterbrach ſie der liſtige Mann, „er iſt in dich verliebt."

„In mich!" rief die Frau und wußte noch nicht, ob ſie es für Ernſt nehmen ſollte.

Der Mann. Freilich! in dich! Ich habe gar nicht geglaubt, daß ich ſo eine ſchöne Frau habe: er macht dich zum Engel, zur Göttin—

„In mich! — Der Menſch iſt ein Narr," ſagte die Dame lächelnd. „Er wird doch meinetwegen nicht verrückt worden ſein?"

Der Mann. Geh zu ihm, damit er ſich nur beruhigt! Du weißt ja wohl: in ſeinem Alter macht man nichts als tummes Zeug in der Liebe.

Die Frau. Iſt es denn etwas ſo ſehr Tummes, ſich in mich zu verlieben?—Geh an deine Akten, Papachen! Ich will ſehn, wie ſich der Kranke befindet.—

Die Wendung, die Papachen der Sache gab, war zwar liſtig, aber etwas boshaft; denn Herrmann konnte unter allen Mitgeſchöpfen weiblicher Art ſeine Frau am wenigſten leiden, das war ihm deswegen wohl bekannt, weil er ſeine Abneigung gegen ſie zuerſt veranlaßt hatte. Die Doktorin brachte geſchwind ihre kleinen Reize in Ordnung und begab ſich in die Stube des Kranken: ſobald ſie hereintrat, drehte er ſich um, das Geſicht nach der Wand zu, und ſchlief ſo feſt, als wenn ihn Circe eingeſchläfert hätte. Sie redte ihn an, und da ſie merkte, daß aus ihrer Anrede kein Geſpräch werden wollte, wanderte ſie wieder ab. Seit dieſer Zeit verſäumte ſie keine Gelegenheit, ihm zu gefallen und durch Anzug, Blicke und Dienſtfertigkeiten ihn noch verliebter zu machen, als er nach ihrer Rechnung bereits war, ohne ſich eine Minute lang der Sünde zu fürchten; und der Mann war viel zu froh, daß ihm ſeine Liſt ſo gut gelungen war, um ihr den Unzuſammenhang ihres Sündenſyſtems vorzurücken. Ob es mehr als Eitelkeit bei ihr war, das weiß allein ihr Herz.

Drittes Kapitel

Allmählich wurde dem Kranken ſeine Krankheit zur Laſt und mit den Kräften kehrte auch die Liebe in ihm wieder, wachte Sehnſucht und Entwürfe zu ihrer Befriedigung wieder auf. Am erſten Tage, den er außer dem Bette zubrachte, hörte er des Mor-

gens ſchon ſeinen Boten an der Türe betteln: in langer Zeit hatte ſein Ohr keinen ſo willkommnen Ton gehört. Mit froher Eilfertigkeit öffnete er die Tür und lud im Übermaße ſeiner Freude den Jungen höflichſt in die Stube ein: er überreichte bei dem Hereintreten ein kleines ſchmutziges Papierchen, das eine unleſerliche, halb verwiſchte Schrift, mit Bleiſtift geſchrieben, enthielt. Es war nichts herauszubringen als folgendes:

Heinrich, ich verlaſ heute noch Dresden. Meine grauſame Mutter hat mir ſchreiben laſſen, daß ſie in paar Tagen kommen und mich abholen will. In len wir uns ſind Ich halte mich nicht auf, wenn nicht gleich nachkömmſt. ſchreibe bald, wo ich bin, Lebe wohl.

Er drehte und wandte das Papier voller Ängſtlichkeit und vermochte kein Wort weiter herauszubringen: der Ort, den ſie ihm zur Zuſammenkunft beſtimmte, war verwiſcht, und das meiſte übrige erriet er mehr, als er es las.—„Wo haſt du das Billett bekommen?“ fuhr er den Jungen an.

Der Junge. Auf der Gaſſe bei der Oberſtin Haustür hat mir's das Baroneßchen gegeben. Sie hatte eine ſchwarze Kappe auf—ich hätte ſie nicht gekannt, wenn ſie nicht geſprochen hätte —ſie ſah aus, als wenn ſie verreiſen wollte, und ging ſehr hurtig nach dem Tore zu.

Herrmann. Wenn gab ſie dir's?

Der Junge. Ehegeſtern abends.

Herrmann. Und du, Unglücklicher, bringſt mir's heute erſt?

Der Junge. Ich habe ja geſtern faſt alle Stunden hier gebettelt: aber es hörte niemand.—

Dieſe Entſchuldigung ſagte der arme Liebesbote zwar ſehr laut, aber er hatte kaum das erſte Wort davon ausgeſprochen, ſo lag ihm ſchon der Stock auf dem Rücken. Herrmann, ohne ſie annehmen zu wollen, oder zu bedenken, daß ſie ſehr gültig war, weil er den ganzen geſtrigen Tag im Bette in der Kammer zugebracht und alſo ſein Betteln wirklich nicht hatte hören können, rächte er

ſich für die Tücken des Schickſals an dem unſchuldigen Abgeſandten und verfolgte ihn mit ausgeholtem Stocke die Treppe hinunter. Zorn und Wut über den unglücklichen Zufall ſtiegen bis zur Verwilderung: er buchſtabierte noch einmal das ſchmutzige Papier durch, aber ſchlechterdings ließ ſich der Ort nicht entziffern: er war auf immer und ewig verwiſcht. Er warf das verhaßte Blatt an die Erde, hub es auf, zerriß es und ſtreute die unendlich kleinen Fragmente in alle vier Winde aus: er ſcharmuzierte die Stube auf und nieder, und was im Wege ſtund, mußte die Wirkung ſeines Grimms erfahren: Taſſe und Teller, die vom Frühſtücke noch daſtanden, tanzten klirrend vom Tiſche herab und rollten zerbrochen über den Fußboden hin: der Spiegel bekam einen Schlag, der ihn zeitlebens in zwo Hälften teilte: der ſchnaubende Unglückliche hätte ſich ſelbſt in zwo Hälften zerfleiſchen mögen.

Die Doktorin, die der Lärm herbeigerufen hatte, kam mit kläglicher Gebärde zu ihrem Manne und verſicherte ſehr mitleidig, daß die Liebe dem armen Menſchen den Kopf verrückt haben müßte. — „Wenn man ihm doch nur zu helfen wüßte!" ſetzte ſie hinzu. „Es iſt doch wahrhaftig gar ein häßliches Ding, die Liebe, wenn man ſich einmal mit ihr einläßt. Der arme Menſch! War ſo artig, ſo hübſch! Ich fürchte mich vor ihm, Papachen: ich kann unmöglich auf meiner Stube allein bleiben."

Der Mann lachte und ſuchte ihr die Furcht zu benehmen.

„Ach, Papachen!" fuhr ſie fort: „du weißt nicht, wie weit es mit ſo einem Menſchen geht. Wenn ich nur nicht an ſeinem Unglücke ſchuld wäre! Es kränkt mich in der Seele: der arme Menſch!—Wenn du nicht bei mir bleiben kannſt, ſchließ ich mich ein."—

Wirklich ſchloß ſie auch ihre Tür ab und ſchob den Riegel vor. So hielt ſie ihre leichtgläubige Eitelkeit den ganzen Vormittag gefangen, und Magd und Bediente mußten jedesmal durch viele Beweiſe dartun, daß ſie es waren, ehe ſie hineingelaſſen wurden.

Kurz nach Tiſche langte Hans Pump, der Bediente der Oberſtin, an, um ſich zu erkundigen, ob Ulrike dieſe Tage her nicht ins Haus gekommen wäre. Die Dame hatte zwar unmittelbar den

Morgen nach ihrer Entlaufung an den Doktor geſchickt, und er ſtellte auch die Verſichrung von ſich, es ihr ſogleich zu melden, wenn ſich die Baroneſſe blicken ließ: da Herrmann die Tage her nicht ausgegangen war, ſo nahm er ihn gar nicht in Verdacht, daß er um die Entlaufung etwas wüßte, und über ſeinen vielen Geſchäften vergaß er, dem Kranken etwas davon zu ſagen, und wenn er ja daran dachte, ſo verhehlte er ihm die Begebenheit, um ihn nicht noch mehr zu kränken. Hans Pump hatte ſeitdem in der Gaſſe vor dem Hauſe des Tages und Abends patrouillieren müſſen: in andre Gegenden der Stadt waren andre Kundſchafter ausgeſandt worden. In der Länge wurde Hans Pump ſeines Poſtens überdrüſſig und kam izt, ſeiner Pflicht die letzte Genüge zu tun, das heißt, noch einmal im Hauſe anzufragen und dann von ſeiner Wache abzugehn: dieſe Anfrage wurde, weil der Doktor nicht zu Hauſe war, der Doktorin in die Hände geliefert. Sie war in der ganzen Geſchichte noch ſo neu wie ein neugebornes Kind und erſuchte Hans Pumpen, ihr den ganzen Vorfall vom erſten Anfange an zu berichten, welches er ſogleich mit möglichſter Weitläuftigkeit tat. Sie rechtfertigte Herrmannen auch, daß er wegen ſeiner Krankheit keinen Anteil an der Entfliehung haben könnte: dabei ließ ſie Eu. Gnaden, der Frau Oberſtin, mit etwas beleidigtem Tone melden, daß man keine lüderlichen Mädchen, wenn es auch Baroneſſen wären, bei ihr ſuchen müßte.

Nun ging ihr ein Licht auf. Sie vermutete zu ihrer empfindlichen Kränkung, daß ſie ihr Mann zum beſten gehabt oder aus einer andern Urſache hintergangen habe, als er ihr überredete, daß Herrmann in ſie verliebt ſei: gleichwohl ſich bei ihm darüber zu beſchweren und zu verraten, daß ſie ihre Eitelkeit verführt habe, der Lüge ihres Mannes zu glauben, war noch mehr erniedrigend: ſie beſchloß alſo, ihren Ärger zu verbeißen, ſich zu ſtellen, als ob ſie gar nichts von der Liebe des jungen Menſchen zu ihr geglaubt, ſondern ſeine Angelegenheit mit der Baroneſſe längſt ſchon gewußt und ihrem Manne verhehlet hätte. Sie erzählte ihm alſo, da er nach Hauſe kam, die unterdeſſen gemachte Entdeckung als eine bisher mit Fleiß verſchwiegne Neuigkeit; und der Mann, den

Kopf voller Gerichtstermine, nahm ſie herzlich gern dafür an, um nur in Ruhe vor ihr zu bleiben.

„Aber man muß dem armen Menſchen helfen," beſchloß ſie ihre Erzählung. „Man muß ihn aus ſeinen ſündlichen Gedanken und Neigungen herausziehn. Ich will den Herrn Magiſter Wilibald zu ihm ſchicken: der ſoll ihn bekehren." —

„Ja, ja, Mäuschen! das tu! und izt gleich!" rief der Mann, um ihrer endlich einmal los zu werden.

Die Frau ſchickte ſogleich in der nämlichen Minute zum Herrn Magiſter Wilibald, von dem nebſt ſeiner ſchwarzen Perücke ſchon einmal ſchuldige Erwähnung geſchehn iſt. Er war ihr Gewiſſensrat, hatte ungehinderten Zutritt zu ihr und genoß eine Verehrung von ihr, die faſt bis zur Anbetung ſtieg. — Er war — was aber niemand außer ihm in der ganzen Stadt wußte — ein theologiſcher Abenteurer ohne Amt, der mit Heiden- und Judenbekehrungen prahlte, die er nie gemacht hatte: er hatte die ganze pietiſtiſche Pantomime in ſeiner Gewalt, einen ſchleichenden Ton, und ſuchte durch die tiefſte weggeworfenſte Ehrerbietigkeit und Demut ſchwachen Seelen, beſonders den Weiblein, das unumſchränkteſte Vertrauen abzuſchmeicheln. Seinen Stolz und Ehrgeiz maskierte er ſo geſchickt, daß ihm viele die übertriebenſte Achtung und Ehrfurcht bezeugten, und er nahm ſie ohne Weigerung als Opfer an, die man durch ihn dem lieben Gott brächte, für deſſen Diener ſich der Unverſchämte ausgab. Die Natur hatte ihn mit einem Geſichte gebrandmalt, das mit ſo belehrender Deutlichkeit als ein eingebrannter Galgen vor ihm hätte warnen ſollen: der mittlere Teil war durch ſtarkes Branntweintrinken mit kupfrichter Röte überzogen worden, aus welcher große weiße Blattern, wie Kalkhaufen auf einem rotſandichten Ackerfelde, hervorragten: die beiden Enden des Geſichts beſtunden unten in einem gelbgrünlichen ſpitzigen Judaskinne, und oben in einer breiten weißen ſchuppichten Stirn, die an beiden Schläfen in ein Paar Hörner emporhob und in der Mitte bis zur Naſe ein tiefes Tal ließ. Durch einen Zufall, den nur der allwiſſende Himmel, Herr Wilibald und der Chirurgus kannte, hatte die Naſe einen Teil ihres knochichten Gebäudes ein-

gebüßt, daß ſie alſo mit ihrer dicken aufgelaufnen Spitze einer aufbrechenden Roſenknoſpe nicht unähnlich ſah: auch war ihr durch den nämlichen Zufall ein ſchwirrender Ton mitgeteilt worden, der bei jedem Atemzuge, wie der danebengehende Wind einer ſchlechtgeblaſnen Flöte, aus beiden Naſenlöchern deutlich und vernehmlich herausfuhr, und wenn er ſprach, wurden ſeine Worte beſtändig von dem Orgelwerke ſeiner Naſe in gebrochnen Akkorden begleitet. Es war, von allen Seiten betrachtet, der widrigſte und zugleich der unwürdigſte Menſch, der lüderlichſte, ausſchweifendſte, wenn er unentdeckt zu bleiben hoffte, ein vollkommnes Muſter der Tugend, wenn er in Gegenwart andrer handelte und ſprach, von vielen unendlich geachtet, von vielen faſt göttlich verehrt.

Dies verdammte Geſicht, in eine kohlenſchwarze Perücke geſteckt, trat izt in Herrmanns Stube herein, grüßte mit einem ſeichten Nicken und ſagte mit der gewöhnlichen Naſenbegleitung, daß die Frau Doktorin ihn, den Magiſter Wilibald, habe rufen laſſen, um ſich der Seele eines von ſündlicher Liebe kranken und geiſtlich toten Menſchen anzunehmen. Herrmann vermutete nichts weniger, als daß er dieſer geiſtlich Tote ſei, und bat ihn, noch voll von einem Reſte ſeines Unwillens, zur Frau Doktorin zu gehn, die ihn beſſer brauchen könnte als er. Der Magiſter ſetzte ſich nieder, legte den umgekehrten Hut auf den Schoß, die gefaltnen Hände darein, räuſperte ſich und fing mit lauter ſchwirrender Stimme an:

„Seht mich nicht an, daß ich ſo ſchwarz bin“ —

„Warum tragen Sie ſo eine verfluchte ſchwarze Perücke?“ unterbrach ihn Herrmann.

Der Heidenbekehrer ließ ſich nicht ſtören, ſondern hub mit verſtärkter Stimme noch einmal an:

„Seht mich nicht an, daß ich ſo ſchwarz bin; denn die Sonne hat mich verbrannt. Seht mich nicht an; denn ich will vor Scham vergehen; ich möchte mir vor Reue das Geſichte zuhalten; ich kann vor Scham die Augen nicht aufſchlagen, noch vielweniger mir von andern, beſonders von frommen und wiedergebornen Leuten und Menſchen, ins Geſicht ſehn laſſen. Daß ich ſo ſchwarz bin,

ſo ſchwarz, wie eine Kohle, von großer Sündenſchwärze; ſchwarz, wie ein Mohr, den niemand bleichen kann; ſchwarz, wie ein Rabe, der ſich von Aas und Luder nährt, gleich den Menſchen, die in lüderlichen Neigungen und Affekten erſoffen und ertrunken ſind. Aber warum bin ich ſo kohlſchwarz? denn die Sonne, oder wie Sie lieber ſagen möchten, denn die Liebe hat mich verbrannt: verbrannt, das heißt, wie eine Glut im Feuerofen, oder welches noch heißer iſt nach der Bemerkung erfahrner Naturkündiger, wie die Flamme der Sonne, wenn ſie im heißen Mittage ſteht, hat mich das hölliſche Feuer der Liebe verſengt, gebraten, in Aſche und Staub verwandelt.“ —

„Leider! leider!“ unterbrach ihn Herrmann ſeufzend. „O hätt' ich nie eine Minute lang Liebe in mir gefühlt! nie etwas anders als Ungeheuer um mich geſehn, die mir nichts als Haß und Widerwillen einflößten! Wenn es möglich wäre, ein Gelübde zu halten, dem mein Herz widerſpricht — auf der Stelle wollt' ich ſchwören, nie mit einem Gedanken, mit einer Nerve wieder Liebe zu empfinden.“

Der Magiſter. Alſo empfinden Sie wahre Reue darüber?

Herrmann. Reue, Schmerz, Betrübnis, Ärger, Kummer! alles, was nur eine menſchliche Seele martern kann! — Wer hat wohl mehr Urſache dazu? Wenn ich meinem Verlangen ſo nahe bin, daß ich nur zuzugreifen brauche, dann jagt mir's plötzlich der Zufall, wie der Wind eine Feder, vor der Hand weg. Iſt in der ganzen weiten Welt ein unglücklicherer Menſch als ich? Und was machte mich unglücklich? Fünf oder ſechs elende verwiſchte Buchſtaben! O der traurigen Welt, wo das Glück des Lebens von einem Bleiſtiftzuge gegeben oder genommen wird!

Der Magiſter. Sie verabſcheuen, haſſen und verachten alſo die Welt ſamt allen ihren Lüſten und Begierden?

Herrmann. Ja, und nur um eines Geſchöpfes willen verfluch' ich ſie nicht. Nur um eines Geſchöpfs willen! Die übrigen ſind nur da, um die Glückſeligkeit andrer zu ſtören, zu hindern, zu verbittern.

Der Magiſter. Ja allerdings! die Welt liegt im Argen: es iſt alles eitel. Entſagen Sie der Welt?

Herrmann. Mit Freuden! In dem tiefſten unzugänglichſten Gebürge wollt' ich mir eine Hütte bauen und als Einſiedler mein ganzes übriges Leben in der traurigſten Einſamkeit zubringen: aber Ulrike! die Arme, Verlaßne, Verfolgte! Aus Liebe zu mir verließ ſie Wohlſein und Rang.—Wo ſie izt herumirren mag? In welcher elenden Leimhütte wohnen? Auf welchem beſchmutzten Lager ruhen? Immer ängſtlich, immer beſorgt, wie eine Taube, die den Habicht flieht.—O der unſelige Bleiſtift!

Der Magiſter. Sie bereuen alſo von ganzem Herzen Ihre Liebe?

Herrmann. Wie ſollt' ich etwas nicht bereuen, das mich auf immer unglücklich macht?—Aber was hilft Reue?—Ich muß ſie finden, die Unglückliche, oder mich zu Tode quälen.

Der Magiſter. So wünſch' ich Ihnen gute Beſſerung.—

Mit dieſem chriſtlichen Wunſche nahm er Abſchied und berichtete ſeiner Gönnerin, daß der junge Menſch auf dem rechten Wege ſei, ſich zu beſſern; und weil ſie vorausſetzte, daß er ihn dahingebracht habe, lobte und pries ſie ſeine ungemeine Kunſt, die Leute zu bekehren, und ermahnte ihn, das angefangne gute Werk durch wiederholte Beſuche fortzuſetzen, welches er ſeit dieſer Zeit täglich tat. Die Unterredung fiel faſt allemal auf den nämlichen Schlag aus: Herrmann wurde täglich verdrießlicher, unzufriedner und erbitterter auf die Liebe und auf ſich ſelbſt: er ſchalt ſich, daß er die Torheit gehabt hatte, ſich in eine Baroneſſe zu verlieben, und wünſchte, ſie ohne Verletzung ſeines Gewiſſens nicht mehr lieben zu können. —„Den Schmerz wollt' ich tragen," ſagte er ſich oft: „aber was hilft es der unglücklichen Vertriebnen, daß ich nicht länger ein Tor bin? Sie hat ſich einmal zum Opfer meiner Torheit gemacht."

Bald tadelte er Ulriken bis zum Erzürnen, daß ſie ſeine Liebe erregt, ermuntert und unterhalten habe, und zuweilen war er recht erbittert, daß ſie ſo liebenswürdig ſei.—Wenige Augenblicke darauf dankte er ihr alle Freuden ſeines Lebens, ſchien ſich ſelbſt durch ſie der Glückſeligſte auf der Erde geworden zu ſein, und ſah in ſein Leben, wie in ein finſtres wüſtes Leere, hinab, wenn Ulrike es nicht durch ihre Liebe angefriſcht, munter und fröhlich gemacht hätte.—Izt beſchloß er, ſeine Neigung zu bezwingen und Ulriken

dem Elende zu überlaſſen, worein ſie ſich unbeſonnen ſelbſt geſtürzt hätte: ihre Entfliehung, ihr Schwur erſchienen ihm als übereilte tolle Handlungen, und die ganze Ulrike als eine Zuſammenſetzung von Unbeſonnenheiten und Schwachheiten, ohne Überlegung, ohne Vernunft.—Nach einem paar Atemzügen erblickte er ſie ſchon wieder als eine verdienſtvolle Märtyrerin ſeines Glücks, als die edelſte großmütigſte Seele, der er für alles Ungemach, Schmerz, Beſchwerlichkeit, Verfolgung nicht feurig genug zu danken glaubte, und wenn er ſich ihr lebendig opferte: er mußte ſie aus Dankbarkeit lieben, und kaum hatte er dieſen Gedanken einige Minuten verfolgt, ſo zeigte ſich ihm ſein Entſchluß, ſie nicht zu lieben, als eine platte Unmöglichkeit, als eine Idee, die man nur in der Fieberhitze haben könnte, die er gar nicht zu begreifen vermochte; und nun riß ſeine Phantaſie mit ihm aus: er ſah in Gedanken Ulriken unter tauſendfachen Gefahren, in Stürmen, Ungewittern, zu Waſſer und zu Lande, unter Löwen, Tigern, Bären und Wölfen, in Krankheit, Hunger, Gefängnis, Verfolgung, und jedesmal ſich als ihren Erretter, der, wie ein mutiger Perſeus, herbeieilte, ſie befreite und zur Belohnung ſeines Mutes ihre Hand empfing. Nun war es ihm leid, daß er nicht ſo hurtig, wie die Liebeshelden ſeiner Fabelwelt, auf geflügelten Drachen oder Roſſen reiten konnte: er wäre den Augenblick durch alle Lüfte gejagt, wenn er einen Pegaſus gehabt hätte.

In dieſer ſchwankenden veränderlichen Gemütsverfaſſung, wo ſich die Dinge und Umſtände faſt mit jedem Pulsſchlage von einer andern Seite, in anderm Lichte, mit andern Farben zeigen; wo Hell und Dunkel in der Seele mit ſo ſchnellem Vorüberſchießen abwechſelt, wie Licht und Schatten an einem Apriltage; wo kein Entſchluß länger als fünf Minuten dauert, und die Seele wechſelsweiſe von Vernunft, Einbildung, Leidenſchaft gleichſam gewiegt wird, ohne daß ſie lange zu einem feſten Stande gelangt: —in dieſer nicht ſonderlich angenehmen Gemütsverfaſſung empfing Herrmann einen Brief von Schwingern, der ihn unerwartet, wie ein Blitz, traf.

Lieber Freund,

Noch will ich dir dieſen Namen nicht entziehn, ſo wenig du dich ſeiner würdig zu ſein beſtrebſt. Du zwingſt mich eine Sprache mit dir zu reden, die ich in deinen Kinderjahren nie gebrauchen durfte: aber auch nie haſt du, als Kind, mich bis zu ſolchem tiefen Schmerze betrübt, wie izt in deinem Jünglingsalter. Bis zu deinem funfzehnten Jahre warſt du ein Weiſer, und izt in deinem ſiebzehnten wirſt du ein Tor! Doch warum ſag' ich ein Tor?—Ein Laſterhafter und faſt ein Böſewicht! Heinrich, ich bitte dich um meiner Ruhe willen, erzeige mir die einzige Wohltat und widerlege mich! ſtrafe mich Lügen, daß ich dich einen Böſewicht nannte! ich beſchwöre dich darum.

Doch warum halte ich dir nicht lieber gleich das Gemälde deiner Vergehungen vor die Augen, daß du mit Scham und Reue vor ihm zurückbebſt?—Du haſt durch eine einzige Torheit ein ganzes Haus, das dich erzog, nährte, pflegte, eine Dame, die dich noch vor einem Monate durch ihre letzte Wohltat unterſtützte, in Tränen, Uneinigkeit, Gram und Herzeleid verſenkt. Wo war deine Vernunft, als du dir zuerſt eine ſo ausſchweifende Neigung gegen die Baroneſſe erlaubteſt? denn ſolange ich auch aus Freundſchaft für dich daran zweifelte, ſo kann ich leider! nicht länger in dieſem gutgemeinten Wahne beharren! dein eigner handſchriftlicher Beweis zeugt wider ihn und dich.

Heinrich, einen Augenblick Überlegung! haſt du ganz vergeſſen, daß dein Vater Einnehmer des Grafen Ohlau war, des Grafen Ohlau, deſſen Schweſtertochter du dich zu lieben erdreiſteſt? deſſen Schweſtertochter du deine Geliebte, deine künftige Gattin nennſt und ihr Mut und Entſchloſſenheit zuſchwörſt, um mit ihr durch alle Gefahren dich hindurchzureißen? daß dein Vater Einnehmer, abgedankter Einnehmer des Grafen Ohlau iſt, der ihm durch ein kümmerliches Gnadengeld das Leben friſtet, deſſen Schweſtertochter du wider alle deine und ihre Feinde beſchützen willſt? Widerſetzte ſich nicht deine Feder, als du dies zu ſchreiben wagteſt? Und wer ſind dieſe Feinde?—

die Gräfin Ohlau, deine Wohltäterin, deine wahre Mutter, die dich geliebt, erzogen, zum Menſchen gemacht hat! ohne die du ein armſeliger nackter Bube wärſt, ohne Bildung, Wiſſenſchaft und Sitten, roh, ſchwach und kraftlos in Mangel und Niedrigkeit herumkröchſt! die dir noch izt in Dresden dein elendes Leben durch eine monatliche Mildtätigkeit erhielt! denn wiſſe, nur durch ſie lebſt du! wiſſe, daß du ein Hauch biſt, den ſie belebte, den ſie erlöſchen laſſen kann, wenn ſie will; und ſie will es; denn von ihr darfſt du keine einzige Wohltat mehr erwarten.—Und dieſen Grafen, dieſe Gräfin nennſt du deine Feinde?—O du toller Jüngling! Wie ſchäme ich mich deiner Freundſchaft!

Und wozu haſt du dich nunmehr gemacht?—Zu einem Bettler! Reiße dir einmal den blendenden Wahn der Leidenſchaft von den Augen, und ſiehe dich in deiner ganzen Dürftigkeit! und wenn du dann nicht über dich ſelbſt die Zähne knirſcheſt und vor Schmerz über deine Raſerei vergehen möchteſt, dann will ich meine Hand verfluchen, wenn ſie noch einen Buchſtaben an dich ſchreibt: dann biſt du ein Unwürdiger, der nicht einmal Haß, ſondern Verachtung verdient.

Aber ſollteſt du das wirklich ſein?—Noch immer widerſtrebt mein Herz, wenn ich dies von dir argwohne. Dein feuriges Blut, deine reizbare Seele, dein brauſendes Alter, vielleicht auch dein Stolz, dein Ehrgeiz—das, das ſind die Urheber deiner Torheit und deines Unglücks: du biſt von ihnen überraſcht, überredet, überliſtet worden; und doch muß ich zu meiner Betrübnis mir auch dieſe Täuſchung verſagen. Ich bin durch deine eignen Briefe an Ulriken, die uns von der Oberſtin zugeſandt worden ſind, meiner Schwäche, meiner Nachläſſigkeit überführt worden: du haſt ſchon eine Neigung heimlich in dir genährt, als ich dich vor aller Welt davon freiſprach; und welche beharrliche Überlegung gehörte dazu, meiner Wachſamkeit in einem ſolchen Alter eine vorzeitige Leidenſchaft zu verbergen! Auch hat mir deine Torheit manches Unglück ſchon verurſacht: Vorwürfe, ſcheele Geſichter, brennende Verweiſe

habe ich von Graf und Gräfin über meine ſchlechte Aufſicht ausſtehn müſſen; und Gott ſei mein Zeuge! ſie war doch nach allem meinem Wiſſen und Gewiſſen die beſte, die ſorgfältigſte, deren ich mit allen meinen Kräften fähig bin. Freilich hinterging mich meine leichtgläubige Freundſchaft für dich; und für dieſe gutherzige Schwäche muß ich dann büßen, ſchwer büßen! Die Vorwürfe des Grafen und der Gräfin haben mich vom Schloſſe vertrieben: ich konnte ihre Bitterkeit unmöglich länger ertragen: ich verließ die Wohnung der Zwietracht und der Verfolgung, die izt durch den Ungeſtüm ſo vieler unzubefriedigender Gläubiger und noch mehr durch deine Tollheit zum Sitze des Verdruſſes, des Unwillens, der Traurigkeit und des Weinens geworden iſt; denn täglich biſt du Urſache, daß deine Wohltäterin ſich auf ihrem Zimmer in Tränen badet, wenn ſie die grauſamen Vorwürfe ihres Gemahls bis in die Seele verwundet haben. Die Verlegenheit über ſeine ökonomiſchen Umſtände macht ihn wild und hart; und er ſchüttet ſeinen geheimen Schmerz darüber mit barbariſcher Unbarmherzigkeit über die arme Gräfin aus, weil ſie in dir den Unglücklichen erzog, der ihr Haus ſchänden ſollte. Ich wohne zwar izt an dem äußerſten Ende der Stadt, in einem einſamen friedfertigen Häuschen, in anſcheinender Ruhe: aber du, unſeliger Freund, haſt mir auch dieſe Ruhe verbittert. Ich quäle mich unabläſſig mit eignen Vorwürfen, daß ich zu deiner Unbeſonnenheit und ſo vielem Herzeleide eine der nächſten Veranlaſſungen ſein mußte: ich ängſtige mich, ſo oft ich an dich denke; und ich denke jede Minute an dich.

Ergreift dich nicht ein eiskalter Schauer, wenn du ſo die ganze Reihe deiner Vergehungen und die Menge der Unglückſeligkeiten überdenkſt, die du auf dich und uns alle gehäuft haſt? Und wer ſind wir alle? Deine Wohltäter, deine Freunde! Denke dir deine Liebe zur Baroneſſe ein einzigesmal als die Urheberin ſo vielfachen Unglücks! und ich möchte dich in dem Augenblicke einer ſolchen Vorſtellung ſehen: ich weiß gewiß— oder die Natur müßte ſich ſelbſt betrogen haben, als ſie deinen

ſo früh erwachten Verſtand bildete—ich weiß gewiß, Tränen, heiße bittere Tränen werden deine Wangen netzen: du wirſt deine Leidenſchaft verabſcheuen und wünſchen, alle traurige Folgen derſelben vernichten zu können.—„Man fängt mit Torheit an und endigt mit Laſter"—glaube dieſe Erfahrung deinem ältern Freunde! Ein Menſch, voll ſo feurigen Gefühls für Ehre und Rechtſchaffenheit, kann unmöglich jene gewiſſe Erfahrung gelernt haben und nicht mit allen Kräften den Schritt zurückziehn, den er in ſeiner Torheit weiter tun will: lieber lähmte er ſeinen Fuß, um keinen weiter tun zu können.

Ob mich meine gute Erwartung von dir täuſchen wird, dazu ſoll mir ein einziger Beweis genug ſein. Die Baroneſſe hat ſchon über einen Monat Dresden heimlich verlaſſen: die Oberſtin kann ihren Aufenthalt nicht auskundſchaften: um ſich Ungelegenheit zu erſparen, weil ſie die Entlaufne wiederzufinden hoffte, hat ſie der Gräfin den Vorfall erſt vor kurzem gemeldet: noch iſt man imſtande geweſen, dem Grafen dieſen neuen Zuwachs von Ärger und Zorn zu erſparen. Wir wiſſen, daß die Baroneſſe eines Abends dich heimlich beſucht hat, und auch dem Grafen konnte man es nicht verbergen: auf ſeinen Befehl ſollte Ulrike von ihrer Mutter aus Dresden weggeholt und in das Stift zu ** gebracht werden, aber ein unglücklicher Fall mit dem Pferde hinderte ihre Reiſe, und man gab der Oberſtin den Auftrag, es an ihrer Stelle zu tun, allein zu einer Zeit, wo die Baroneſſe ſchon entlaufen war: wir alle glaubten ſie längſt im Stifte, als die ſchreckliche Nachricht von ihrer Unbeſonnenheit anlangte. Alle dieſe Umſtände erzähle ich dir, um zwo Fragen an dich zu tun, deren Beantwortung mich beſtimmen wird, ob ich mich ferner deiner annehmen oder dich der Beſſerung des Unglücks überlaſſen ſoll.—„Haſt du teil an der Entfliehung der Baroneſſe? Weißt du, wo ſie iſt?"—Auf Gewiſſen und Ehre beantworte mir dieſe beiden Fragen! belügſt du mich, dann gehe! Werde ein Schurke, ein Laſterhafter, ein Böſewicht, werde gehängt, gerädert oder geköpft!—ich kenne dich nicht mehr.

Indeſſen, in der Hoffnung, daß du mich nie zu einer ſo har-

ten Selbſtverleugnung zwingen wirſt, empfange von mir den letzten Beiſtand! aber gewiß den letzten, ich ſchwör dir's bei Gott! wenn du in deiner Torheit beharrſt! Ich habe dich an einen Berliner Kaufmann, der ſich wegen ſeiner Schuldforderungen an den Grafen bei uns aufgehalten hat, und deſſen Adreſſe du dieſem Briefe beigefügt findeſt, empfohlen, daß er dich als Handelsburſche in die Lehre nehmen ſoll. Ich überſende dir deswegen 10 Louisd'or zu den Reiſekoſten und zur Erleichterung deiner Subſiſtenz in Berlin: den Akkord mit dem Kaufmanne habe ich bereits geſchloſſen, und du brauchſt für nichts zu ſorgen, als dich unverzüglich, das heißt, höchſtens in Monatsfriſt dahin zu begeben und in eine Bahn der Geſchäftigkeit zu treten, die künftig dein Glück machen ſoll, die dir Nutzen und Ehre verſpricht.

Und nun, lieber Freund, noch einmal! Bezwinge dich, wie ein Mann! behaupte deine Würde! Reiße alles Andenken an Ulriken aus deinem Herze, bis auf das kleinſte Würzelchen reiß es aus, und wenn es dich blutige Tränen koſten ſollte! Bedenke daß du nicht zum Empfinden, ſondern zum Handeln geboren biſt, nicht zum ſchmachtenden Schäfer, ſondern zum tätigen Weltbürger! Wirf dich in die Geſchäftigkeit tief hinein, gib ihr alle deine Kräfte und Gedanken, daß für die Liebe nichts übrig bleibt! Deine Schreibart in deinen Briefen ſeit mehr als einem halben Jahre iſt mir bedenklich geweſen: ſie war hart, heftig, in der geringſten Kleinigkeit übertrieben und aufgeſchwellt: ſie hatte durchaus die Kennzeichen der Leidenſchaft: ſie ſoll auch ins künftige mich belehren, ob das Feuer in deinem Herze gelöſcht iſt.

Wenn du ſehen könnteſt, mit welcher Bewegung des Herzens, mit welchen Erwartungen, mit welchen gerührten Wünſchen ich dieſen Brief ſchließe — du hörteſt noch heute auf, ein Tor zu ſein.

Sei ein Mann! ſag ich dir, und dann bin ich ewig

Dein

Freund
Schwinger.

Welch ein Brief! Als wenn eine Donnerſtimme jedes Wort in Herrmanns Herz rief, erſchütterte er ihm Mark und Bein: er änderte auf einmal den ganzen Schauplatz ſeiner Gedanken und Empfindungen und zeigte ihm ſeine Liebe zu Ulriken in einem Lichte, in welchem er ſie nie geſehn hatte, daß er vor ihr erſchrak. Sie zeigte ſich ihm bisher bloß als Gefühl für einen liebenswürdigen Gegenſtand — als Empfindung der Natur, der er nicht widerſtehen konnte noch mochte, weil er es für billig hielt zu lieben, was ihm gefiel — als Quelle ſeiner Glückſeligkeit: die Vorſtellung davon war beſtändig von ſo vieler Süßigkeit begleitet und mit ſo helleuchtenden ſtrahlenden Farben ausgeſchmückt, es war eine Sonne, die ihn befeuerte und blendete, daß er nichts als einen liebenden Heinrich und eine liebende Ulrike erblickte: doch izt! — plötzlich ſah er ſich als Sohn eines Einnehmers und Ulriken als Baroneſſe, als Verwandtin des Grafen Ohlau: ſeine Liebe zu ihr ſchien ihm Torheit, Unſinn, Raſerei, Schwingers Brief zwang ſeinen Blick ſo unwiderſtehlich, dieſe längſtvergeßne Seite ſeiner Liebe zu betrachten, daß ſeine Leidenſchaft auch nicht einen Grund dawider aufbringen konnte: ſie verſtummte. Es herrſchte einige Tage hindurch eine tote öde Stille in ſeiner Seele: die Liebe wagte es kaum, ſich von dem gewaltigen Sturze wieder zu erheben. Er antwortete Schwingern auf ſeine Fragen mit aller Gewiſſenhaftigkeit, daß er die Flucht der Baroneſſe weder befördert noch angeraten habe, und ebenſowenig wiſſe, wo ſie ſei: es fiel ihm zwar einigemal ein, lieber die Schuld durch eine Lüge auf ſich zu nehmen, und lieber Schwingers Freundſchaft zu entbehren als Ulrikens Strafbarkeit durch ſein Zeugnis zu vermehren: allein das Schrecken, das ihm der Brief eingejagt hatte, ſtand wie ein fürchterlicher Rieſe vor ihm und gebot, die Wahrheit zu ſagen: er gehorchte, bekannte ſeine Leidenſchaft, erklärte ſie für Torheit, und gelobte an, ihr auf immer zu entſagen. Auch war das Gelübde in dem Augenblicke ganz ernſtlich: er wünſchte, es halten zu können, und nahm ſich feſt vor, es nicht zu brechen. Konnte man mehr Aufopferung verlangen?

Länger als eine Woche las er den Brief wohl zehnmal in einem

Tage: von jeder Beſchäftigung, von jedem Gedanken kam er auf ihn zurück. Beſonders machte die letzte Ermahnung einen tiefen Eindruck auf ſeine Ehrbegierde: ſie arbeitete ſich allmählich wieder empor, und in kurzer Zeit war der ganze Ton ſeiner Seele umgeſtimmt. Er dachte mit Wehmut an die Liebe, wenn ſie ſich in ihm regte, wie an eine anmutige Geſellſchafterin, die man wider ſeinen Willen verlaſſen muß: er riß ſich ſelbſt von ihr hinweg— „Sei ein Mann!“ tönte ihm Schwingers Stimme ins Ohr; und die Liebe kroch furchtſam in das äußerſte Winkelchen zurück: aber ſie war nur verſcheucht, nicht verjagt.

Viertes Kapitel

Magiſter Wilibald, der ſeine geiſtlichen Krankenbeſuche unermüdet fortſetzte, ermangelte nicht, die Revolution in Herrmanns Herze, ſobald er ſie wahrnahm, ſich und der Kraft ſeiner Beredſamkeit zuzuſchreiben, ob er gleich nach zween Beſuchen ſich ſeines Troſt- Lehr- und Strafamtes freiwillig entſetzt und den neubekehrten Herrmann von Stadtneuigkeiten und beſonders von den Mühſeligkeiten ſeiner Mitbrüder unterhalten hatte. Die wichtigſte Angelegenheit ſchien für den ſchwarzperückichten Seelenbekehrer die Entdeckung zu ſein, daß Herrmann mit Schwingers Briefe funfzig bare Taler bekommen und achtzehn ſchönfunkelnde Dukaten außerdem noch in ſeinem Schränkchen eingeſchloſſen habe: er ließ ſich beides zeigen, pries mit inniger Freude den Beſitzer desſelben glücklich als einen Auserwählten, auf welchen Gott ſeine Gaben reichlich ausſchüttete, und ermahnte ihn zum guten weiſen Gebrauche dieſer zeitlichen Güter.

„Spielen Sie?“ fragte er am Ende ſeiner Ermahnung.

Herrmann. Nein; ich habe allem entſagt, was mich nur einen Finger breit von meiner Hauptabſicht abführen kann: ich bin auf eine Art ein Tor geweſen, ich will es nicht wieder auf eine andre ſein.

Wilibald. Das ſind wahre Entſchlüſſe, wie ſie ein Menſch faſſen muß, den ich wiedergeboren habe. Indeſſen wenn man mit

chriſtlichen frommen Leuten ſpielt, die nicht dabei fluchen und ſchwören — wie zum Exempel, wenn Sie in Sanftmut und Gelaſſenheit mit mir ein zeitverkürzendes und gemütergötzendes Spielchen machten —

Herrmann. Mit niemanden, und wenn's ein Engel wäre! Schwingers Brief hat meine ganze Seele umgeändert: er hat mich erinnert, daß ich nichts bin: ich muß arbeiten, daß ich's nicht länger bleibe. Wie? ich ſollte ſo daniedergedrückt, ſo zurückgeſetzt, ungeehrt, ein Wurm bleiben, über den jedermann verächtlich hinſchreitet? zeitlebens ein Tier ſein, das arbeitet und ſich füttert, ohne daß mich eine Tat vor den übrigen auszeichnet? — Lieber mag ich nicht leben: nicht eher will ich an Ulriken, an Liebe, Vergnügen und Glückſeligkeit denken, als bis ich mich aus dem Nichts emporgeriſſen habe, das mir Schwinger vorwirft.

Wilibald. Das iſt ſehr löblich. — Das Gemüt will aber doch zuweilen auch ſeine Ergötzung haben, und ein anſtändiges Spielchen mit frommen Leuten —

Herrmann. Nein, ſag' ich Ihnen. Liebe, Vergnügen, Spiel — alles, alles iſt mir zuwider, verächtlich, klein: ganz ein andrer Trieb lebt in mir: wie eine Flamme brennt er in meiner Bruſt: wenn Sie dieſen Durſt löſchen können, dann ſind Sie mein Freund.

Wilibald. Ich bin freilich ein ſchwaches Werkzeug in den Händen der Vorſicht; indeſſen wenn ich wüßte, was ſo eigentlich Ihr Wunſch und Begehren ſei —

Herrmann. Nur Eine Tat, Eine Handlung, die meine Geburt auslöſcht! O der Sohn eines Einnehmers, den mir Schwinger vorrückt, brennt mich Tag und Nacht, wie eine Kohle, in meinem Herze! Ich kann nicht ruhen, bis ich den Vorwurf rein ausgetilgt habe.

Wilibald. Wenn Sie das wünſchen, ſo will ich Ihnen eine Handlung vorſchlagen, die Ihnen bei Gott und Menſchen Ehre bringen, eine Tat, die Ihren Namen durch alle vier Weltteile verbreiten, die Sie nach Jahrtauſenden noch ſo berühmt machen wird, wie alle Märtyrer und Heidenbekehrer: das Kind, das an

der Mutter Bruſt liegt, wird Ihren Namen zuerſt ausſprechen lernen: der ſterbende Greis wird ihn noch mit Dank und Ehrfurcht nennen: auf allen Kanzeln in Europa, Aſia, Afrika und Amerika wird Ihr Lob ertönen: Dichter und Redner in allen Sprachen der Chriſtenheit werden Sie erheben: Ihr Bildnis wird in Sandſtein und Marmor, in Kupfer, Erz, Gips, Wachs, Siegellack und Ton, in ſchwarzer Kunſt, geſtochen, geätzt, gemalt, als Büſte, Knieſtück und in Lebensgröße, in allen Zimmern, Stuben und Kammern, unter venetianiſchen Spiegeln und an himmelblauen Brotſchränken durch die ganze Welt zu finden ſein, man wird es an Uhren, auf Stockknöpfen und Doſen, in Ringen tragen, und nach Jahrtauſenden werden ſich noch Kenner und Antiquare über Ihre Naſe zanken: Ihr Ruhm wird mit Himmel und Erde Eine Dauer haben.

Herrmann. Und welches iſt dieſe große, herrliche, einzige Tat?

Wilibald. Wir wollen die Berliner bekehren.

Herrmann ſtutzte und ſchwieg. Der Magiſter ließ ſeiner Verwunderung ein wenig Zeit und fuhr alsbald in ſeiner Rede pathetiſch alſo fort:

„Fromme Männer haben Boten ausgeſandt, um beſchnittne Juden und ungetaufte Heiden zu bekehren: fromme Männer haben ſich zu einem ſo großen Endzwecke als Apoſtel gebrauchen laſſen, haben mit Regen und Hitze, Sturm, Hagel, Donner und Blitz, mit rüttelnden Poſtwagen und ungeheuren Meereswellen gekämpft: bald ſind ihnen die Schuhe, bald das Schiff, das ſie trug, leck geworden: ſie haben gefaſtet, gehungert und gedurſtet, haben ſich von den blinden Heiden Naſen und Ohren abſchneiden, mit den Ohrläppchen an die Türen annageln, geißeln, ſengen, ſtechen, braten, kochen und freſſen laſſen, um die Ungläubigen durch ihr Leben und Tod zu bekehren: aber niemand iſt noch Apoſtel der Berliner geworden; und doch ſind ſie ungläubiger als Hottentotten und Malabaren, ohne Erkenntnis und Erleuchtung, Unwiedergeborne, Atheiſten, Deiſten, Socinianer, ohne Glauben, eitel Sünder und Sündengenoſſen: ſollte nicht uns die hohe Ehre aufgehoben ſein, dieſen verirrten Haufen wieder auf den rechten

Weg zurückzuführen?—Wir wollen es wagen: Bruder, laß uns mutig ihre Apoſtel werden und das Werk ihrer Bekehrung vollenden. Dann wird unſer Ruhm von einem Ende der Welt bis zum andern erſchallen."

Herrmann fand anfangs eine kleine Bedenklichkeit bei dem Vorſchlage, oder vielmehr dieſer Weg, Ruhm zu ſuchen, war ſeiner Ehrbegierde zu fremd, um ihn ſogleich zu betreten: er wußte wohl, daß Männer durch edle, großmütige, gemeinnützige, mutige Handlungen, durch Patriotismus, durch wichtige Werke des Genies groß und berühmt geworden waren: aber daß man es durch Bekehrung andrer Menſchen werden könne, davon ſagte ihm alle ſeine Kenntnis und Erfahrung kein Wort. Er hörte alſo den Vorſchlag innerlich und äußerlich ohne Beifall und Widerſpruch an und verſprach ihn geheim zu halten, welches ſich der Magiſter ſehr angelegentlich von ihm ausbat.

Die Frau Doktorin gab oft kleine Abendeſſen, wovon aber ihr Mann nichts erfuhr und noch weniger dabei zugelaſſen wurde; denn ſie geſchahen bei verſchloßnen Türen, und niemand hatte gewöhnlich die Ehre, Anteil daran zu nehmen, als der Magiſter Wilibald: doch ſeit jener Unterredung über die Bekehrung der Berliner wurde auf ſeine Veranſtaltung Herrmann jedesmal der dritte Mann. Das Geſpräch war allemal höchſt erbaulich, und ehe man es vermutete, lenkte es ſich auf Berlin: der Magiſter und die Doktorin ſagten beide, ohne es geſehn zu haben, ſo viel Böſes davon, daß jedem ehrlichen Manne bei dem Gemälde die Haare zu Berge ſtehen mußten.

„Es überläuft mich allemal ein Schauer vor Schrecken," fing die Doktorin an, „wenn ich einen Berliner ſehe. Sie ſind auch meiſt alle gezeichnet. Ich habe zwar nur zwei in meinem Leben geſehn, aber ich verſichre Sie, ſie hinkten alle beide."

Wilibald. Die Männer haben faſt alle eine Art von Hörnern an der Stirne, wie mir Magiſter Auguſtinus erzählt hat. Er iſt zwar niemals dort geweſen, aber er weiß es ganz gewiß; und Magiſter Auguſtinus lügt in ſeinem Leben nicht.

Die Doktorin. Ach, ich will's wohl glauben. Solche Male

ſind nicht umſonſt.—Und wiſſen Sie denn auch, was man von den Weibern ſagt?

Wilibald. Sie ſollen faſt alle große Füße und kleine Köpfe haben, und doch dabei ſo ſchön ſein, daß man ſie nicht anſehn kann, ſagte mir Magiſter Blaſius.

Die Doktorin. Ei, ei! Und warum denn das?

Wilibald. Man ſoll gleich weg ſein, gleich gefangen.—Ach! die Töchter dieſer Welt ſind nicht vergeblich mit ſolchen verführeriſchen Reizungen geſchmückt! Das ſind Geſchenke des Satans.

Die Doktorin. Nicht anders!—Und von den Geiſtlichen hat mir ja neulich der Magiſter Kilian recht ſchreckliche Dinge erzählt.

Wilibald. Sie ſind gar nicht zu unterſcheiden von den übrigen Menſchen: wenn ſie ihre Amtskleidung nicht tragen, ſoll man hundertmal vor einem vorübergehn, oder gar mit ihm ſtundenlang ſprechen können, ohne nur zu vermuten, daß es ein Geiſtlicher iſt. Sie ſtellen ſich den Kindern dieſer Welt in allem gleich, ſagte mir Magiſter Severus. Sogar in ihrem Amte ſollen ſie reden wie alle andre Menſchen. Was kann aus einer ſolchen Vermiſchung herauskommen als Verachtung?

Die Doktorin. Da haben Sie recht. Wenn Sie ohne Perücke und ſchwarzen Rock zu mir kämen, könnt ich Ihnen kein Wort glauben. Ich hätte nicht mehr Liebe und Vertrauen zu Ihnen als zu meinem Manne.

Wilibald. Nicht anders! Man muß ſich ſelbſt ehren, damit uns Andre ehren. Aus einer ſolchen Selbſtverkleinerung des Standes entſtehen auch hernach nichts als Atheiſten, Deiſten, Naturaliſten—

Die Doktorin. Da haben Sie recht. Ich habe in meinem Leben noch keinen Deiſten und Naturaliſten geſehn; denn Gott ſei Dank! hierzulande bekömmt man ſolche Kreaturen nicht zu Geſichte: aber ich ſtelle ſie mir recht abſcheulich vor. Sagen Sie mir nur! Wie ſehn ſie denn aus?

Wilibald. Magiſter Hieronymus hat einmal im grünen Baume zu Berlin unter einer ganzen Geſellſchaft ſolcher Menſchen geſpeiſt.

Die Doktorin. Ach, der arme Mann! Wie hat er denn das tun können?

Wilibald. Weil er nichts davon wußte! Aber ſie verrieten ſich gleich, ſagt er: ob ſie ſich wohl anfangs vor mir nicht wenig ſcheuten, ſo konnten ſie ſich doch vor meinen ſcharfſichtigen Augen nicht lange verbergen. Sie hatten alle große ſchwarze Nägel an den Fingern, ihre Hände waren wie Tatzen geſtaltet, und ihr Atem ſo beſchwerlich, daß ich's nicht aushalten konnte. Als ich dies wahrnahm, wurde mir angſt und bange unter ihnen, und ob ich gleich zuweilen meine Stimme erheben wollte, ſie zu bekehren, ſo war mein Herz doch ſo geängſtigt und ſchwer, daß ich kein Wort aufbringen konnte und darum lieber ſchwieg. Endlich ermannte ich mich und fing an, laut unter ihnen zu predigen: da verſtummten ſie, wie die Fiſche, falteten die Hände und fielen, wie tot, mit den Köpfen auf den Tiſch [1]).—Er hat ſie insgeſamt bekehrt.

Die Doktorin. Der brave Mann! Hat er in ſeinem Eifer nach einem ſo geſegneten Anfange nicht mehr Wunder getan?

Wilibald. Allerdings! In dem Tiergarten hat er einem ganzen Truppe junger Deiſten gepredigt: ſie waren alle zu Pferde und verſammelten ſich in einem großen Kreiſe um ihn, als er anfing: doch hier mußte er Verfolgung leiden. Sie ſetzten ihn auf ein Pferd, führten ihn durch zwo lange Alleen und ſchrien: der Apoſtel! Dabei huben ſie Sand und Steine auf, ſteinigten ihn und jagten das Pferd, bis er ſtürzte [2]). Er hat es darauf an dem nämlichen Orte mit vornehmen, ſehr geputzten Naturaliſten verſucht: allein ſie waren ſo frech, ihn mit Gelde beſtechen zu wollen:

1) Man weiß aus zuverläſſigen Nachrichten, daß es eine Geſellſchaft betrunkner Fuhrleute geweſen iſt, die ſich in ihrer wilden Fröhlichkeit einige freie Ausdrücke erlaubten und darum für Naturaliſten von dem Herrn Magiſter gehalten wurden: als er ſeine Predigt mit ſo gewaltiger Stimme begann, nahmen ſie insgeſamt die Mützen ab, falteten die Hände, weil ſie in ihrer Trunkenheit in der Kirche zu ſein glaubten, und da die Predigt lange dauerte, ſchlief einer nach dem andern ein.

2) Wahrſcheinlich ſind dies die Burſche geweſen, die vor dem Brandenburger Tore auf abgelebten ſteifen Roſſen für einen höchſtbilligen Preis ihre prächtigen Kawalkaden zuweilen halten.

ſie reichten ihm insgeſamt etwas: aber er ſchlug es mutig aus, ergrimmte über ſie und verfolgte ſie mit ſeiner Predigt, daß ſie eilfertig davon flohen und ihn ängſtlich baten, ſie zu verlaſſen: ſo kräftig wirkte ſeine Rede auf ihr Gewiſſen.

Die Doktorin. Der vortreffliche Mann! Wie viel Großes und Herrliches er ſchon in ſeinen jungen Jahren getan hat! Er wird gewiß noch die ganze Donau und Afrika und Rußland bekehren. Das heißt doch in der Welt leben, wenn man ſo große Dinge tut.—

Obgleich alle Unterredungen bei dieſen geheimen Mahlzeiten meiſtenteils dieſe Geſtalt und Form hatten, ſo tauchte doch der Magiſter zuweilen ſeinen Pinſel in dunklere, fürchterlichere Farben und gab den Ausſchweifungen und Laſtern, die ihm Magiſter Kaſimir und Magiſter Hildebrand von Berlin erzählt hatten, ein ſchauerhaftes Kolorit. Alle Straßen, Gaſſen und Plätze waren nach ſeiner Schilderung alle vierundzwanzig Stunden von einem Mittage bis zum andern mit Werken der Finſternis erfüllt, wie er ſie nannte: wo man ging und ſtund, wurde geraubt und gemordet. Das Bild glich keiner einzigen Stadt in der Welt, aber es tat doch große Wirkung durch das Übermaß ſeiner Abſcheulichkeit: die Doktorin zitterte und bebte bei den Freveltaten, Sünden, Unmenſchlichkeiten, Betrügereien, Bosheiten und Laſtern, die der Magiſter in ſeiner Erzählung dicht aufeinander folgen ließ, verabſcheute ſie, und wie die Kinder ihre Amme zu neuen Geſpenſtergeſchichten auffordern, indem ſie noch vor den erzählten ſchaudern, ſo ermahnte ſie den Erzähler zur Fortſetzung, ob ſie ihn gleich bei dem Schluſſe einer jeden Lüge inſtändigſt bat zu ſchweigen. Das Ende aller ſolcher Geſpräche war allemal die Beherzigung, wie heilſam und rühmlich es ſei, die Berliner zu bekehren.

Auch Herrmann lernte dies allmählich empfinden. Das Unglück ſeiner Liebe hatte ſeinem Gemüte eine gewiſſe Bitterkeit mitgeteilt: alle ſeine Freunde und Bekannten bekämpften ſeine Lieblingsleidenſchaft durch Hinderniſſe oder Verbot: ob er ihnen gleich nachgab und zum Teil einſah, wie ſehr ſie recht hatten, ſo blieb

doch ein Verdruß wider ſie in ihm zurück. Sein Verdruß machte es ihm zum Vergnügen, viel Böſes von den Menſchen zu hören, und je mehr er von ihnen hörte, je leichter ward es ihm, auch das Unglaublichſte zu glauben. Sein tätiger Geiſt konnte unmöglich ohne Leidenſchaft ſein, und die Bekehrung der Berliner wurde endlich ſo ſehr ſein Wunſch, daß er die hohe Unternehmung bei ſich beſchloß; und ſeine Ruhmbegierde und Unbekanntſchaft mit der Welt verbargen ihm das Abenteuerliche und Lächerliche eines ſolchen Entſchluſſes. Er las eifrig Miſſionsgeſchichten und Leben der Märtyrer und entflammte ſeine Einbildung durch die erſtaunenden Begebenheiten ſo ſtark, daß er ſchon ſeinen ganzen Leib mit rühmlichen Wunden bedeckt und ſeinen Ruhm durch alle Weltteile verbreitet ſah. Er lernte durch des Magiſters Umgang meiſterhaft auf das Verderben der Menſchen ſchmähen: und es tat ihm recht wehe, daß er ſeinen geiſtlichen Feldzug wider den Unglauben nicht auf der Stelle eröffnen konnte.

Da ſeine fanatiſche Ruhmſucht in voller Flamme ſtund, beſtimmte ihm der Magiſter einen Tag, wo ſie heimlich von Dresden entweichen wollten. Herrmann ſtemmte ſich aus allen Kräften wider die heimliche Entweichung, allein ſein Gefährte im Apoſtelamt hatte die wichtigſten Urſachen von der Welt, warum er darauf beſtehen mußte. Die Schulden, die ſein unordentliches Leben angehäuft hatte, ließen ihn den Verluſt aller Gunſt bei ſeinen Gönnern und Gönnerinnen befürchten, wenn die Gläubiger aufwachten: viele waren ſchon erwacht, und es ſchien ihm alſo ſchicklicher, ſeinen Namen den Schimpf, als ſeine Perſon die Gefahr ſeiner Inſolvenz tragen zu laſſen. Deswegen ſtellte er ſeinem Mitbekehrer vielfältig vor, daß die Apoſtel und andre große Männer in dieſer Laufbahn alle ihre Reiſen zu Fuß getan hätten, daß dies ein erforderliches Stück ihrer Unternehmung ſei, und daß er ſchlechterdings Dresden heimlich verlaſſen müſſe, weil man ihn ſo wenig entbehren könnte und deswegen durch alle Mittel, vielleicht gar durch Gewalt, zurückhalten würde. Was ſollte Herrmann tun? Er war ſchon von ſeiner künftigen Größe beinahe blind und wurde es durch die Beredſamkeit des Magiſters täglich mehr:

um nicht vielleicht von der Ehre der Teilnehmung an ſo einer hohen Tat gar ausgeſchloſſen zu werden—womit ihn der Magiſter bedrohte—willigte er in alles. Er ließ auf dem Tiſche in ſeiner Stube einen Zettel zurück, worinne er bat, daß man ihm ſeine Sachen aufheben ſollte, bis er ſie durch einen Brief verlangen werde, und begab ſich in den Abendſtunden in die Wohnung des Magiſters, die man zur Zuſammenkunft beſtimmt hatte, mit nichts als ſeinem ſämtlichen Gelde und einem kleinen Vorrate Wäſche verſorgt, ſo viel als ſeine Taſchen zu faſſen vermochten.

Wilibalds Stube war ſo ein entſetzliches Neſt, daß für Herrmann jeder Augenblick darinne zu lange dauerte: ſchwarz beräucherte Wände, die unglaublichſte Unordnung unter allen den Maſchinen, die die Stelle der Möbeln vertraten!—Hier lehnte auf zween ſchwachen Füßen ein Stuhl, an welchem das Eingeweide durch große Öffnungen auf allen Seiten des ledernen Polſters hervordrang, die übrigen beiden Füße lagen nebſt einigen andern zerſtreut auf dem Fußboden herum, der überhaupt wie ein Schlachtfeld ausſah, wo die ſämtlichen Möbeln der Stube ein Treffen geliefert haben mochten—hier ſtand ein Schuh auf dem berußten Tiſche, oder ſchwamm vielmehr in einem Meere von verſchüttetem Milchkaffee und ſah ſich traurig nach ſeinem Kameraden um—dort hing das zerrißne ſchmutzige Bette über das Bettgeſtelle herunter, und bei jeder Bewegung flogen die Federn, wie Schneeflocken, durch die Atmoſphäre der Stube—der Ofen diente zur Garderobe, welche aber nichts enthielt, als verſchiedene höchſtunbrauchbare Strümpfe, die, wie Kirchenfahnen, an den Schrauben und Ecken desſelben hingen—auf dem Fenſterbrett war das Speiſegewölbe und die Polterkammer, und das Kopfkiſſen ſteckte in der zerbrochnen Glasſcheibe, um die Stube zu wärmen.

Das erſte Unglück, das den beiden Apoſteln begegnete, war der Mangel an Licht: das Tacht eines abgebrannten Talglichts, auf ein Geſangbuch geklebt, ſchwamm bereits in dem zerſchmolznen Inſelt und verwandelte ſchon die hölzernen Tafeln in Kohlen. Wilibald beſchwerte ſich über die itzige Seltenheit des Silbers

und die disproportionierte Menge des Goldes, womit das Land überschwemmt wäre, daß man bei kleinen Bedürfnissen im Handel und Wandel gar nicht auseinander kommen könnte, und erkundigte sich, ob Herrmann nicht ein Restchen Silbermünze bei sich führte: weil er damit versorgt war, mußte er Vorschuß tun, und der Apostel Wilibald ging in eigner Person und holte unter seinem schwarzen Rocke ein Talglicht, das in Ermangelung des Leuchters in den Hals einer gläsernen Bouteille gestellt wurde.

Einer Unbequemlichkeit war abgeholfen: aber die eindringende Dezemberluft, welche das Kopfkissen nicht hinlänglich abwehren konnte, besonders da ihr eine Menge kleiner unverstopfter Ritzen in dem übrigen Teile des Fensters freien ungehinderten Eingang verstattete, machte es in diesem Stalle so kalt, wie auf offnem Felde. Wilibald fühlte dabei so große Unbehaglichkeit als Herrmann, und da, nach seiner Erzählung, sein Vorrat an Brennholz den Morgen vorher alle geworden war — ob er gleich noch keinen Span in seinem Ofen gebrannt hatte — so beschloß er, alles Holz in der Stube zu fällen: die zerstreuten Stuhlbeine wurden gesammelt, die übrigen ausgebreht, ein Stück des Bettgestells zu Hülfe genommen, aus den Stuhlpolstern das Werg gerissen, nach allen Regeln der Einheizekunst aus diesen Materialien ein Holzstoß im Ofen errichtet, das Werg loderte empor, das dürre übersirnißte Holz prasselte in hellen Flammen, und Wilibald erblickte mit inniger Herzensfreude das erste Feuer in seinem Ofen, solange er mit ihm in Bekanntschaft stund.

Endlich fand sich auch ein drittes Bedürfnis ein — der Hunger. Da Wilibald seinen gänzlichen Mangel an Silbermünze einmal für allemal kund gemacht hatte, erbot sich Herrmann ungebeten zum Vorschuß: der Apostel Wilibald besorgte auch diesen Einkauf und brachte geräuchertes Fleisch und Brot in reichlicher Menge herbei, eine große Flasche Branntewein nicht zu vergessen: nebenher wurde ein Kaffee gekocht. Da alles zur Mahlzeit bereitet war, und doch kein einziger Stuhl mehr aufrecht stehen und eine menschliche Kreatur tragen konnte, beschloß man, auf dem Fußboden Tafel zu halten: sie lagerten sich also beide in der Nähe des Ofens,

die Bouteille mit dem Lichte zwiſchen ihnen, die Branntweinflaſche daneben, nebſt dem Topfe voll Kaffee, womit Wilibald das Gaſtmahl eröffnete: ein jeder nahm ſich nach eignem Belieben ein Stück auf die Fauſt und verzehrte es, ohne Meſſer und Gabel, die Knochen ſammelte man im Ofen, um die Stelle der Kohlen vertreten zu helfen. Die Wärme, die der Ofen verſagte, gab der Branntewein, und Freude und Begeiſterung ſtiegen bei beiden mit jedem Zuge. Herrmann fühlte zwar anfangs keine kleine Abneigung in ſich gegen dieſe ſchmutzige und wüſte Lebensart, und er wäre ſchon durch den Anblick der Stube beinahe von ſeinem Apoſtelamte abgeſchreckt worden: allein ſeine fanatiſche Ruhmbegierde ſcheuchte bald alle Bedenklichkeiten hinweg: er erinnerte ſich an die ungleich größern Martern, die ſo viel berühmte Vorgänger im Bekehrungswerke vor ihm ausgeſtanden hatten, und trug mit herzlichem Vergnügen dieſe erſten Beſchwerlichkeiten ſeiner neuen Laufbahn, in der angenehmen Hoffnung, daß ſeine Standhaftigkeit bald auf härtere verdienſtvollere Proben ſtoßen werde. Der Branntewein teilte ſeinem innern Feuer neue Nahrung mit, daß ſeine Seele glühte, wie ſeine Backen: die Köpfe der beiden Apoſtel bekamen einen Schwung bis zum halben Unſinn: ſie jauchzten, ſangen, wälzten ſich, wie Beſeßne, ſanken in Küſſen und Umarmungen dahin, fluchten den Ungläubigen und ſchwuren allen Naturaliſten den Tod: ſie warfen die Federn aus den Betten ins Feuer und triumphierten ſpringend und frohlockend, ſo viele Deiſten und Atheiſten in der Hölle brennen zu ſehn. Wilibald, der nur die Hälfte dieſes Unſinns aus Trunkenheit tat und einen großen Teil davon beging, um ſeinen Kollegen deſto mehr in Feuer zu ſetzen, hielt während der Mahlzeit eine ſehr pathetiſche Rede, worinne er ihre Unternehmung wider den berliniſchen Unglauben mit der Eroberung von Amerika verglich und weit über alle Heldentaten der alten und neuen Welt erhob. Ein Stück geräuchertes Fleiſch in der Rechten, und eine Semmel in der Linken hub der Redner alſo an:

„Drei ſind nicht zwei, und zwei nicht hundert: aber zwei Wiedergeborne ſind mehr als tauſendmal tauſend Ungläubige. Wie

ich dieſe Semmel vor deinen Augen zerreiße, teuerſter auserwählter Bruder, wie ich dieſes Fleiſch vor deinen Augen zermalme und verſchlinge, ſo werden wir den Unglauben, Naturaliſterei und Deiſterei zerfleiſchen, bezwingen, zerſtören, verwüſten. Jene auserwählten Rüſtzeuge erwürgten viele Millionen Indianer um ihres ſchrecklichen Unglaubens willen; aber wir tun mehr als ſie: wir wollen nicht töten, ſondern lebendig machen: wir wollen alle Deiſten wiedergebären; und unſere Namen ſollen mit ehernen Buchſtaben in die Tafeln des Ruhms eingegraben werden. Wir ſind die größten Helden, die jemals den Lorbeer verdienten: Cäſar, Alexander, Türenne und Schwerin müſſen vor uns in den Staub fallen, die Knie beugen und uns anbeten. Waffne dich alſo mit Standhaftigkeit und Mut! Trotze Gefahren und Beſchwerlichkeiten! Je mehr ſie ſich häufen, je gewiſſer gehſt du zur Unſterblichkeit. Iß, trink und labe dich, du Auserwählter! Stärke dich mit dieſem Brote und dieſem Tranke des Lebens zu der geheiligten Unternehmung!" —

Seine kraftvolle Rede, wovon dieſes nur der ſchönſte Teil iſt, wurde ſehr oft durch Beſuche von Weibsperſonen unterbrochen, die ungeſtüm hereintraten und ungeſtüm fortgingen: einige ließen ſogar eine reichliche Ladung der ſchmählichſten Schimpfwörter zurück. Herrmann war von Fanatismus und Branntewein zu ſehr berauſcht, um etwas Böſes hinter den Beſuchen zu argwohnen, obgleich zwei von den Weibsbildern ſeinem Gefährten geradezu ins Geſicht ſagten, daß er ihnen ſchon ſeit einem Vierteljahre zwo Nächte ſchuldig wäre, und ihm mit öffentlicher Beſchimpfung drohten, wenn er ihnen ihr bißchen ehrliches Verdienſt nicht ordentlich bezahlte: Wilibald beſtellte ſie alle auf den morgenden Abend, wo er richtige Zahlung und überdies noch eine reichliche Erkenntlichkeit für die lange Geduld verſprach. — „Ach!" ſagte er zu ſeinem trunknen Kollegen, als ſie weg waren: „Wohltätigkeit und Gutherzigkeit ſind eine ſchwere Laſt: ich habe mich dieſer Unglücklichen angenommen, und ich muß mich durch eine Liſt von ihnen losreißen: wenn ſie meine Abreiſe wüßten, würden ſie mir mit Tränen um die Knie fallen und mich zurückhalten. Wie ſie

weinen und jammern werden, wenn ſie mich morgen Abend nicht finden! Das Herz tut mir weh: aber die geringern Handlungen der Wohltätigkeit müſſen der größern, zu welcher wir uns bereiten, nachſtehn."

In dieſem verwilderten Zuſtande machten ſie ſich marſchfertig: ſie gaben ſich beide zween neue Namen, die mehr für ihre heilige Unternehmung paßten: Herrmann wurde zum Bonifacius, und der Magiſter machte ſich ſelbſt zum Chryſoſtomus. Sie wählten überdies ein Feldgeſchrei, das ſie bei Trennungen oder Verirrungen, beſonders in der Nacht, einander zurufen wollten, um ſich ſogleich zu erkennen: der nunmehrige Bonifacius ſchlug den Namen Ulrike dazu vor und ſetzte ſeine Wahl mit lebhafter Hitze durch, ob ihn gleich ſein Gefährte wegen des irdiſchen weltlichen Klanges verwarf.

Die Luft war außerordentlich rauh, kalt und ſcharf, die beiden Abenteurer apoſtelmäßig nur mit einfacher leichter Kleidung verſorgt: doch der doppelte Rauſch des Körpers und der Seele wirkte ſo heftig, daß Herrmann äußerlich mit allen Gliedern zitterte und innerlich von einem Feuer brannte. Sie taumelten mit ſchweren Köpfen, matten Füßen und halbgeſchloſſnen Augen bis zum nächſten Dorfe, wo ſie Müdigkeit und Kälte einzukehren zwang.

So ſetzten ſie ihre Reiſe ſtandhaft fort, übernachteten in Schenken und elenden Wirtshäuſern, und taten ſich ſoviel Gutes, als es in den jämmerlichen Herbergen möglich war: beſonders wurde der Branntewein nicht geſpart: daß Herrmann jedesmal die Zeche bezahlen mußte, verſteht ſich von ſelbſt; und mit Freuden tat er es. Der begeiſterte und immer betrunkne Jüngling hörte ſich ſchon von allen Vorübergehenden den heiligen Bonifacius grüßen: in jedem Dorfe, wenn die Hunde ſie mit lautem Bellen empfingen, und das Getöſe die Einwohner, denen der Winter Muße zur Neubegierde gab, an Fenſter und Türen lockte, glaubte er, daß die Merkwürdigkeit und der Ruf ſeiner heiligen Unternehmung ſo viele Zuſchauer herbeiziehe, und er wunderte ſich ungemein, wie eine ſo geheim behandelte Sache ſo allgemein ruchbar geworden war; denn ſeine kranke Einbildung ließ ſeine Ohren deut-

lich und vernehmlich hören, daß ſich's die Leute aus den Fenſtern erzählten, zu welcher wichtigen Tat dieſe beiden Wanderer eilten. Übertriebner Ruhm bläſt leicht auf: wirklich wurde er auch ſo unleidlich ſtolz, daß er auf alle Sterbliche, außer ſeinem Begleiter, wie auf elende verächtliche Inſekten herabſah, die kaum Anrede und Antwort von ſeinem heiligen Munde verdienten. Da nach ſeiner ſchimäriſchen Vorſtellung ſchon zu Anfange ſeiner Auswanderung alle Leute ſogar in den Dörfern — die Städte vermied Wilibald, ohne es ſeinen Gefährten merken zu laſſen — von dem herrlichen Endzwecke derſelben unterrichtet waren, ſo beleidigte es ihn itzo ſchon, wenn ihn jemand fragte, wohin er wollte; und er wäre mit einigen Gaſtwirten beinahe in Händel über dieſe Anfrage geraten.

„Wißt ihr das nicht, Ihr Unwiedergebornen?“ ſagte er einem. „Der kleinſte Bube in allen Dörfern, durch welche wir gegangen ſind, hat von unſrer hohen Unternehmung gewußt, und du, Ungläubiger, du allein biſt ſo unwiſſend?“ — Alles das war Galimathias für den Mann: er glaubte, ihn vielleicht nicht höflich genug gefragt zu haben, bat um Verzeihung und wiederholte ſeine Frage mit vielen Titulaturen und Komplimenten verſchönert: der heilige Bonifacius drehte ihm den Rücken.

„Sie wollen wohl nach Berlin?“ fragte ihn ein anderer bei der dritten Einkehr.

„Freilich!“ erwiderte Herrmann trotzig und leiſe.

„Wollen Sie denn etwa Soldat werden?“ fuhr der ſpaßhafte Mann fort. „Mord und Todſchlag! Sie werden die Feinde zuſammennehmen. Piff! paff! puff! Da liegen ſie!“

„Das ſollen Sie!“ ſagte Herrmann ernſthaft. „Wir wollen ſie alle mit unſern geiſtlichen Waffen daniederſchlagen, und keiner ſoll dem allgewaltigen Schwerte unſrer Rede entgehn.“

Der Wirt. Blitz, Zeter, Mordio! ha! ha! ha! ha! — Wenn der Krieg wieder losginge und die Preußen ſollten etwa unſre Feinde werden — wofür uns Gott bewahre! — ſo ſchonen Sie wenigſtens meinen armen Sohn! Wenn Sie alles umbringen, ſo laſſen Sie mir nur den armen Burſchen leben! Wollen Sie?

Herrmann. Iſt er Naturaliſt?

Der Wirt. Nein, ſo weit hat er's noch nicht gebracht. Zeter! Sie tun hohe Sprünge! Mein Sohn ein Generaliſt!

Herrmann. Ein Naturaliſt, ſag' ich!

Der Wirt. Was iſt denn das für ein neuer Titel?

Herrmann. Ein Unwiedergeborner, wie du. Über dich wollen wir zuerſt das Schwert zücken: dich ſoll unſer Wort zuerſt zermalmen.

Er machte zugleich eine Bewegung, als wenn er ihn erdroſſeln wollte, und der Mann floh mit ſpaßhafter Furcht vor ihm zur Tür hinaus.—Der erſte Sieg über die Ungläubigen!

Den fünften Morgen, wo ſie noch nicht einmal die brandenburgiſche Grenze erreicht hatten—ſo gemächlich machten ſie ihre Reiſe—brachte Herrmann beinahe zur Hälfte auf der Streu in dem Stübchen zu, das ſich Wilibald diesmal wider ihre Gewohnheit genommen hatte: den Abend vorher war ihm von dieſem Böſewicht ſo viel Branntewein aufgedrungen worden, daß er, wie von einem Schlaftrunke eingeſchläfert, in einer Art von Ohnmacht dalag. Endlich wand er ſich aus dem ſchweren Schlafe heraus, erblickte ſchon helles Tageslicht und ſich ganz allein in der Stube. Aufzuſtehen, waren ſeine Glieder von dem geſtrigen Trunke noch zu ſchwach: er verweilte alſo auf ſeinem Strohlager, und nicht lange dauerte es, ſo unterhielt ihn ſeine erwachte Einbildungskraft von dem herannahenden Anfange ſeines Ruhms. Er erblickte ſich ſchon in Marmor und Erz auf allen öffentlichen Plätzen Deutſchlands: ihm zu Ehren wurden Spiele und Feſte angeſtellt: Knaben und Mädchen ſchmückten mit Blumen und Kränzen ſein Bildnis, und feierten mit Tänzen und Liedern ſein Andenken. Nach Jahrhunderten ſah er ſeinen Namen noch in allen Chroniken, Annalen und Geſchichten: die Großen nannten ihn mit Ehrfurcht, die Gelehrten mit Bewunderung, und das Volk mit Andacht.

Mit ſolchen, von Branntewein und Ruhmſucht aufgeſchwellten Ideen, benebelt von Trunk und Leidenſchaft, berauſcht von ſeinen fanatiſchen Träumen, hub er ſich ſchwerfällig auf, um den

Teilnehmer seiner überschwenglichen Größe aufzusuchen. Er war wie zerschlagen am ganzen Leibe: er schleppte sich unter heftigen Kopfschmerzen zu dem Tische hin und erblickte auf ihm ein Briefchen mit der Aufschrift:—„An den jungen Herrmann, weiland heiligen Bonifacius und Bekehrer der Naturalisten."—Er faltete das unversiegelte Blatt auseinander und las:

„Gehn Sie nach Berlin und werden Sie Lehrbursch bei dem Kaufmanne, an welchen Sie Ihr Freund adressiert hat. Lassen Sie sich mit der Bekehrung der Berliner nicht weiter ein: man möchte Sie für einen Narren halten und ins Tollhaus bringen. Sie haben sich ganz entsetzlich anführen lassen: sein Sie in Zukunft weniger ruhmsüchtig und mehr vorsichtig. Diese Lehre hinterläßt Ihnen

Ihr gewesener Gefährte am Bekehrungswerke
der Berliner und verbundenster Freund,
Chrysostomus.

N. S. In Ihrer Tasche ist das nötige Reisegeld: eilen Sie, ehe es alle wird."

Man lasse sich aus dem Vorzimmer des Himmels, wo man schon die Engel harmonienreiche Psalter in die goldnen Harfen singen und die Chöre der Auserwählten hohe rauschende Wechselgesänge anstimmen hörte, durch einen plötzlichen Stoß in die dürftigste, kahlste, menschenloseste Heide nach Island versetzen: alsdann hat man Herrmanns Empfindung nach der Durchlesung des schändlichen Blattes.

Weg waren die glänzenden Träume des Ruhms! Weg die funkelnden Bilder der Größe, die bis zum Himmel reichen sollte! Der Horizont seiner Gedanken, der noch vor einem Augenblicke sich über die ganze bewohnte Erde erstreckte, war izt in ein enges elendes Stübchen zusammengeschrumpft! Der Mensch, der sich vor einer Minute ein Riese, über Kaiser, Könige und Fürsten, über alle sterbliche Bedürfnisse erhaben schien, auf welchen Beifall, Ehre und Bewunderung von allen Seiten strömte—dieser

in ſeiner Einbildung ſo aufgeſchwollne und ſtolze Menſch erblickte ſich izt auf einmal als einen tummen, unerfahrnen, leichtgläubigen, betrognen Jüngling, als einen künftigen Kaufmannsburſchen, als einen Verlaſſnen, ohne Geld, ohne Freund, ohne Retter!—Nachdem die erſte Betäubung des Schreckens vorüber war, ergoſſen ſich ſeine Augen in einen reichen Tränenſtrom: der Unglückliche weinte um ſein Glück, um ſeinen Traum: ſeine kümmerlichen Umſtände waren ihm wenig—denn er konnte ſie nur noch vermuten—aber ſein Traum! ſein Traum! hätte ihm der ſchändliche Betrüger dieſen nicht verſcheucht, keine Zähre wäre über ſeine Wangen gefloſſen.—Und dann! daß er ſich ſo einfältig hatte hintergehn laſſen! mit Zähneknirſchen dachte er an ſeine Leichtgläubigkeit. Er warf das betränte Geſicht auf den Tiſch, in allen ſeinen Eingeweiden nagte Scham und Ärger: er hätte ſich vor der Welt, vor ſich ſelbſt verbergen mögen.

Nicht angenehmer waren ſeine Empfindungen, als die Gewalt des erſten Schmerzes ein wenig ausgetobt hatte und ihm der Gedanke einkam, in ſeinen Kleidern die zurückgelaſſne Barſchaft aufzuſuchen: von ſeinen ſchönen achtzehn Dukaten, von den funkelnden zehn Louisdoren hatte ihm der Böſewicht einen einzigen zurückgelaſſen. Sein Zorn über die Bosheit brannte freilich in großen Flammen empor: aber was half Zorn?—Er ſahe das ein, zog ſich allgemach an und ging hinunter zum Wirte.

Neues Wunder! Die Wirtsleute glaubten, daß er in der Morgendämmerung mit Wilibalden, der den Abend vorher alles heimlich bezahlt hatte, um mit dem früheſten aufzubrechen, fortgegangen ſei, und ſahn ihn lange bedenklich an, ob er ein Geſpenſt oder ein Menſch wäre. Er klagte die Treuloſigkeit ſeines Reiſegefährten in herzbrechenden Ausdrücken—verſteht ſich mit wohlbedachter Auslaſſung ſeines Bekehrungsprojektes!—und beſchwerte ſich, daß er ihm ſo wenig zurückgelaſſen hatte, um den weiten Weg damit zurückzulegen.—„So, ſo?" antwortete der Wirt im Lehnſtuhl kaltblütig. „Ja, es geht ſchlimm in der Welt her!"—Indeſſen kam ſeine Frau mit queckſilbrichtem Gange hereingetanzt. —„Liſe," ſprach der Mann, „der Herr iſt heute Nacht beſtohlen

worden." — „Bestohlen!" schrie die Frau auf und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Ach, daß Gott erbarm! Du gerechter Gott! bestohlen!" — und dabei gebärdete sie sich, als wenn sie alle Haare ausraufen wollte. Sie schwänzte zur Tür hinaus: über eine kleine Weile kam sie wieder — „Über das Unglück! Du mein Gott und Vater! bestohlen ist er? heute nacht?" — dann wieder zur Tür hinaus, und in einer Minute erschien sie schon wieder mit den nämlichen Ausrufungen und Verwunderungen: so stattete sie unter unaufhörlichem Laufen ihre Kondolenz zu sechs wiederholten Malen ab. Der Mann ließ sich dabei, ohne eine Miene zu verziehen, Herrmanns Geschichte und seine gegenwärtige Lage umständlich erzählen, stund phlegmatisch und stumm auf und ging. Nach einiger Zeit kam er zurück und setzte sich in den Lehnstuhl. — „Mein Bruder, der Müller," fing er an, „fährt gegen Mittag ins nächste brandenburgische Dorf: er will Sie mitnehmen: ich habe izt mit ihm gesprochen. Es ist ein Karren: er will Sie für seinen Sohn ausgeben und dort eine andre Fuhre für Sie ausmachen, wenn sich's tun läßt. Essen Sie erst! Ja, ja, es geht schlimm her in der Welt." — Herrmann wollte ihn vor Freuden umarmen und schlang schon die Arme um ihn: aber der Mann war eben im Begriffe aufzustehn, und ohne daß er die Höflichkeit verstund, bat er ihn, aus dem Wege zu gehn, weil er etwas zu essen holen wollte. Er trug auf, und während daß Herrmann sich mit dem Vorgesetzten bediente, brachte der Wirt Tinte, Papier und Feder. „Da!" sprach er, „schreiben Sie Ihren Namen und Ihren Geburtsort auf! Wenn wir Ihren Dieb kriegen, sollen Sie Ihr Geld wieder haben." — Er sprach's und setzte sich in den Lehnstuhl.

Herrmann schrieb, der Wirt stund auf, überlas brummend das Blatt, legte es auf den Tisch, und setzte sich in den Lehnstuhl: so endigten sich alle seine Handlungen.

Der Müller meldete sich, Herrmann wollte bezahlen: der Wirt stand auf und verbat es. — „Reisen Sie glücklich! Nehmen Sie sich künftig besser in acht! Ja, ja, es geht schlimm her in der Welt" — er sprach's und setzte sich in den Lehnstuhl.

„Mann," schrie die Frau aus der Küche: „hat der Herr auch

bezahlt?" — Der Wirt ſtand auf. „Ja, Liſe, ja!" rief er und ſetzte ſich in den Lehnſtuhl; und der heilige Bonifazius ſtieg demütig auf den Karren und fuhr dahin: ſo gedemütigt, ſo herabgeſunken mit Einbildungskraft und Leidenſchaft ſaß er da unter leeren Getreideſäcken, daß in ſeiner Seele eine völlige Windſtille herrſchte.

Bei der Ankunft in dem Dorfe, wohin ſie wollten, erzählte der Müller einem ſeiner daſigen Herren Kollegen den Unfall, der Herrmannen begegnet war, und bat, ihn bei der nächſten Gelegenheit weiterzuſchaffen. Die Erzählung verſammelte ſehr bald alles, was in der Mühle lebte, um den Unglücklichen, der ſich, wie ein fremdes Tier, von allen anſtaunen laſſen mußte. Der Müller, dem er empfohlen war, verſprach ihn einige Tage bei ſich zu behalten, wenn er bei ihm vorliebnehmen wollte, und mit einem Getreidetransporte künftigen Sonnabend geliebt's Gott! eine Stunde weit von Potsdam zu ſchaffen.

Es geſchah. Der unglückliche Herrmann war über das unerwartete Mitleiden ſo vieler Leute gerührt, von Dankbarkeit und Freude durchdrungen: aber, aber! daß er Mitleiden nötig hatte, welche Bitterkeit miſchte dieſe Vorſtellung unter ſeine Freude! Er freute ſich über die Güte dieſer Leute, und trauerte, daß er ſich darüber freuen mußte.

An dieſem Orte hielt er ſich wegen Mangels an Gelegenheit eine ganze Woche auf, und weil er aus Mißtrauen in keinem Gaſthofe einkehren wollte, wurde er von dem Knechte, der ihn transportiert hatte, in ein Bauerhaus gewieſen, wo man ihn willig aufnahm: aber unglücklicherweiſe war die Armut des Bewohners ſo groß, daß er ſeinem Gaſte bei dem beſten Willen mit nichts als einem Brunnen voll ſchönen klaren Waſſers aufwarten konnte. Herrmann ließ alſo einkaufen, und die ganze ziemlich zahlreiche Familie ſpeiſte täglich mit ihm: er wurde durch dieſen Umgang ſo ſehr der Herr des Hauſes, daß die Kinder nicht zu ihrem Vater, ſondern zu ihm kamen, wenn ſie hungerten. Oft ſtand er mitten in der Stube, ein großes Brot in der Hand, ſechs barfüßige Kinder im Hemde oder mit einigen Lumpen bedeckt um ihn herum, die gierig mit allen Händen nach den abgeſchnittenen

Stücken langten: wenn er saß, stand zuversichtlich allemal eins zwischen seinen Knien, zuweilen hing der ganze Haufen an ihm herum. Das Bild der Dürftigkeit, und die Munterkeit, die Zufriedenheit, die Fröhlichkeit der Kinder und Alten bei allem Elende versetzte ihn in eine süße Wehmut: das Andenken an sein eignes Unglück zog ihn täglich mehr zu diesen Leuten hin: in drei Tagen war er mit so unzertrennlichen Banden an diese Familie geknüpft, daß ihr Wohl und Weh mit dem seinigen eins wurde. Der Hausherr erzählte ihm die ganze Reihe von Unglücksfällen, die seine Armut allmählich herbeigeführt hatten: seine Felder konnten das künftige Jahr nicht bestellt werden, weil ihm der Samen fehlte; und jedesmal war der Schluß seiner Erzählung: wenn ich nur drei Taler hätte! dann wär mir geholfen.—„Die hab' ich ja," dachte Herrmann bei sich: er zählte sie dem Manne auf den Tisch. Der Bauer wollte auf die Knie vor ihm fallen, die Hausfrau drückte ihm weinend und dankend mit den schwielichten Händen fast die Finger entzwei, die Kinder erhuben auf das Gebot der Eltern ein lautes Dankgeschrei und stürmten mit ungestümer Freude auf ihn los: die Leute wußten nicht, woher sie Worte nehmen, noch wo sie mit ihrer Dankbarkeit aufhören sollten. Wie wohl dem Jünglinge, der bei einem Vermögen von nicht völligen vier Talern noch eine Familie auf ein ganzes Jahr und vielleicht auf immer glücklich machen konnte, wie wohl ihm da um das Herz ward! Es schlug zum ersten Male wieder lebhaft, es deuchte ihn, als wenn er izt aus dem Nichts hervorgestiegen und ein Etwas geworden wäre, das leben, empfinden und handeln könnte: aus dem Auge schlich ihm eine Träne und durch seine ganze Seele ein wehmütiger freudiger Schauer. Die Leute erzählten im Übermaße ihrer Dankbarkeit seine Wohltat allen Nachbarn: das Gerücht verbreitete sich weiter, und eins nach dem andern kam an die niedrigen Fenster und guckte herein, um den großmütigen Jüngling zu sehn: wohin er nur sah und hörte, waren ein Paar Augen auf ihn gerichtet, oder ein Paar Lippen zu seinem Lobe offen. Nun war seine Einbildungskraft und seine ganze Tätigkeit wieder emporgeschraubt, sein niedergeschlagnes Gemüt wieder erhoben: er

fühlte ſich bei achtzehn baren Groſchen als den glücklichſten Menſchen der Erde.

Aus Erkenntlichkeit erbot ſich der Bauer, ihn nach Berlin vollends zu bringen, wenn er den Weg zu Fuße machen wollte: er entſchloß ſich dazu und langte zwar mit völlig leeren Taſchen, aber doch mit einem Herze voller Zufriedenheit an Ort und Stelle an.

Fünftes Kapitel

Da war er nun in dem großen ſchönen weiten Berlin! wie in einem großen Walde verirrt! verloren in den unendlichen Straßen! fragte jeden Augenblick nach der Wohnung des Kaufmanns, an welchen er adreſſiert war, ließ ſich nebſt ſeinem Begleiter die Marſchroute aufmerkſam vorzeichnen, und wenn er fünf Minuten gegangen war, weg war die ganze Landkarte! So irrte er durch die Straßen quer und längs hindurch, und ſo oft er fragte, war er falſch gegangen: ein Burſch erbot ſich, ihn für eine Erkenntlichkeit zurecht zu weiſen: zu ſeiner Herzensfreude entdeckte er noch einen verkrochnen Groſchen im Winkel der Taſche, und nun war ihm geholfen. Bei einer Wendung um eine Ecke ſah er ſich nach dem Bauer um, der ihm bisher mit vielen Beſchwerden über das harte Pflaſter langſam nachtaumelte: aber er war verſchwunden, blieb verſchwunden, und er allein weiß, wie er wieder nach Hauſe gekommen iſt.

Der Kaufmann hatte vor vielen Wochen ſchon auf den neuen Lehrburſchen gehofft, verkündigte ihm, daß er Schwingern nur verſprochen habe, ihn auf ein halbes Jahr zur Probe anzunehmen, und ſtellte ihm ein Paket Briefe zu, das lange ſchon ſeine Ankunft erwartet hatte.

Wie verändert war abermals die Szene! Ein enges Kämmerchen, keine Stube, nahm ihn ein: wie war der große Herrmann, der jüngſt auf den Schwingen des Ruhms nach Berlin eilte und ſich noch vor einigen Tagen von der Bauerfamilie wie einen Gott angebetet ſah, wie war der große Mann abermals geſunken! So

gütig ſein neuer Herr ſich gegen ihn bezeigte, ſo ſprach er doch im Tone des Herrn mit ihm: traurig ſchlich der gedemütigte Jüngling auf gegebne Erlaubnis in die warme Stube des Dieners und las mit beklemmender Empfindung ſeine Briefe.

Schwinger, der das Paket beſorgt hatte, meldete ihm, daß er dem Grafen und der Gräfin ſeinen Aufenthalt in Berlin habe verhehlen und ſich ſtellen müſſen, als ob er von ihm nichts wüßte, um ſich nicht ihren Unwillen zuzuziehn. — „Sie ſind ſo ſehr wider dich erbittert," ſagte er, „daß ſie auch mich als deinen Mitſchuldigen haſſen würden, wenn ſie erführen, daß ich mich deiner annehme. Ungerufen geh ich izt niemals auf das Schloß, weil ichs doch nie ohne Betrübnis und Arger wieder verlaſſen kann: ſo wenig ich mich alſo um die innern, immer fortwährenden Unruhen desſelben bekümmere, ſo weiß ich doch für gewiß, daß dem Graf ein Brief von der Oberſtin aus Dresden in die Hände gefallen iſt, worinne die Flucht der Baroneſſe erwähnt wurde, und daß er die Gräfin gezwungen hat, ihm den ganzen Verlauf umſtändlich zu erzählen. Seinen Zorn und die Leiden der armen Gräfin kannſt du dir leicht vorſtellen — denn dein letzter reuvoller Brief läßt mich vermuten, daß du wieder einer vernünftigen Vorſtellung fähig biſt. — Der Zorn, und ich möchte faſt ſagen, die Wut ging bei dem Grafen ſo weit, daß er Anſtalt machte, dich in Dresden in Verhaft nehmen zu laſſen und eine exemplariſche Strafe wider dich auszuwirken: wenn du alſo, meinem Rate gemäß, zu der von mir beſtimmten Zeit nach Berlin gegangen biſt, ſo haſt du eine Schande vermieden, die dir nach deiner Denkungsart äußerſt empfindlich ſein müßte. Ich zittre für dich, lieber Freund, wie ein Vater für ſein Kind, ſo lange ich über dieſen Punkt keine Gewißheit von dir habe.

Den Aufenthalt der Baroneſſe hat die Oberſtin ausgekundſchaftet, und man wird nächſtens unfehlbare Maßregeln ergreifen, ſie in Sicherheit zu bringen, wenn es nicht ſchon geſchehen iſt. Alſo, lieber Freund! wenn du nicht durchaus dein Unglück willſt, ſo laß dich nicht gelüſten, in deine Torheit zurückzufallen; und wenn Ulrike mit dir in einem Hauſe wohnte und aus einer Schüſſel äße, ſo verſchließe deine Augen! Wache über dein Herz!

Laß ihm nicht eine Minute lang den Zügel ſchießen! es reißt gewiß mit dir aus, wenn du ihn nicht beſtändig ſtraff anziehſt. Entſage lieber dem Vergnügen alles weiblichen Umganges! habe den Mut, den Beifall der Frauenzimmer zu entbehren! Beſſer iſt dirs, ein Dummkopf oder ein trockner kalter blödſinniger Menſch von ihnen geſcholten zu werden, als daß dich eine verliebte Betörung für einige Augenblicke Vergnügen zeitlebens unglücklich macht. Du kennſt nunmehr deine Stärke und Schwäche: nütze dieſe Erfahrung!

Noch eine Nachricht will ich dir, ſtatt einer Belohnung für die Beſiegung deiner ſelbſt und für deine Rückkehr zum vernünftigen Verhalten, geben; und warum ſollte es nicht für den beleidigten ehrlichen Mann eine Erſtattung des erlittnen Unrechts ſein, zu ſehen, daß ſeine Feinde ſich ſelbſt ſtrafen? Jakob, unſer aller Verfolger, iſt mit ſeinem Vater in die größte Uneinigkeit geraten: ſie haben ſich über einen kleinen Vorteil entzweit, den ſie ſich bei dem Verkaufe einiger Koſtbarkeiten zur Schuldenbezahlung des Grafen machen wollten oder gemacht haben: jeder glaubte von dem andern an ſeinem Anteile verkürzt zu ſein. Im erſten Zorne entdeckte der Vater dem Grafen die Spitzbübereien des Sohns, und der Sohn rächte ſich durch ähnliche Entdeckungen am Vater; das Blut ſtarrt mir in allen Adern, wenn ich die Betrügereien, Bosheiten und Schelmenſtreiche höre, die bei dieſer Gelegenheit herausgekommen ſind und noch täglich herauskommen. Sie haben unſtreitig das meiſte zum Ruine des Grafen beigetragen, der ſeine Gläubiger durch die Bezahlung einiger Poſten beſänftigt hat: aber ich fürchte, ſie ſind nur auf einige Zeit beſänftigt: doch läßt ſich wenigſtens hoffen, daß dieſe Beſänftigung von längerer Dauer ſein wird, wenn ſich der Graf überwinden kann, jene beiden Böſewichter von ſich zu ſchaffen. Man arbeitet aus allen Kräften daran, und der Vater iſt ſogar in gerichtliche Unterſuchung geraten: aber der Sohn, der izt bei kälterm Blute den Schaden einſieht, den ſie ſich durch ihre beiderſeitige Unbeſonnenheit zugezogen haben, gibt ſich unendliche Mühe, den Grafen zur Aufhebung der Inquiſition zu bewegen; und ſeine Mühe wird ihm

zuverſichtlich gelingen; denn die Unterſuchung wurde nur im Anfalle der erſten Hitze anbefohlen, und der Stolz des Grafen, wenn der Zorn vorüber iſt, erträgt lieber den Verluſt ſeines ganzen Vermögens, als daß er durch die Beſtrafung eines offenbaren Diebes das Bekenntnis ablegen ſollte, er habe ſich geirrt und ſein Vertrauen einem Unwürdigen gegeben. Inzwiſchen iſt doch zur Erniedrigung unſrer Feinde ſo viel geſchehen, daß der Vater die Oberaufſicht über die Herrſchaft verloren hat und in Penſion geſetzt werden ſoll. Auch mir hat der Habſüchtige, wie es ſich nunmehr erweiſt, ſeit Ulrikens Abreiſe von hier, die Hälfte meines Gehalts entzogen: ich wußte dieſe Verringerung zwar und ertrug ſie gelaſſen, weil ſie mir der Betrüger auf vorgeblichen Befehl ſeines Herrn ankündigte: allein der Graf hat ſich nie ſo einen Befehl einfallen laſſen, und die ohne ſein Wiſſen abgezogene Hälfte hat jener Elende, der dieſe Auszahlungen beſorgte, an ſich geriſſen und in der Rechnung verfälſchte Quittungen untergeſchoben. Fräulein Hedwig hat ein gleiches Schickſal erlitten. Was mich am meiſten kränkt, iſt der Betrug, womit er deinen Vater hintergangen hat: nach der Verordnung des Grafen ſollte er nach ſeiner Abſetzung ſein ganzes Salär behalten, bis er eine andre Verſorgung fände: allein der gewiſſenloſe Siegfried ſetzte ihn auf den vierten Teil herab, der ſo wenig betrug, daß deine Eltern nicht ohne Not davon leben konnten: auch hier hat er ſich durch verfälſchte Quittungen geholfen. Hätten deine Eltern nicht bei einem herrenhutiſchen Leinweber, einem alten Freunde deines Vaters, Schutz gefunden, ſo wären ſie nicht ſicher vor dem Mangel geweſen. Ihre eignen Briefe, die ich dir hier überſende, werden dich vermutlich näher davon belehren, uſw."

Der erſte unter dieſen Briefen, den Herrmann erbrach, war von ſeiner Mutter.

Got zum Kruſ herzgelibteſ Kint, liber ſon wir ſint alle geſunt unt frelig in dem liben Heiland, megte wol wiſen wo Du Stikſt haſt ſo lange nicht geſchriben und uns allen ſo weh nach

tir Gemacht, Ich unt Dein fater ſind forigen Monad von einen kriſtligen leinwåwer zu unſern liben Heilant bekert und haben dieſen Monad als am erſten huiguſ zum erſtenmale das heilige Libesmal gehalten. winſchen von Herzen daſ der libe heilant dich bald nachholen mege, bereie deine Sinden libes Kint, unt ſchlag an teine Pruſt, teinen fater wars nicht recht luſtig di weld zu ferlaſen und den liben heilant anzuzin, Wir haben dem Alten ſtarkop was rechtes zugerett, ta lachte uns der hellenbrant aus daſ wir in bekeren wolten der kriſtlige leinwåber unt ich, unt hat geflucht daſ der kriſtliche Leinwåber in nicht mer im hauſe leiten wolte Er hat Dir geflucht libes Kint daſ einem grin und Gålb vor den Augen wurte. ta bådte der chriſtliche leinwåber ſo fil daſ mein gotloſer man das kalde fiber krigte das ſchittelte ihn daſ ich nicht anderſch tachte als er wirte in ſeinen ſinten dahinfaren libes Kint s hat in geſchitelt wol ellenhoch unt in der Hitze hing im di Zunge armsticke zum halſe heraus und er hat ausgeſtanten wie ein Fich (Vieh) ach da lernte er gar balt den liben Heilant erkennen und hat ſich bekert und iſt widergeboren man ſit ſeinen ſpekrakel an ihn weil er fon dem garſtigen fiber noch ſo elent ausſicht libes Kint, ſick tich for unt tue buſe, s ſind gar ſer ſchwåre Zeiten. Der kriſtliche Leinweber bått alle Dage for dich daſ der libe heilant auch balt iber dich kommen mege, der her Hofmeiſter Schwinger hat uns gar ſer ankſt gemacht als wen tu werſt verfallen in ſintliche liſte unt fleiſchesluſt unt daſ er nicht ſagen tirfte wo tu werſt, laſ tich ja nicht fom ſatan blenden daſ tu dich verlibſt unt loſe Streiche machſt wir werten uns wol in tiſem leben nicht witer ſehn bis wir alle heimgegangen (geſtorben) ſint Deine getreie Mutter bis in den Dod

A. M. P. Herrmanniu.

Aeben erfaren wir daſ tu in Perlin biſt, ta wars nicht anters als wen mir gemand eine rechte derbe Maulſchelle gebe ta ich das las ins Herrn Hofmeiſter Schwingers Brife ach tu liber ſon da habe ich mich recht gekrámt daſ tu an einen ſo

garſtigen Orte biſt. ter kriſtliche Leinwäber hat mich noch getreſt er ſagte s weren ſer fil Widergeborne unt fromme Brider dort di tich zu dem liben Heilante bekeren wirten, das wünſchen wir tir von Herzen Amen.

Endlich zeigte ſich auch ein Briefchen vom Vater, ſo zitternd und unleſerlich geſchrieben, daß man jedem Zuge das Fieber anſah.

B** den 26. Novemb.

Heinrich,

Mein kaltes Fieber und meine Nille haben mich ſo lange geplagt, bis ich ein Herrenhuter geworden bin: aber ich werde es wohl nicht lange treiben. Des Kopfhängens und Pimpelns und Seufzens bin ich nachgerade überdrüßig: fluchen und reden darf ich auch nicht, wie ich will: wenn mir nur einmal ſo ein kleines „Hol mich der Teufel!" über die Zunge fährt, ſo ſchrein ſie gleich alle auf mich zu, als wenn das Haus brännte. Es iſt ein rechtes Hundeleben, wenn man nicht reden darf, wie einem der Schnabel gewachſen iſt: aber ich muß freilich ein Uebriges thun und mir das Maul verbinden laſſen, ſonſt jagt mich der Leinweber zum Tempel hinaus: alsdann kann ich mich in den Schnee legen und an den Fingern ſaugen, wenn mich hungert. So lang es noch Winter bleibt, ſeh ich mir wohl das fromme Leben mit an: ſobald ich aber die erſte Schwalbe wieder höre —heida! fort mit mir! dann werd ich wieder der alte Adam. Man kann ja des Guten auch zu viel thun: der Leinweber betet den ganzen Tag mit meiner Nille. Ihr Leute, ſag ich immer, ihr fallt ja unſerm Herr Gott recht beſchwerlich: das nennen ſie eine Gotteslåſterung: du biſt noch nicht wiedergeboren, lieber Bruder, ſprechen ſie: wir wollen beten, daß der liebe Heiland bald über dich kommen möge. Zu allem dem Gikelgakel muß ich nun ſchweigen, als wenn ich aufs Maul geſchlagen wäre. Aber kurz und gut! ſobald die Schwalben fliegen, laß ich meine Nille bei dem Leinweber ſitzen und komme zu dir nach Ber-

lin: da mögen ſie mit einander pimpeln und ſeufzen, ſo viel ſie wollen.

Lebe wohl. A. C. Herrmann.

Herrmann beantwortete dieſe Briefe unverzüglich, meldete Schwingern den erlittenen Verluſt, doch mit ſorgfältiger Verſchweigung ſeines Bekehrungsprojektes, ſtattete auch dem Doktor Nikaſius und ſeiner Ehefrau von der Dieberei des Magiſter Wilibalds getreuen Bericht ab und verſicherte, daß ihn der ſchändliche Böſewicht verleitet habe, Dresden heimlich zu verlaſſen, wozu er ſich außerdem nie entſchloſſen hätte: zugleich bat er um Überſendung ſeiner zurückgelaſſnen Habſeligkeiten, welche auch ein paar Poſttage darauf erſchienen, nebſt dieſem Briefe vom Doktor Nikaſius.

Dresden, den 6. Jan.

Wohlehrſamer,

Wertgeſchätzteſter lieber Freund,

Nachdem Dieſelben in einem Schreiben de dato 28 Decembris a. c. ſchriftlich an mich gelangen laſſen, wasmaßen Dieſelben Dero mobilia von Dresden nach Berlin mit der ordinären Poſt bringen zu laſſen gewillet ſind und dannenhero um die Verabfolgung gedachter Ihrer mobilium geziemend angeſucht: als habe nicht ermangeln wollen, ſolche durch meinen Bedienten, Johann Friedrich Hartknoch, in Dero mit Seehund überzogenen Kuffer getreulich einpacken und verwahren zu laſſen. Welchergeſtalten nun Dieſelben nurberührte mobilia benebenſt dieſem meinen ergebenſten Schreiben verhoffentlich erhalten werden, als bitte mir über den richtigen Empfang derſelben ſchriftliche Nachricht aus: wie denn auch Dieſelben in vorbemeldetem Dero Schreiben beizubringen beliebt, wie der S. T. Herr, Herr Magiſter Wilibald Dero ſämtliche bei ſich habende actiua an ſich zu nehmen und mit denenſelben ab und von dannen zu gehen ſich nicht entblödet, abſonderlich auch ſich nicht nur propter dolosam rei alienae ablationem eines Diebſtahls ſchuldig gemacht und durch ſein hinterlaſſnes Schrei-

ben handschriftlich angeklagt, sondern auch Dieselben per simulationem amicitiae schändlich und lästerlich hintergangen: solchemnächst will denn nun meine teure Ehegattin allen dergleichen und sonstigen Anschuldigungen als Verunglimpfungen seines ehrlichen Namens und anmaßlichen Beschönigungen anderweitiger selbsteigner Zersplitterung Dero bei sich habenden Geldes keinen Glauben angedeihen lassen, inmaßen denn sie dem Herrn Magister beständig als einen gottesfürchtigen und wohl conduisireten Candidatum gekannt und befunden.

Der ich nebst freundlichem Gruß von meiner Ehe-Liebsten mit geziemender Liebe und Inclination allstets verharre

Meines wertgeschätzten lieben Freundes

gutwillig geneigter Freund und Diener

D. F. M. Nicasius.

Da der Doktor Schwingern seines Freundes heimliche Abreise von Dresden sogleich gemeldet hatte, erschien schon wieder ein nachdrücklicher Verweis von diesem äußerst besorgten Manne, daß sich Herrmann später, als er sollte, wegbegeben und in eine so verdächtige Reisegesellschaft eingelassen hatte: doch freute er sich, daß die Abreise nicht weiter war hinausgeschoben worden, weil ihm Nicasius geschrieben, daß man ihren gemeinschaftlichen Freund auf Ansuchen des Grafen Ohlau gefänglich habe einziehen und verhören wollen. Herrmann freute sich nicht weniger, einer so nahen Gefahr, obgleich mit Verlust seiner ganzen Barschaft, entgangen zu sein, und erblickte mit ungemeinem Vergnügen im Briefe einen Louisdor, den ihm Schwinger zur Schadloshaltung für den Diebstahl schickte.

Sonach war nun Herrmann von allen Seiten glücklicher, als er vermutete, aber nur nicht so glücklich, wie er wünschte. Die Unterwürfigkeit und der Gehorsam eines Lehrburschen, so sehr beides gemildert wurde, war für ihn eine bittere Speise. Befehle anzunehmen und auszuführen, tat ihm nicht sonderlich weh: Verweise schmerzten ihn schon mehr und oft bis zur tiefsten Verwun-

dung: doch wäre alles dies noch erträglich für ihn geweſen, nur ſeine Lage wurde es täglich weniger: das Licht, in welchem er ſich und ſeine Beſchäftigungen ſah, die enge kleine Sphäre, wo er unter allen war, die ihn umgaben, wo er dienen, ſelten ein kleines Lob wegen einer geringfügigen Verrichtung, worauf er ſich ſo wenig zugute tun konnte als auf Eſſen und Trinken, und niemals Ehre erwerben ſollte—dieſe ſo eingeſchränkte, auf Kleinigkeiten geheftete Tätigkeit machte abermals ſeine ehrbegierige Seele unmutig, unzufrieden mit ſich und den Dingen um ihn. Eigennutz und Begierde nach Gewinn waren bei ihm unendlich klein und in Vergleichung mit ſeinem Ehrgeize faſt ſo gut als gar nicht da: Kaufmannsgeſchäfte mußten alſo unter allen für ihn die geringſte Anzüglichkeit haben: mit einem Worte, er war itzt ein ebenſo ſchlechter Kaufmannsburſch als vor dem Jahre ein ſchlechter Schreiber. Immer zerſtreut, in Gedanken, verdrießlich ſtand er da, hörte nicht eher als zum zweiten oder dritten Male, wenn ihm ſein Herr etwas befahl, tat jedes Geheiß mit Verdroſſenheit und begegnete niemandem freundlich, der in den Laden kam. An andern teutſchen Orten hätten ihn ſeine Kameraden den Träumer genannt, doch hier hieß er bei jedermann vom Herrn bis zur Kindermagd—Herrmann le misanthrope, und jeden Augenblick wurde er ermahnt, nicht ſo pensif zu ſein. Trotz aller Ermahnungen blieb er es, und ſeine Tiefſinnigkeit vermehrte ſich ſogar, weil ſich bei einer ſo großen Leere in ſeinem Herze, bei ſo geringer Tätigkeit und ſo wenigen Beſchäftigungen für andere Leidenſchaften, die Liebe wieder zu regen anfing: an Ulriken erlaubte er ſich zwar nur mit Schüchternheit zu denken: er wünſchte und wünſchte, daß er ſie lieben dürfte, aber ein Kaufmannsburſch und eine Baroneſſe! Je mehr ihm dieſer Abſtand einleuchtete, je mehr fühlte er freilich, daß es Notwendigkeit und Klugheit ſei, dieſer Liebe zu widerſtehen, je mehr ſchien es ihm töricht und gefährlich, ſie wieder aufwachen zu laſſen. Zudem wußte ja Graf und Gräfin Ulrikens Aufenthalt, wollten ſie auf fangen laſſen, und vielleicht war ſie ſchon längſt wieder bei ihnen auf dem Schloſſe und mußte ſich mit Vorwürfen und Mißhandlungen peinigen laſſen: ſie war ſo

gut als verloren. Gar nicht zu lieben, wie Schwinger von ihm verlangte, das war hart und bei seinem Charakter und seiner innern und äußern Verfassung unmöglich: eine andere zu lieben als Ulriken, das war noch härter: wenn sich ihm auch die leibhafte Venus dargeboten hätte, wäre ihre Wirkung doch unter dem Eindrucke gewesen, den die Baronesse eine so lange Reihe von Jahren hindurch ihm einprägen mußte.

„Es ist keine Schönheit mehr in der Welt," sagte er sich an einem Morgen, als er sich seine Schürze vorband, setzte sich auf das Bett und lehnte sich an das Fußbrett. „Es ist keine Schönheit mehr in der Welt, gar nichts, das mein Herz nur mit einem Zucke schneller bewegte. Da zeigt mir bald der Diener, bald mein Kamerad ein Gesicht: ach, rufen sie, welche Schönheit! welcher Wuchs! welcher Gang!—Ich sehe mir nichts daran, worüber ich mich nur mit einer Fingerspitze freuen könnte. Es ärgert mich in der Seele, daß die Leute allenthalben so viel Vergnügen finden, und ich muß so trocken dabei stehn und mich ausschimpfen oder verachten sehen, daß mir gar nichts gefällt. Hier liebäugelt der Diener mit einem vorbeigehenden roten Pelze, des Abends hör' ich ihn, wenn er mich auf der Stube bei sich duldet, von einer blauen Pelzsaloppe erzählen, die er vorigen Sonntag geführt, gestreichelt, geliebkost, die mit ihm gelacht, getändelt, gegessen, getrunken, getanzt hat. Da schäkert in der Schreibestube mein Herr mit einem Mädchen; sie lachen und sind so vergnügt, so entzückt, als wenn sie gar nichts vom Kummer wüßten: werd' ich in die Stube geschickt, so find' ich auf dem Kanapee die Frau mit einem jungen Franzosen: wenn sie mir nur den Gefallen täten und sich vor mir scheuten! aber nein! mit verschlungnen Armen, lachend und tändelnd sitzen sie da: alles liebt rings um mich her, alles darf lieben, alles wird geliebt, nur ich, Elender, allein, ich darf nicht, ich kann nicht.—Das Schicksal drückt mich mit schwerer Hand danieder, daß ich kaum atmen kann: ich soll mich unter seinem Drucke langsam zu Tode arbeiten. Ich soll die einzige Schönheit, die es auf der Erde für mich gibt, erkennen, fühlen, ihr Bild in der Seele mit mir herumtragen, vor Augen schweben sehn, in Gedan-

ken mit ihm reden, es umarmen, liebkoſen, alle Ergießungen des Herzens, alle Wonne, alles Sehnen der Liebe dabei empfinden; und wenn ich Unglücklicher die Arme zuſchließen, mein Glück ergreifen will, dann iſt es ein Schatten, eine Idee, ein Gedanke, den ich liebe, und mit meinen Armen faſſe ich Luft.—Nie, nie hoff' ich Ulriken wiederzufinden, nie mich ihr nähern zu dürfen: —aber wie müßt' es nur ſein, wenn ich ſie wiederfände? wie nur, wenn wir uns Tag für Tag ſehen, frei und ohne Zwang ſprechen, ohne Furcht lieben dürften?—Das iſt für mich ein ſo unbegreiflicher, ſo unvorſtellbarer Zuſtand wie die Freuden der Seligkeit. Er ſchwebt mir im Gehirne, wie in einer dunkeln Ferne: gleich einer Sonne durch Nebelwolken ſtrahlt dies überſchwengliche Glück aus der Ferne daher: ich ſtrebe mit allen Gedanken und Empfindungen nach ihm hin; aber wer kann die Sonne über ſeinem Scheitel erreichen?"—

Sein Selbſtgeſpräch hatte ihn ſo lange beſchäftigt, daß er einen Teil ſeiner Pflicht darüber verſäumte: weil er zu lange über die beſtimmte Zeit nicht im Gewölbe erſchien, kam ſein Kamerad, rief ihn und ſtörte den Lauf ſeiner trüben Gedanken.

Kaum eine Viertelſtunde hatte er mit ſeiner gewöhnlichen Träumerei dageſtanden und ſaumſelig einige aufgegebne Geſchäfte verrichtet, als der Herr, ein Porträt in der Hand, in den Laden kam. Er ſtellte es hin und fragte alle Anweſende, ob jemand ein Frauenzimmer in Berlin geſehn habe, das dieſem Porträte ähnlich ſehe. Herrmann erſchrak, ließ ſeine Arbeit auf die Erde fallen und trat ſo dicht an das Bild, als wenn er es verſchlingen wollte: er erkannte es bei dem erſten Blicke für Ulrikens Porträt, das in der Gräfin Zimmer über dem Sofa hing: Rahmen, Ähnlichkeit, Größe, alles traf ein.

„O," fing der Diener an und ſahe ſtarr hin, „die hab' ich oft geſehn."

„Wo? wo?" rief Herrmann entzückt. Der Kaufmann ſah ihn an und lachte. „Kennſt du das Frauenzimmer?" fragte er.

„Nein—nicht recht—ein klein wenig!" antwortete Herrmann und blickte ſeinen Herrn geheimnisvoll an, als wenn er ihn fragen wollte, ob er ſich entdecken dürfte.

„Ja, es iſt wahr," fuhr der Kaufmann fort: „du mußt ſie kennen: ſie iſt ja aus deiner Vaterſtadt. Wer ſie unter Euch zuerſt ſieht und auf meine Stube bringt, der hat zehn Dukaten verdient. Es iſt ein liederliches Mädchen" —

„Glauben Sie das um des Himmels willen nicht!" unterbrach ihn Herrmann ereifert: doch hurtig beſann er ſich, daß er ſich ſo verraten könnte, und ſetzte deswegen, um den gemachten Fehler zu verbeſſern, kaltblütig hinzu: „Ich dächte nicht, daß ſie liederlich ausſähe."

„Meinetwegen mag ſie ausſehn, wie ſie will!" fiel ihm der Kaufmann etwas heftig ins Wort. „Sie iſt ihrem Onkel, dem Grafen Ohlau, durchgegangen; und er hat mich gebeten, ſie ihm zu überſchicken, wenn ich ſie finde; und weil er mein ſpeziell guter Freund iſt — ich hab ihm manche hundert und wohl tauſend Louisdore verſchafft — ſo konnt' ich's ihm nicht abſchlagen. Wer ſie auf meine Stube ſchafft, kriegt zehn Dukaten: aber die Sache muß heimlich betrieben werden."

Der Diener verſicherte, daß er ſie wohl tauſendmal unter den Linden und im Tiergarten geſehn habe; ſie ſei in einem gewiſſen öffentlichen Hauſe, das er auch nennte, und wo er ſie eheſtens ſuchen wollte.

Herrmann war des Todes über dieſe unglückliche Nachricht und fragte den Diener, ſo oft er ihn müßig ſah, ob ſie gewiß in einem öffentlichen Hauſe ſei, daß der andre endlich des Fragens müde wurde und es auf immer unterſagte.

Freude und Glück war es genug, daß er izt ſelbſt den Auftrag bekam aufzuſuchen, was er ſolange gern gefunden hätte: aber das verdammte öffentliche Haus! das verſetzte ſeiner Freude ſo einen empfindlichen Schlag, daß ſie einen großen Zuſatz von Angſt, Beſorgnis, Eiferſucht und verachtendem Widerwillen gegen Ulriken bekam. Er ging wie vor den Kopf geſchlagen herum.

Sechſter Teil

Freilich nur mit halber Freude, und mehr aus Neubegierde, ob die verdächtige Nachricht gegründet ſei oder nicht, befolgte Herrmann den Auftrag ſeines Herrns getreulich und nahm jedesmal ſeinen Weg, wenn er ausgeſchickt wurde, durch die Lindenallee, ſollte auch der Umweg eine Stunde betragen: er ſah niemals ein Geſicht, das Ulriken mit einem Zuge glich. Der Diener war in ſeinem Suchen nicht glücklicher und brachte ſeinem Herrn jeden Morgen die Nachricht, daß die Nymphe ſchon verſprochen geweſen und ihm nicht zuteil geworden ſei. Herrmann knirſchte jedesmal mit den Zähnen, wenn ſo eine Nachricht überliefert wurde.

Seine Unruhe ängſtigte ihn Tag und Nacht: ſie ließ ihn nicht zwo Minuten auf einem Flecke ſtehen oder ſitzen, und des Nachts wälzte er ſich von einer Seite zur andern und ſuchte den Schlaf, ohne ihn auf lange Zeit zu finden. Er bat ſich von ſeinem Herrn die Erlaubnis aus, die zehn Dukaten zu verdienen und die Schauſpielhäuſer zu durchſtreichen: der Kaufmann, dem er im Gewölbe ohnehin entbehrlich ſchien, und der auch ſchon beſchloſſen hatte, ſich zu Ende der Probezeit ſeiner zu entledigen, verſtattete ihm ohne Weigerung ſeine Bitte.

Mit der Empfindung eines Staatsgefangnen, der ſein Urteil erwartet und beinahe gleich wahrſcheinlich Tod und Leben hoffen kann, wanderte Herrmann aus. Sein erſter Beſuch im teutſchen Schauſpielhauſe lief fruchtlos ab: den folgenden Tag rüſtete er ſich mit einer Lorgnette und machte im franzöſiſchen Schauſpiel einen Verſuch: man ſpielte Racinens Berenice. Er hatte auf dem Schloſſe des Grafen hinlängliche Kenntnis der Sprache erlangt, um alles zu verſtehen, was er hörte; und die große Urſache, warum er nichts verſtund, war keine andere, als weil er bloß ſah und nicht hörte, wenigſtens nur hie und da einen Vers, der ihm noch aus der Lektüre geläufig war und zufälligerweiſe itzt auf ſein Trommelfell fiel: ſein Kopf war unaufhörlich nach den Logen gerichtet, und jedes Damengeſicht, das erſchien, mußte ſich Zug für Zug unterſuchen laſſen, ob nicht einer darunter ſei, der ihm Ähn-

lichkeit mit Ulriken gebe. Der Vorhang fuhr rauſchend in die Höhe: noch war keins gefunden, das ihr gehören konnte. Das ſchnurrende Geräuſch der Zuſchauer verſtummte, das Orcheſter ſchwieg: ein langer baumſtarker Antiochus in rotſeidnem Mantel, mit einem ſchwankenden Buſch Gänſefedern auf dem papiernen Helme, marſchierte in abgemeßnen Schritten, die Arme, gleich den Henkeln eines Blumentopfs, majeſtätiſch in die Seiten geſtemmt, durch den gewölbten Portikus daher: ihm folgte im gelben blumenreichen Mantel ein kurzer unterſetzter Arſaz, von unten bis an den Gurt der ſchwarzſamtnen Beinkleider ein Franzoſe, vom Nabel bis zum Ende des beſiederten Kasketts ein altgriechiſcher Baſtard.

„Hier laß uns ſtehn!"

huben Ihro Majeſtät an; und ſie ſtunden. Der König lehrte ſeinen Vertrauten die Geographie des Palaſtes und machte ihn beſonders mit den zwo Nebentüren bekannt. Nachdem er ſo die Landkarte verzeichnet hatte, befahl er ihm, zur Königin zu gehen, ihr einen ſchönen Gruß zu vermelden und höflichſt zu bedauern, daß ihr der König wider ſeinen Willen beſchwerlich fallen und ſich eine geheime Unterredung ausbitten müßte.

Arſaz, der ehemals in Languedok Hecheln verkauft hatte, trat einen Schritt zurück und verwunderte ſich mit dem lauten Geſchrei ſeines vormaligen Gewerbes, wie ein ſo großer König in einem ſo hübſchen roten Mantel einer Königin beſchwerlich fallen könnte, deren Liebhaber er ſonſt geweſen wäre. „Ob ſie gleich die künftige Gemahlin des Titus iſt," rief er,

„Setzt dich ihr Rang von ihr unendlich weit hinweg?"

Herrmann, dem die lautgekreiſchte Frage die Ohren erſchütterte, glaubte nicht anders, als daß ſie der Schauſpieler ſeinetwegen getan habe, und wiederholte ſeufzend den Vers einigemal in Gedanken.

Antiochus war unterdeſſen vom Vertrauten allein gelaſſen worden und unterhielt ſich deswegen mit ſich ſelbſt.

„Werd' ich ihr ohne Zittern ſagen können:
Ich liebe dich!
Nein, ach! ich zittre ſchon! Mein wallend Herz
Scheut dieſen Augenblick ſo ſehr, als ich ihn wünſchte."

Herrmann ſtutzte: der Mann hatte ihm ſeine Empfindung aus dem Herze geſtohlen. Nicht weniger, als er wünſchte, Ulriken wiederzufinden, fürchtete er, ſie verführt, ungetreu, auf immer ſeines Haſſes wert wiederzufinden.

„Entfernt von ihren Augen, will ich ſie
Vergeſſen und dann ſterben!"

„Ja, wer es könnte!" dachte Herrmann.

„Wie? ſoll ich ſtets in Qualen ſeufzen,
Die ſie nicht kennt? ſtets Träuen weinen,
Die ſie nicht fließen ſieht?"

Die Verſe wurden ſo ganz mit ſeiner Empfindung geſprochen, daß er ſich nicht von ihnen losreißen und kein Wort mehr von dem übrigen Monologe hören konnte: die ganze folgende Unterredung mit dem Vertrauten war ihm unleidlich, widrig, langweilig: denn ſie enthielt kein Wort, das auf ſeinen Zuſtand paßte: er gähnte und mochte die langweiligen Schwätzer vor Verdruß nicht einmal anſehn.

„Die Königin erſcheint,"

rief Antiochus auf dem Theater: es kam auch wirklich eine dicke rotgetünchte Königin im Fiſchbeinrocke und Goldſtoffe, ſehr zierlich en coeur friſiert, eine Milchſtraße von funkelnden Steinen, wie Sternchen, quer über den hochgetürmten Haaren, gravitätiſch dahergeſchritten: aber Herrmann würdigte die vergoldete Majeſtät keines Blickes; denn er hörte eben das intereſſantere Knarren einer ſich öffnenden Logentür und ſah eine intereſſantere Königin im roten Pelze hereinkommen. Sie brachte ein junges Frauenzimmer von ſechs oder ſieben Jahren mit ſich, dem ſie einen bequemen Platz zurechte machte: indem fragte man ſich im Amphitheater hinter und vor Herrmanns Sitze: wer iſt das? — „Es iſt die Gouvernante bei der Fräulein Troppau," antwortete jemand. Sie hatte während ihrer Beſchäftigung mit dem Niederſitzen der Fräulein ihr Geſicht beſtändig niederwärts gebeugt, und ſah itzo erſt ſich in der Verſammlung um. — „Eine hübſche Phyſiognomie!" ſagte hier einer, der ſie lorgnierte. — „Eine artige Figur!" ſprach dort ein anderer, der durch einen Gucker ſah. — „Ah!" verſetzte ein dritter und zog jenem ungeduldig den Gucker vom Auge weg,

„Pardi! eine ſehr intereſſante Phyſiognomie! große ſchwarze Augen, voller Feuer! ein friſches Teint!“—„Ah ça!“ fing ein grauhaarichter rotbackichter Franzoſe an, der ſchon lange mit ſeinen alten Augen unter den ſilbernen Augenbraunen hinaufgeblinzelt hatte, „donnez!“ und langte nach dem Gucker. „Voulez-Vous voir, Monsieur?“ fragte der andre und überreichte langſam das Sehinſtrument. „Diable!“ rief der Alte ſo laut, daß alle Köpfe nach ihm herumfuhren, „voilà une jolie petite gueuse! —Voïez!“ fing der begeiſterte Alte nach einem Weilchen wieder an und ſtieß ſeinen Nachbar. „Quel sourire! elle a un trait de malignité, cette petite coquine“—und jeden Augenblick wiſchte er mit begieriger Eilfertigkeit den Gucker an der Manſchette ab und ſchalt das fatale Inſtrument, daß es den Blick trübte, wiewohl ſeine Augen trüber ſein mochten als der Gucker. „Elle me charme!“ rief der Alte ganz außer ſich vor Entzücken und zappelte mit den Füßen.—„Voudriez-Vous bien l'avoir?“ fragte ſein Nachbar lachend.—„Je Vous dis Monsieur,“ antwortete der Alte, zitternd vor Vergnügen, „que c'est un excellent morceau.“—„Permettez!“ ſchnarrte ihm ein junges geputztes Männchen, das ſchon lange in allen Taſchen nach ſeinem Fernglaſe vergeblich geſucht hatte und ſich doch ſchlechterdings die Schande nicht antun konnte, mit bloßen Augen zu ſehen, über die Schultern herüber, riß ihm den Gucker aus der Hand und ſah hin. „C'est une Allemande?“ fragte er: man bejahte es. „Elle passe,“ ſprach er mit kritiſcher Kaltblütigkeit und gab den Gucker zurück.—„Comment!“ rief der Alte und drehte ſich ereifert nach ihm um: „was finden Sie an ihr auszuſetzen? ſo eine artige runde Stirn! Ich ſage Ihnen, die mediceiſche Venus hat kein artiger Kinn; und der kleine lächelnde Mund! dieſe ſpirituelle Miene! Ich ſage Ihnen, ich kann kein ſchöner Geſicht malen, und wenn Sie mich wie ein Prinz bezahlen. Les parties et l'Ensemble—je Vous dis, Monsieur, qu'elle est delicieuse.“

Während dieſes Zankes verſchlang auch Herrmann die Schönheit, die er betraf, mit den Augen, und um ſo viel begieriger, weil ihn jeder Blick mehr beſtätigte, daß es Ulrike ſei. Die Gleichheit

war ſo vollkommen, daß ihr auch nicht ein Zug fehlte: er hatte ſie zwar nunmehr über ein Jahr nicht mit ruhiger Aufmerkſamkeit geſehn, und das Geſicht mußte ſeit ſeiner Abreiſe aus ſeiner Vaterſtadt einige beträchtliche Veränderungen gelitten haben, wenn ſie es ſein ſollte. Er hätte dem franzöſiſchen Maler, als er ihre Schönheit ſo lebhaft verteidigte, mit beiden Fäuſten wider den jungen Laffen, der ſie nur leidlich fand, beiſtehen mögen. Sie war ihm tauſendmal reizender als ſonſt: eine Gottheit mußte ſie mit neuen Annehmlichkeiten belebt haben: ihr Blick zog das Herz in die Höhe, wie die Sonne den Abenddunſt. Bei allem Lächeln ihres Mundes ſchien ihm geheime Betrübnis aus ihrem Geſichte zu ſprechen:—„Ganz natürlich!" dachte er, „ſie weiß nicht, wo ich bin; weiß nicht, daß wir nur um einen Blick voneinander getrennt ſind!"—Izt lenkte ſich ihr Auge nach ſeinem Platze hin, indem erſchallte vom Theater

„Meine Tränen, meine Seufzer
Folgten dir an jeden Ort."—

Ihre Miene wurde wehmütig, ihre Lippen bewegten ſich, als wenn ſie die Worte leiſe zu ihm herabſprächen: nun war in ſeinen Gedanken nichts gewiſſer, als daß ſie ihn ſchon geſehen und erkannt hatte; und verſchiedene ähnliche Zufälle beſtätigten ihn völlig in ſeiner ſüßen Einbildung.

„So viele Treue
Verdiente größer Glück"

ſprach eine vierzigjährige Vertraute auf dem Schauplatze mit keuchendem Tone: ſo ſchlecht ſie es ſagte, ſo klatſchte er ihr doch ſeinen Beifall zu, weil ſie für ihn eine ſo große Wahrheit geſagt hatte: das Amphitheater hielt es für Spötterei und folgte allgemein ſeinem Beiſpiele nach, daß die arme Vertraute, die nur eben aufgetreten war, vor Verwunderung über den ſo ſeltenen und itzt ganz unerwarteten Beifall den Kopf ſchüttelte.

Berenice. Ich will ihn nicht erwarten,
will unerwartet ihn hier finden, und
bei dieſer Unterredung alles ſagen,
was langverſchloßne Zärtlichkeit
zween liebenden, zufriednen Herzen eingibt—

Seine Einbildung täuſchte ihn ſo gewaltig, daß ihm die Worte nicht vom Theater ſondern aus Ulrikens Loge zu ſchallen ſchienen: das Orcheſter hub nach ihnen ein ſanftes Andante an, und Ulrike ſtand auf, und ließ neugierig ihre Blicke im ganzen Hauſe herumſchießen. Aber warum ſahe ſie nun nicht ihren Herrmann allein an? Er ärgerte ſich, daß ein Blick auf jemanden außer ihm fiel. Endlich nach langem Herumſchauen trafen ihre Augen wirklich auf ſein Geſicht: ſie ſah es ſtarr und ernſthaft an: er lächelte zu ihr hinauf, und die Freude, als ſie ihn erkannte, zwang ſie unbewußt zu einer ſo entzückten Bewegung des Kopfs und drückte ſich ſo lebhaft in allen Zügen des Geſichts aus, daß ihre Bewunderer im Amphitheater ſich neidiſch nach dem Gegenſtande umſahen, dem die Freude galt. Mit halbem Zweifel an der Wahrheit des Anblicks erfolgte ein Wink mit den Augen, und dann auf beiden Seiten ein förmlicher Gruß: allein bei aller Zurückhaltung waren ſie doch nicht zurückhaltend genug; denn ihrem beiderſeitigen vertraulichen Nicken, worinne der ganze Gruß beſtand, konnte auch ein Halbblinder anmerken, daß es mehr als Höflichkeit ausdrückte. Nach dieſer Beobachtung richtete ſich nunmehr die Neugierde der Umſtehenden auf den glücklichen Menſchen, welchem ein ſo engliſcher Gruß herabgeworfen wurde: man fragte ſich ringsum: Niemand kannte ihn. Der alte Franzoſe, der ſie vorhin ſo lobpries, drängte ſich über zween Plätze weg zu ihm hin und hielt ihm mit einem ſehr höflichen „Monsieur?“ ſeine Tabaksdoſe vor: Herrmann ſahe nichts, was tiefer als Ulrikens Kopf war: der Maler ſtieß ihn alſo an: Herrmann wandte ſich haſtig und warf ihm die lackierte Büchſe aus der Hand, daß ſie unter den Bänken bis ans Parkett hinabrollte. Der Mann wollte zwar dieſe Gelegenheit nützen, ein Geſpräch einzufädeln, allein die Muſik ſchwieg, und er mußte ſich gleichfalls zum Schweigen entſchließen.

Nunmehr wurde das Schauſpiel eine unaufhörliche Unterredung für die beiden Liebenden: Herrmann war Titus, und Ulrike machte ſich zur Berenice: jede Süßigkeit, jeder Ausdruck der Zärtlichkeit, jede Verſicherung der Treue, jede Sentenz, die mit

ihrem beiderſeitigen Zuſtande übereinſtimmte, wurde unmittelbar, wie ſie aus dem Munde der Schauſpieler heraustönte, in Gedanken von beiden wiederholt und mit einem Blicke von ihm zu ihr hinauf, oder von ihr zu ihm herab, auf ihren Zuſtand angewendet.

Titus. Ach! welcher Liebe ſoll ich mich entſchlagen!
Paulin. Ja, leider! einer glühend heißen Liebe!
Titus. O tauſendfältig heißer iſt ſie, Freund,
Als du dir denken kannſt. Mir war es Wonne,
Sie jeden Tag zu ſehn, zu lieben und ihr zu gefallen.

— — —

Titus. Ich kenne ſie, ich weiß, daß nie ihr Herz
Nach einem andern als nach meinem ſtrebte.
Ich liebte ſie, gefiel ihr, und ſeit jenem Tage—
Soll ich ihn traurig oder glücklich nennen?—
Verlebt ſie, fremd in Rom und unbekannt dem Hofe,
Die Tage, liebt und wünſcht kein größres Glück,
Als Eine Stunde mich zu ſehn,
Die übrigen mich zu erwarten.

— — —

Ich ſehe ſie, benetzt mit Tränen,
Die meine Hände trocknen ſollen.
Was nur die Liebe kennt, um mächtig ſtark zu feſſeln,
Kunſtloſe Sorge zu gefallen, Schönheit, Tugend,—
O, alles, alles find' ich in ihr!——

Während dieſer geheimen Unterredung ſchien die ganze Verſammlung vor Herrmanns Augen zu ſchwimmen: Lichter, Kuliſſen, Menſchenköpfe tanzten in ſchwebender Verwirrung wie trübe ferne Schatten vor ihm herum: das einzige Bild, das ſeinen ganzen Horizont füllte, das deutlich und beſtimmt durch die Augen bis zur Seele und zum völligen hellen Bewußtſein gelangte, war Ulrike. Berenice war für ihn das höchſte Ideal eines ſchönen Schauſpiels, und Schauſpieler und Schauſpielerinnen ſchienen ihm Apoll mit den neun Muſen, die in eigner Perſon herabgeſtiegen waren, das ſchönſte Stück meiſterhaft zu ſpielen. Seine Nachbarn dachten zwar hierinne ganz anders, und es flogen von allen Seiten luſtige Einfälle über die ſpielenden Perſonen um ihn herum: allein für ihn war dieſer Widerſpruch nicht hörbar. Nichts

beläſtigte ihn, als der Maler, der ſo gern um Ulrikens willen ſeine Bekanntſchaft machen wollte: denn er ſprach nicht bloß mit dem Munde, ſondern noch mehr mit dem Ellebogen, und beſchwerte ſich zornig bei ſeinen Nachbarn über die Unhöflichkeit des Menſchen, der ihm nur mit unwilligen Mienen oder gar mit einem erzürnten „laissez-moi“ antwortete. Es lag ihm um ſo viel mehr daran, ſeinen Zweck zu erreichen, weil ſeine Bekannten ſich über ihn luſtig machten und gleichſam mit Bonmots nach ihm warfen.

Da Ulrike merkte, daß man mit allen Augen, Guckern und Lorgnetten aus dem Amphitheater nach ihr zielte, und daß man nunmehr alle dieſe Sehwerkzeuge auch im Parket und den Logen nach ihr richtete, befand ſie für gut, ihren Stuhl zurückzuſchieben und ſich ſo zu ſetzen, daß ſie nur für ſehr wenige ſichtbar blieb. In dieſer Pauſe gelang es dem Maler wirklich, den müßigen Herrmann ins Geſpräch zu ziehn.—„Monsieur, connoissez-Vous cette Dame?“ fing er an.—„Ob ich ſie kenne?“ fragte Herrmann mit pikiertem Tone. „So gut als mich!“—„Ah!“ brach der Maler abermals in ihr Lob aus, „quels yeux! quel front! quelle bouche! quel joli tour de visage!“

Herrmann. So viel Geiſt in der Miene! So viel Feuer im Auge!

Der Franzoſe. Quel teint! quel nez!

Herrmann. Und die feine zarte Haut! ſo ſanft, ſo annehmlich, wie ihre Seele!

Der Franzoſe. Quelle gorge!“—Je Vous dis, Monsieur, qu'elle est delicieuse—und dabei zog er alle fünf Finger über den Mund weg.

Herrmann. Sie haben die Hände noch nicht geſehn: ſo weiß, ſo fleiſchicht, von einem ſo liebevollen Drucke, daß man nicht denkt, hört noch ſieht, wenn man von ihnen berührt wird.

„Diable!“ ſchrie der Maler und fing mit ſeinem Lobe wieder von vorn an. Für die Nachbarn war es ein wahrhaftes Luſtſpiel, die beiden Leute ſo unerſchöpflich und inbrünſtig um die Wette einen Gegenſtand loben zu hören: einer redte in den andern hinein und wollte ihn überſteigern. Beide zeichneten freilich als Ver-

liebte, aber Herrmann noch am treffendſten. Ulrikens Bildung war in Anſehung der einzelnen Teile nicht ſchön: ein ſtrenger Beurteiler würde vielleicht an jedem, für ſich betrachtet, etwas zu tadeln gefunden haben: aber in der Zuſammenſetzung bildeten ſie vom Kopf bis zu den Füßen das niedlichſte Ganze: in jeder Bewegung war Geiſt, ihre Miene beſtändig ſprechend, und oft ſtärker ſprechend als ihre Worte, ihr Geſicht ein abwechſelndes Gemälde von kleiner mutwilliger Luſtigkeit und Gutherzigkeit, und der immer bleibende Grund, auf welchem dieſes Gemälde ſich zeigte, eine ausgebreitete ſchuldloſe Heiterkeit: ob ſie gleich in ihren Bewegungen und Handlungen oft bis zur Unbeſonnenheit raſch war, ſo wurde doch ſelbſt dieſe Raſchheit von einer gewiſſen Anmut begleitet, von Sanftheit ſo gemildert, daß jemand von ihr ſagte, ſie habe zwo Seelen, eine männliche und eine weibliche. Ihr Wuchs und der feine Gliederbau war vielleicht die einzige körperliche Schönheit, die ſie auszeichnete: von der äußerſten Fußzehe bis zum Wirbel ſchwebte Anſtand und Reiz, wie ein Paar Liebesgötter mit ausgebreiteten Fittigen, um ſie her. Ihr erſter Anblick überwältigte: man mußte ſchlechterdings mit ſolcher Ergießung loben wie der alte Franzoſe; und fand man gleich in der Folge weniger Schönheit an ihr, ſo hielt doch ihre Naivität und ungekünſtelte Munterkeit dem erſten heftigen Eindrucke ſo ſehr die Wage, daß man ſeine Verminderung nicht ſonderlich wahrnahm oder wahrnehmen wollte.

So richtig zeichnete freilich weder der Franzoſe noch Herrmann, ob ſie gleich den ganzen fünften Akt über dem Gemälde ihrer Göttin verplauderten: der Maler erbot ſich, ſie zu malen, lud Herrmannen zum Abendeſſen zu ſich ein und verſprach ihn en buste et en demi-figure gratis zu malen, wenn er ihm die Ehre verſchaffte, ihr Porträt zu machen. Herrmann ſchlug nicht ab und ſagte nicht zu; denn eben, als ſie auf dieſen Handel kamen, machten die Schauſpieler ihre Verbeugung und der Vorhang rollte herab: ohne die Ankündigung abzuwarten, drängte ſich Herrmann ungeſtüm durch die Bank, der Franzoſe hinter ihm drein: da ſtanden ſie beide an der äußerſten Tür und lauerten! Es kamen rot-

gemalte und weißgetünchte Damen und gelbe huſtende Herren in Pelze gewickelt, Laufer ſchwangen die Fakeln, Bediente kreiſchten mit rauhen Hälſen den ſchlummernden Kutſchern zu, die wartenden Herren klagten über Kälte und ihre Damen über Näſſe, Kutſchen rollten dahin, rollten daher; geblendete Fußgänger krochen an den Wänden hin, den trampelnden Roſſen zu entgehn; andre ſchrien, erſchrocken, daß ſie an Pferdeköpfe rennten; hier lauſchte ein frierender Liebhaber auf ſeine verzögernde Schöne, dort ein brummender Ehemann auf die plauderhafte Gattin; hier wurde mit leiſem Geziſchel eine Nacht bedungen, dort um beſſern Kredits willen eine bezahlt; ein gähnender Kopf klagte da über die Langweiligkeit des Stücks und beſchwerte ſich, daß er nur zweimal im ganzen Trauerſpiel gelacht habe; hinter ihm lobte eine empfindſame ſeufzende Schöne das Rührende des Schauſpiels, ſie war gerührt worden, ach! gerührt, daß ihr noch die Tränen über die Wangen floſſen; vor ihr drängte ſich eine rauſchende Franzöſin am Arme ihres Anbeters vorüber—„Ah!“ ſchrie ſie, „cette piece m'a dechiré le coeur“ und brach in ein lautſchallendes Gelächter aus, weil ſie ihr zweiter Anbeter von hinten galant in die Seite knipp: ein teutſcher Kritikus lachte des matten franzöſiſchen Ausdrucks, der drei Einheiten und des tragiſchen Kreiſchens, und ein franzöſiſcher bewies ihm mit hitziger Demonſtration aus dem Batteux, daß die Franzoſen die beſten Trauerſpieldichter auf der Erde ſind: ſchöne Eheweiber, die von dem händeküſſenden und ſcharrfüßelnden Haufen ihrer Liebhaber Abſchied nahmen, während daß der Mann grunzend in der Kutſche auf ſie harrte; ſchnatternde Franzoſen und ſchweigende Teutſche—ein verwirrter Haufen in mannigfarbiger Miſchung quoll aus allen Türen hervor: das Gedränge wurde ſchon dünne: noch war Ulrike nicht da. Der Maler guckte jeden Augenblick mit langem Halſe nach ihr, und Herrmann fürchtete ſchon zitternd, daß er ſie überſehn habe.—„Ah! voilà notre Princesse!“ ſchrie der Maler. Sie kam, aber o ihr guten Götter!—von einem Offiziere geführt: Herrmann wurde totblaß vor Schrecken. Sie ſprach ſehr munter mit ihrem Führer, ohne ſich umzuſehn: der Offizier

nahm mit einem Händekuß Abſchied, und ſie ſchwang ſich federleicht in den Wagen hinein. Nun hatte der arme überſehene Herrmann nichts Geringers zur Abſicht, als dem Wagen aus allen Kräften nachzulaufen, um ihre Wohnung zu erfahren: er ſprang alſo die Treppe hinunter, der Maler ihm nach. „Ecoutez, Monsieur!“ rief er und ergriff ihn bei dem Rocke: der brennende Verliebte riß ſich los, daß alle Nähte des Kleides praſſelten, und nun in einem Galoppe hinter dem geliebten Wagen drein! Von Neid und Beſorgnis über den Offizier gequält, von der Fackel des aufſtehenden Bedienten mit einem glühenden Pechregen überſprützt, keuchend und ſtolpernd ſetzte er den langen Lauf ſtandhaft fort, durch Pfützen, Kot und Schlammhaufen, daß beſtändig ein feiner Hagelregen von Unflat auf ſein Geſicht und Kleidung herabſtürzte: der Weg ging durch die Königsſtraße über die Brücke hinweg und noch durch einige Straßen der Vorſtadt. Der Wagen hielt: Ulrike eilte mit ihrer jungen Begleiterin lachend und ſchäkernd die breite Treppe hinan.

Sich in ſo höchbeſchmutzter Geſtalt in ein ſo ſchönes Haus zu wagen, dazu gehörte viel: aber ſeinem Wunſche ſo nahe, ſich über ſo mannigfaltige Unruhen und Beſorgniſſe kein Licht zu verſchaffen und ganz unverrichteter Sache wieder abzuwandern, dazu gehörte noch mehr: er entſchloß ſich kurz und wagte ſich die Treppe hinan. Bediente liefen geſchäftig mit dem Abendeſſen, mit Tellern und Lichtern auf dem Vorſaale hin und wieder: er erkundigte ſich bei einem nach der Gouvernante der Fräulein. „Die Mamſell Herrmann?“ fragte der Bediente: „eine Treppe höher, über den Flur weg, rechts, am Ende die große Tür hinein, über den Saal linker Hand die dritte Tür!“ — plappernd ſprach er dies und ging ſeinen Weg.

Himmel! das war eine Tagreiſe: Er wiederholte ſich die angezeigte Marſchrute und wandelte die Treppe hinan, den ganzen langen Flur durch — izt hörte er Ulrikens Stimme, die große Tür öffnete ſich, ſie kam heraus, ihr Fräulein an der Hand, ſchäkernd und lachend: ſie erblickte Herrmanns beſchmutzte Figur dicht an die Wand gedrückt, ſah halb ſchüchtern, mit gerecktem Halſe, ſtill-

ſtehend nach ihm, erkannte ihn und erſchrak, daß ſie aus aller Faſſung geriet. Die junge Fräulein beſtürmte ſie mit einer kindiſchen Frage nach der andern, wer es ſei, und drückte ſich furchtſam mit dem Kopf an Ulrikens Seite: es antwortete ihr niemand. Endlich brach Herrmann das minutenlange Stillſchweigen und berichtete, daß er die Ehre habe, der Mamſell Herrmann einen Brief zu überbringen. — „Gleich, Herr Vetter!" rief Ulrike: dort flog ſie hin.

Herrmann freute ſich ſeiner verliebten Liſt und der glücklichen Gemütsfaſſung, womit er ſie ausführte: er mußte lange warten. Izt ſchwebte ſeine Göttin in dem ſeidnen ſchlanken Anzuge, leicht, wie auf den Fittigen der Luft, durch den dämmernden Korridor daher: ihr glühendes Geſicht leuchtete von fern, wie der aufgehende Mond hinter rötlichen Abendwolken. Vom Laufen erſchöpft, bat ſie ihn, ihr zu folgen. So zeremoniös, wie einen Fremden, führte ſie ihn in ihre Stube; und nun — weg waren alle Komplimente! Sie warf ſich ihm um den Hals, er ihr; ihr Geſicht lag auf ſeiner Schulter, das ſeinige an der ihrigen: — „willkommen, Herzensheinrich!" ſchluchzte ſie in ſein Kleid hinein: „tauſendmal willkommen, Herzensulrike!" antwortete er mit der nämlichen Dumpfheit der Stimme. —

Ulrike riß ſich los. „O daß ich dich habe!" rief ſie. „Daß ich dich hier habe, hier, wo uns niemand kennt, niemand hindern kann!"

Herrmann. Wohl mir, wohl, wie im Himmel, daß ich dich habe! — Aber wehe uns, wenn wir uns nicht behalten dürfen!

Ulrike. Ich bitte dich, Heinrich, mache mich nicht wehmütig! Wozu denn nun itzo das Flennen? Ich war ſo luſtig, ich hätte mögen über Tiſch und Stühle wegſpringen: da ſchlägſt du mir gleich meine Wonne mit deinem ſchwermütigen „wehe!" danieder. Ich glaube, die Freude macht dir den Kopf wirblicht. Beſinne dich doch! Ich bin ja da: was willſt du denn weiter?

Herrmann. Glücks genug! ſo wahr ich lebe, Glücks genug! Aber du weißt nicht, was ich fürchte! doppelt fürchte!

Ulrike. Was haſt du denn ſo Fürchterliches zu fürchten? Und gar doppelt? — Alſo zum erſten?

Herrmann. Man ſucht dich: Onkel und Tante wiſſen, daß du hier biſt: ſie verſprechen demjenigen, der dich findet, zehn Dukaten —

Ulrike. So wohlfeil bin ich ihnen?

Herrmann. Noch mehr! Jemand, dem nach dieſem Preiſe lüſtet, gibt entehrenderweiſe vor, daß er dich in einem ſchändlichen Hauſe geſehn habe, und verſpricht, dich zu liefern —

Ulrike. Der Böſewicht!

Herrmann. Er ſchwört, daß diejenige, die er genau kennen will, deinem Porträte, das der Onkel an einen Kaufmann geſchickt hat, damit er dich nach ihm finden ſoll — daß jene Perſon deinem Porträt auf ein Haar ähnlich ſieht; und ſobald ſie in ſeiner Gewalt iſt, wird ſie fortgeſchickt.

Ulrike. Laß ſie ſchicken! laß ſie ſchicken! Ich wollte, daß ſie mir, wie aus den Augen geſchnitten, gliche.

Herrmann. Aber bedenke, Ulrike, welchem Rufe dich dieſe falſche Nachricht ausſetzt! wie der Graf zürnen wird, wenn er ſich ſo ſchändlich hintergangen ſieht!

Ulrike. Lieber Heinrich, das ſind zwei Sachen, an die wir wahrhaftig nicht denken müſſen, wenn wir Luſt haben, uns zu freuen. Ein Mädchen, das ihrer Tante heimlich entlaufen iſt, muß mit dem Rufe vorliebnehmen, der ihr zuteil wird: wenn ſie ſich nicht damit tröſten kann, daß ſie keinen böſen verdient, ſo muß ſie zu Hauſe bleiben, in ein Stift gehen oder einen Stock heiraten, wie ihn der liebe Gott beſchert. — O Heinrich! mannigmal mitten in meiner Luſtigkeit ſticht mich's, wie ein Dorn, am Herze, wenn mir der Gedanke durch den Kopf fährt, daß ich von allem dem Kummer und Herzeleid und Zank und Lärm die Urheberin bin: aber der Schritt iſt einmal geſchehn: ja, Heinrich, ſo ſehr ich dich liebe, ſollt' ich ihn noch tun, ich bedächte mich. Ein entlaufnes Mädchen und ein lüderliches werden gar leicht miteinander verwechſelt; — und dann! ſo ſchüchtern, wie ein geſcheuchtes Reh, herumzuirren, immer fürchten, daß man gehaſcht wird, zwiſchen Schimpf und Mißhandlung eingeſperrt — Gott weiß es, ein trauriges Leben! — O Heinrich! Heinrich! weinen ſollten wir, nicht

lachen: ich ſchien mir nur glücklich, weil ich nicht an unſer Unglück dachte.

Herrmann. Du ſchienſt dir's nur? Du biſt's! Aber ich — ich werd' es nie.

Ulrike. Warum nicht? — Leideſt du Not? Heinrich, ſprich! Du Verzagter, ſo härme dich doch nicht! Ich habe Geld, Geld in Menge, Geld, ich weiß nicht wohin damit! ich will dich kleiden, will deine Taſchen füllen, will herzlich gern Pelz und alle Kleider verkaufen, wenn dir's nicht genug iſt: ſprich! und der Jude ſoll gleich da ſein: nur ängſtige mich nicht und ſage, daß du unglücklich biſt!

Herrmann. Ulrike, ich bin glücklich bei dir, mit dir, durch dich: aber in meinem Herze faßt auch dies Glück keine Wurzel. Nimm ihm ſo viele Leidenſchaften, die es oft zuſammenpreſſen, daß mir der Atem vergeht, die Begierde, die mich immer vorwärts zieht, die mich an die Zukunft feſſelt und die Gegenwart nicht fühlen läßt! dann erſt machſt du mich fähig, glücklich zu ſein.

Ulrike. Sage mir nur, woher dir die unſelige Laune kömmt! Du warſt ſonſt ſo munter: ich wette, du biſt bei dem Doktor Nimmerſatt — oder wie dein Doktor in Dresden hieß — ſo ängſtlich geworden. Was bekümmert dich die Zukunft? Wir können ja kaum mit der Gegenwart zurechte kommen. Mache nicht, daß ich auch zum Murrkater werde! hernach iſt's gar mit uns aus. Wir haben ſo nicht viel Freude zuzuſetzen.

Herrmann. Aber ſage mir nur, Ulrike, wo ich die Freude hernehmen ſoll! Ein elender Kaufmannsburſch, vom Morgen bis zum Abend dem Befehle und Zwange unterworfen, zu widrigen langweiligen ſchlechten Verrichtungen genötigt, der es kaum wagen kann, dich zu lieben, ſobald er bedenkt, was er iſt — ein Unglücklicher, dem nichts auf der Welt gelingt, ohne Beruf, ohne Stand, ohne Ehre, ein Verachteter, Herabgeſetzter, ein Irrläufer, der ſeine Beſtimmung ſucht und ſie nie finden kann — ſolch ein Kind des Unglücks ſoll ſich freuen? Wie kann das Roß ſpringen, wenn es im Karren ziehen muß?

Ulrike. Warte, armer Heinrich! warte, ich will dich ausſpannen. Sage deinem Kaufmann noch heute, daß du nicht länger ſein

Junge ſein willſt! Ich habe jährlich zweihundert Taler, alle Bedürfniſſe frei und bekomme Geſchenke über Geſchenke: die zweihundert Taler ſind dein, ganz dein: miete dir eine Wohnung, lebe für dich! Freunde und Patrone will ich durch unſer Haus ſchon für dich finden; und dann iſt uns beiden geholfen: was wollen wir weiter?—Du armer lieber Kaufmannsjunge! wie biſt du denn in das Leben geraten, da du keinen Gefallen daran findeſt? Warum biſt du ſo mißtrauiſch geweſen und nicht gleich, wie du gingſt und ſtundſt, nach Berlin gekommen, als ich dir ſchrieb?

Herrmann. Als du mir ſchriebſt?—Nicht eine Zeile von deiner Hand hab' ich empfangen.

Ulrike. So iſt doch wahrhaftig dein Doktor des Hängens wert. Vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Berlin hab' ich dir mit dieſer meiner rechten Hand geſchrieben, daß du nach Berlin kommen ſollſt, und dir ein Haus angezeigt, wo wir uns finden wollten. Gut, daß ich damals meine itzige Station noch nicht hatte! Den Brief hat der unſelige Doktor aufgefangen und der Oberſtin zugeſchickt—

Herrmann. Zuverläſſig! denn Schwinger berichtete mir, daß die Oberſtin deinen Aufenthalt ausgekundſchaftet habe—

Ulrike. Und Tante Sapperment hat den aufgefangenen Brief an die Tante Gräfin geſchickt—

Herrmann. Und der Oberſtin Brief iſt in die Hände des Grafen geraten, das ſchrieb mir Schwinger—

Ulrike. Und nun hat der Graf mein Porträtchen hergeſchickt, um mich aufſuchen zu laſſen—

Herrmann. Und nun hat ſich jemand gefunden, der dem Porträt ähnlich ſieht—

Ulrike. Und dieſen Jemand wird man ſtatt meiner dem Grafen ſchicken.—Das iſt die ganze Geſchichte Wort für Wort, als wenn ich ihr zugeſehn hätte.

Herrmann. Gewiß, das iſt ſie!—O der Freude, daß uns das Glück ſo wohl will!

Ulrike. Überglücklich ſind wir!—Bedenke nur, was das für eine Luſt ſein muß, wenn ſie denken, ſie haben Ulriken im Garne

und—pah! da kömmt ein Jüngferchen heraus, das ſo wenig ihre Ulrike iſt, wie der Karpfen, den wir heute gegeſſen haben!

Herrmann. O welche köſtliche Szene! Ich muß lachen, wenn gleich der Kopf darauf ſtünde.—

Sie lachten auch beide ſo herzhaft und prieſen den glücklichen Zufall mit ſo vieler Fröhlichkeit, daß ſie den Bedienten nicht kommen hörten, als er mit dem Tiſchzeuge anlangte, um zu decken. Sobald ſie ihn gewahr wurden, nahmen ſie wieder die Miene des Zwangs und der Fremdheit an.

Ulrike. Herr Vetter, Sie werden mir die Ehre erzeigen und heute bei mir ſpeiſen.

Herrmann. Wenn Sie erlauben, Mamſell, werde ich die Ehre haben, Ihnen Geſellſchaft zu leiſten.—

Man ſchwieg: der Bediente deckte, ging: und nun laute Freude und inniges Gelächter über die komplimentariſche Betrügerei!

Ulrike. Ich habe dir deinen Namen den ganzen Weg über geſtohlen: um des Diebſtahls willen verklagſt du mich wohl nicht?—Ich kriege ja doch den Namen einmal: was ſchadet's, ein paar Jahre früher, als er mir von Gott und Rechts wegen zukömmt?

Herrmann. Ich möchte, daß er dir ſchon itzt vor aller Welt zukäme!—Aber warum ein paar Jahre früher? Nunmehr können wir die Entfernung unſers Glücks nur nach Wochen berechnen.

Ulrike. Du haſt recht, Heinrich. Was das für eine alberne Rechnung war, die ich machte! Du haſt recht: was will uns denn nun hindern?—Der Graf kriegt eheſter Tage eine Ulrike: wenn's auch gleich nicht die rechte iſt, was liegt denn daran? Er mag ſie dafür behalten und ihr alle ſeine Gnade und ſeinen Zwang ſchenken.—Nun ſind wir ja alle befriedigt: er hat eine Ulrike, und ich meinen Heinrich.—O du allerliebſter Kaufmannsjunge! wir ſind glücklich, wie die Engel!

Herrmann. Glücklich, daß mein Herz vor Wonne ſchmelzen möchte!—

Der Bediente unterbrach abermals ihre Freude: er brachte die Suppe.

Ulrike. Wollen der Herr Vetter die Gewogenheit haben, Platz zu nehmen?

Herrmann. Ich werde das Vergnügen haben, Ihnen gegenüber zu ſitzen. —

In dieſem Tone mußten ſie ſich während der Suppe erhalten, weil ſie der Bediente nicht verließ. Das war eine drückende Laſt: Ulrike machte ihm alſo weiß, daß ſeine Gegenwart anderswo nötig wäre, und daß er deswegen das ganze übrige Eſſen zugleich aufſetzen ſollte: das alte faule Geſchöpf ließ ſich ſo etwas mit Freuden überreden und folgte ihrem Rate. Nun ſahen ſie ſich ſicher und frei: aber ihre Herzen waren zu überſtrömend voll, daß ſie noch lange ſchwiegen und viel zu reden glaubten, weil ſie innerlich mit ſich ſelbſt ſprachen. Bei Ulriken löſte ſich zuerſt die Zunge.

„Es iſt mir ſchon lange eingefallen," fing ſie an, „ob mich nicht die Frau verraten haben möchte, die mich von Leipzig nach Deſſau brachte. Vergeblich hab' ich zwei Tage in Leipzig auf dich gewartet: haſt du mein Billett vor meiner Abreiſe von Dresden nicht empfangen?"

Herrmann. Empfangen, aber unglücklicherweiſe durchaus verwiſcht! Nachgeflogen wär' ich dir; aber das fatale Blatt ſagte mir alles, nur den Ort nicht, wohin ich ſollte. — Wie konnteſt du ſo ein Wageſtück unternehmen?

Ulrike. Es hat mich Überwindung genug gekoſtet. Man ſchrieb mir, meine Mutter wäre ſchon unterwegs, um mich ins Stift abzuholen: einen ſo nahen Beſuch konnt' ich unmöglich abwarten: ich erſah mir die Gelegenheit und wiſchte fort. Ich hatte mir ſchon lange vorher vorgenommen, wenn die Saiten zu hoch geſpannt würden, nach Berlin zu gehn und mich als Kammermädchen zu vermieten. Tante Sapperment hat eine alte Landkarte von Oberſachſen, auf Leinwand geklebt und noch vom ſeligen Herrn Gemahle angekauft: itzt wird ſie zuweilen ſtatt des Strohtellers unter die Schüſſeln gelegt: auf dem alten berußten Blatte ſuchte ich mir den Weg nach Berlin zuſammen. Eine Kappe über den Kopf, ein Reiſebündelchen am Arme, in Saloppe und Negligé wanderte ich zum Tore hinaus: meine Tante war zum Soupe gebeten,

Hans Pump ausgegangen, die Köchin in ihrer Kammer: es ging mir alles nach Wunſche. In der Vorſtadt treffe ich einen Bauerwagen, der vor einem Wirtshauſe hält. — „Willſt du denn noch ſo ſpät nach Hauſe, Gürge?" fragte ein Menſch, der vermutlich der Hausknecht oder gar der Wirt ſein mochte und trank dem Bauer einen Krug zu. — „Ja," antwortete Gürge, „es iſt aber heint verzweifelt dunkel." — „Narr! du wirſt dich doch wohl nicht fürchten?" fing jener wieder an. „Bis Wilsdruf iſt's ja nicht aus der Welt." — Die Nachricht war mir gar ſehr gelegen: da der Wirt gute Nacht geſagt hatte, ging ich leiſe zu dem Bauer hin und bot ihm einen guten Abend. — „Gürge, willſt du mich mit nach Wilsdruf nehmen? Ich gebe dir einen Gulden." — Gürge lachte und wunderte ſich, daß ich ihn ſo genau kannte. — „Wer iſt Sie denn?" fragte er. — Eine Pfarrstochter aus Meißen: ich will eine gute Freundin beſuchen. — „Iſt Sie denn ſchwer?" fragte der drollichte Schäker und hub mich in die Höhe. „Ach daß mich das Schäfchen biſſe! Das iſt ja eine Feder: Sie wird mir die Pferde nicht lahm machen:" — und mit dieſen Worten warf er mich ſo leicht, wie ein Bündel Stroh, in den Wagen hinein, machte mir einen Sitz, und gute Nacht Dresden! Mir klopfte mein Herz, daß ich dachte, die Schnürbruſt würd' es nicht halten können. Im Tore raffte ich mich, ſo gut es ſich tun ließ, zuſammen, zog die Kappe tief über das Geſicht, daß man nicht viel ſehen konnte, ob man mir gleich ins Geſicht leuchtete: ich antwortete richtig auf alle Fragen und kam mit meiner Erdichtung durch. Heinrich, wie froh ward ich, da wir außer dem Schlage waren! Die Furcht ſaß zwar hinter und vor mir und auf allen Seiten, und mein armes Herz pochte wie eine Uhr. Jeden Augenblick dachte ich: itzt wird man mich zu Hauſe vermiſſen! itzt wird man mir nachſchicken! Das Beſte war, daß die Oberſtin den Abend vor zwölf nicht nach Hauſe kam und mich vermutlich im Bette glaubte: demungeachtet war mir nicht wohl dabei zumute. Ich ermahnte und bat den Bauer inſtändigſt, hurtig zu fahren: allein er meinte, wir hätten ja nichts zu verſäumen, zündete ſich ein Pfeifchen an und kam zu mir in den Wagen. Wie ward mir

nun vollends bange! die Stricke, woran er die Pferde lenkte, band er ſich an den Fuß und beliebte ſich und mir die Zeit mit einer galanten Schäkerei zu vertreiben: er ſchlang ſeine plumpen Arme um meinen Leib—

„Der Bauerkerl!“ unterbrach ſie Herrmann erhitzt.

Ulrike. Ja, ja, lieber Heinrich! der Bauerkerl! wenn du eiferſüchtig werden willſt, warte nur! es wird beſſere Gelegenheit dazu kommen. Sieh, du Eiferſüchtiger! ſo ſchlang er die plumpen Arme um mich, wie ich dich itzt umfaſſe.—„Ha, ha, ha,“ fing er lachend an, „daß dich alle Rotkehlchen! Sie iſt ja ſo dünne wie mein kleiner Finger. Sie nehm' ich in die Hand und trag Sie bis nach Leipzig und Merſeburg. Wie könnt' ich denn nun ſo dünne ſein? es iſt ja gar nichts an Ihr.“—Als er vollends meine Hand ergriff, brach er in lautes Lachen aus und wälzte ſich vor ſpottender Verwunderung.—„Ach, daß du mir nicht aus der Haut hüpfſt!“ rief er. „Das Patſchchen wäre mir, mein Seel! kaum ein Biſſen zum Morgenbrote. Daß dich alle Nachtmützen! was das für Fingerchen ſind! Es iſt, hol mich der Six! als wenn einem vier Regenwürmer in der Pfote lägen.“—Daß er nichs an mir nach ſeinem Geſchmacke fand, war mir ſehr angenehm: aber zum Unglücke zog er bei dem heftigen Ausdrucke ſeines Erſtaunens den Strick mit dem Fuße bald hierhin, bald dorthin, und die Pferde wurden wider ſeinen Willen eine Anhöhe hinaufgelenkt, daß ſich der Wagen ſchon zu legen anfing: ich ſchrie, und der Tölpel lachte aus allen Kräften. Endlich verſtummte ſein Spaß: er legte ſich, ſo lang er war, neben mir hin und ſchnarchte, daß die Toten hätten erwachen mögen. Bei mir war an keinen Schlaf zu denken: immer ſtellte ſich mir meine Entlaufung als etwas Schimpfliches, etwas Strafbares vor, immer deuchte mir, als ob mich jemand vom Wagen riſſe: meine Angſt drängte mich ſo gewaltig, daß ich mehr als einmal herabſpringen und zu Fuße nach Dresden zurückgehn wollte. Die Dunkelheit, die Gefahr des Umwerfens—denn der Wagen hing bald auf dieſe, bald auf jene Seite—meine innerliche Beklemmung!—O Heinrich! das war eine ſchreckliche Nacht! Dunkle und lichte Wolken hingen über mir, wie große Rieſen mit

flammenden Schwertern, die auf mich herabzuſtürzen und mich für meine Unbeſonnenheit zu ſtrafen drohten. Gegen Mitternacht fing der Wind an zu pfeifen und zu brauſen und die großen dicken Wolken liefen wie große ungeheure Elefanten und Löwen und Trampeltiere über den Mond weg: bald ſah die ganze Gegend im ſchnellabwechſelnden Mondſcheine wie ein Kirchhof aus, voller Gräber und weißer Leichenſteine: bald bildete ich mir ein, daß die Pferde in einen großen Teich hineinſtolperten: ich ſchrie und weckte meinen Gürgen auf, der mich ſchnarchend verſicherte, es wäre weißer Sand. Etlichemal erſchrak ich bis zur Todesangſt: ein ſchwarzer langer Mann lehnte am Wege dort: die Pferde gingen gerade auf ihn los; ich wollte ſie immer weglenken. Das iſt ein Räuber, ein Mörder! dachte ich: die faulen Pferde gingen ſogar langſamer, da wir ihm nahe kamen, als wenn ſie's mit ihm abgeredt hätten, damit er mich deſto beſſer auf den Kopf ſchlagen könnte. Der Wagen war noch einige Schritte von ihm, ſo ſchoß plötzlich eine ſchwarze Figur dicht an mir vorbei über den Wagen weg: ich bebte und konnte nicht ſchreien, als wenn mich der Mörder ſchon bei der Kehle gepackt hätte. Nach einigen ähnlichen Auftritten kam ich dahinter, daß meine Mörder Bäume, und die ſchwarzen Figuren, die über den Wagen dahinliefen, Schatten von Wolken waren, die der Wind über den Mond jagte. Oft ſchien die ganze Gegend ringsherum von Menſchen zu wimmeln: ſie hüpften, ſie ſprangen, ſie tanzten, manche ſchwarz, manche weiß: die weißen fletſchten die Zähne, und zuletzt wurden es in meinen Augen leibhafte Totengerippe: ich hörte die Knochen klappern, wenn ſie im Tanze aneinander ſtießen: ſie kamen immer näher, immer näher: Die Zähne klapperten mir vor Furcht, wie den Toten die Knochen; und dabei fuhren die langen Schatten immer unter ihnen durch, wie ſchwarze Teufel, die ſie wegführten. Deine, des Onkels, der Tante Stimme hab ich unaufhörlich im Winde gehört: Tante Sapperment fluchte, und du riefſt mir nach: „Warte, warte, Ulrike!" ich hörte dich keuchen, dich auf den Wagen ſpringen: ich erwachte und erkannte meine Vorſtellungen für Traum oder Wind.

Ein neues Unglück! Mein Bauer wachte auf und verſicherte, als er ſich umſah, daß ſeine Pferde den Weg verfehlt hätten: er ging einen Fleck voraus, um gewiſſere Nachricht einzuziehn, und brachte keine beſſere zurück, als daß wir auf einem falſchen Wege wären. Dafür wurden dann die armen Tiere trefflich ausgeſcholten, aber nicht beſtraft: es war nichts zu tun, als gerade bis zu einem Dorfe fortzufahren. Es geſchah: wir langten nach einer beſchwerlichen Fahrt über Stock und Stein in einem Dorfe an, und erfuhren vom Nachtwächter, daß unſer Umweg nicht weniger als zwo Stunden betrug. Mein Gürge lachte von Herzen über den Eſelsſtreich, wie er es ſelbſt nannte, und beteuerte ſeinen Gaulen, daß ſie's nicht dümmer hätten machen können, wenn ſie gleich Eſel wären. Demungeachtet bekamen ſie ein kleines Futter, und erſt am Morgen trafen wir in dem Städtchen ein: hier erfuhr ich, daß mein Gürge der Knecht eines dortigen Bürgers war; denn er bat ſich meinen Gulden aus und brachte mich zu Fuß in ein Wirtshaus, damit es ſein Herr nicht gewahr würde, daß er ſich nebenher mit ſeinen Pferden etwas verdient habe.—„Hol mich der Six! er zieht mir's am Lohne ab"—ſprach er und empfahl mich der Wirtin zu guter Pflege.

Sonſt hielt ich's immer für eine leichte Kunſt, in die Welt hineinzulaufen: aber wie ſchwer fand ich ſie itzt! Die Wirtin meinte es außerordentlich gut mit mir und bereitete mir das köſtlichſte Frühſtück, das ſie aufbringen konnte; aber, aber! jeder Tropfen wurde mir Galle, jeder Biſſen ekelhaft: alles Geſchirr war reinlich, aber war's nicht genug für mich. Ich hatte mich auf dem offnen Wagen die Nacht hindurch erkältet, war wie zerſchlagen am ganzen Leibe, ſpürte Mattigkeit und Hitze in mir und bat mir deswegen ein Bette aus, auf welches ich mich warf, ohne Frühſtück noch Nachſetzung zu achten. Die gute Frau ſah mich immer bedenklich an und tat Ausruf über Ausruf wegen meiner Bläſſe. Schlafloſigkeit, Wind, Herumſchütteln des Wagens und Erkältung hatten mich wirklich ſo bleich gemacht, daß ich vor mir ſelbſt erſchrak, als ich in den Spiegel ſah. „Was ſoll das werden?" dachte ich. „Erſt eine Nacht, und ſchon ſo mitgenommen! Aber

was hilft's? Soll der Vogel von ſelbſt wieder in den Käfig fliegen, wenn er einmal heraus iſt?—Nein! ich muß nach Berlin, oder unterwegs umkommen."—Ich war an der Stubentür einen Poſtbericht gewahr worden und las darinne, daß eine Poſt nach Leipzig den nämlichen Tag von Dresden abging: ich erkundigte mich näher bei der Wirtin darnach.—„Ja, meine Scharmante," ſprach ſie, „dieſen Nachmittag kömmt ſie hier an;"—und zu gleicher Zeit erbot ſie ſich, alles für mich zu beſorgen.

Ich hatte nicht lange auf dem Bette zugebracht, als die Frau zu mir leiſe herankam und mich fragte, ob ich ſchlief. Sie tat allerhand ſeltſame Fragen an mich, die ich äußerſt kurz oder gar nicht beantwortete, ſie fühlte mir an den Puls, an die Backen, an das Herz, an die Füße und ſchüttelte jedesmal mit dem Kopfe, und jedes Kopfſchütteln wurde mit einem tiefgeſeufzten „Ei! ei!" begleitet. Der Ton und die Fragen verdroſſen mich, und ich fragte, was ſie hätte.—„Ach, meine Scharmante!" fing ſie an, „ich habe ein Anliegen: Sie werden mir meine Vorwitzigkeit zugute halten; ich habe ein Anliegen."—„Was denn?"—„Sie ſind von Dresden?"—Ich wußte nicht, ob ich ja oder nein antworten ſollte. „Ich komme daher," ſprach ich.—„Legen Sie mir doch meine Vorwitzigkeit ja nicht übel aus, meine Scharmante! Sie ſehn mir ſehr blaß aus, überaus blaß."—„Darf man denn nicht blaß ausſehn, wenn man von Dresden kömmt?" fragte ich etwas empfindlich.—„Ei! ei! Ja! ja!"—Das war die ganze Antwort. Ich verſicherte ſie, daß ſie mich böſe machen würde, wenn ſie ihr Anliegen nicht gerade herausſagte.—„Um Gottes und aller Welt willen nicht, meine Scharmante!" rief ſie: „böſe müſſen Sie nicht werden: das könnte Ihnen gar leicht Schaden tun. Haben Sie denn etwa, da Sie von Dresden kommen—aber Sie müſſen meine Vorwitzigkeit ja nicht übel deuten—haben Sie denn etwa ſo etwas aufgeladen?"—„Was meint Sie damit?"—„Sie ſind doch noch Jungfer, daß ich Ihnen nicht etwa unrecht tue: oder haben Sie ſchon einen Mann?—„Nein!" antwortete ich, ohne ſie recht zu verſtehn. Endlich tat ſie eine ſo deutliche Frage an mich, die ich ſchlechterdings verſtehen mußte, und die mich ſo entſetzlich auf-

brachte, daß ich ſie gehn hieß und ihr unwillig den Rücken zukehrte. Die Frage der Frau erlaubte mir nicht, ein Auge zuzutun, ſo müde ich war: ich ärgerte und härmte mich über den ſchrecklichen Verdacht, und ſtellte mir die Nachreden vor, die ich mir in Dresden zugezogen haben würde, und was für gefährliche Mutmaßungen ich noch in Zukunft erregen könnte. Ich weinte vor Schmerz und Kummer, verbarg das Geſicht in dem Kopfkiſſen vor Scham, ich konnte vor Beklemmung kaum atmen: ich fühlte einen wirklichen Fieberſchauer.—O Gott! dachte ich, wenn du vor Krankheit hier bleiben müßteſt! man fände dich! holte dich zurück und ſperrte dich, wie eine Gefangne, auf immer in ein Stift ein! oder zwänge dich, einen Pinſel zum Manne zu nehmen, damit du nicht wieder entlaufen könnteſt!—Die Vorſtellung war mir ſo fürchterlich, daß ich aufſtund und in der Stube auf und nieder ging und immer davon laufen wollte, als wenn ich meiner Angſt dadurch entlaufen könnte."—

„Arme Ulrike!" ſprach Herrmann voll Mitleid. „Wie gern hätt' ich deine Angſt für dich tragen wollen."—

Ulrike. Indem ich ſo herumirrte, kam die Wirtin mit einer Flaſche Branntewein und zwei Gläſern, ſchenkte ein und reichte mir das Glas.—„Meine Scharmante!" fing ſie an, „Sie waren vorhin auf meine Vorwitzigkeit böſe: kommen Sie, wir wollen den Groll zuſammen vertrinken."—Ich wollte nicht, aber ich mußte einen Schluck tun: die Magd brachte Backwerk, und ich entſchloß mich zum zweiten Schlucke, weil mir der erſte merkliche Dienſte getan hatte. Sie lobte die Güte ihres Tranks und erzählte, wieviel Wunderkuren ſie ſchon damit verrichtet hätte, trank dabei ſo reichlich, als wenn ſie ſich von Grund aus kurieren wollte, und kam allmählich auf die Heiratsgeſchichte ihres verſtorbnen bucklichten Mannes. Sie wurde ſo aufgeräumt, und ihre Erzählung war ſo luſtig, daß ich meine ganze Angſt darüber vergaß: die dicke Frau fing an zu tanzen vor Aufgeräumtheit und ſang ſich mit einem klaren pfeifenden Stimmchen dazu: der Anblick war komiſch, um in Todesnöten darüber zu lachen. Ich mußte ſie bitten, mich zu verlaſſen; denn das Lachen und das ſtarke Getränke machten

mich so schläfrig, daß ich den Kopf nicht aufrecht halten konnte. Ich legte mich und schlief glücklich ein.—Bei Tische aß ich mit einem Appetite, als wenn ich bei dem Onkel zu Tafel wäre: die Frau Wirtin erzählte mir ihre Ehe mit dem bucklichten Manne —lauter drollichtes Zeug! Mir war so wohl, daß ich mich munter und fröhlich des Nachmittags auf die Post setzte: meine Gesellschaft—

Eben kam ihr Fräulein vom Essen zurück, und man mußte die Erzählung abbrechen und wieder fremd tun. Überdies war es schon sehr spät, und Ulrike bat, daß sich der Vetter morgen gegen abend wieder zu ihr bemühen möchte, um ihre Antwort auf den überbrachten Brief abzuholen. Er empfahl sich sehr höflich und ging.

Zweites Kapitel

Herrmann erhielt bei seiner Ankunft zu Hause, wohin er erst nach stundenlangem Herumirren den Weg fand, von seinem Kameraden die Nachricht, daß der Diener schon die zehn Dukaten verdient und das Mädchen ins Haus gelockt habe, wo sie heute übernachte: dabei berichtete er auch den Unwillen des Herrn über sein langes Außenbleiben, und hinterbrachte ihm als eine geheime Entdeckung, daß der Herr willens sei, ihn mit dem Mädchen wieder nach Hause zu schicken.

Den Morgen darauf bestätigten sich alle diese Nachrichten: der Kaufmann ließ ihn zu sich auf die Stube kommen und stellte ihm sehr glimpflich vor, daß er nicht zum Kaufmanne tauge und für ihn insbesondere ganz unbrauchbar sei: er habe also sich schon längst vorgenommen, ihn nach Verlauf der Probezeit wieder von sich zu tun, allein da sich ihm itzt eine so bequeme Gelegenheit darbiete, wieder nach Hause zu seinem Freunde Schwinger zu kommen, so solle er sich in Bereitschaft setzen, diesen Nachmittag mit abzufahren.—„Die Anverwandtin des Grafen," setzte er hinzu, „ist gefunden: ich habe sie niemals gesehn, weil sie schon in Dresden war, als ich mich wegen meiner Geschäfte auf seinem

Schloſſe aufhielt. Wir ſollen ſie nicht merken laſſen, was mit ihr vorgeht: ich habe ihr alſo eine Luſtreiſe vorgeſchlagen—denn ſo hat es der Graf ausdrücklich verlangt—ſie hat die Partie angenommen: mein Kuffer wird in dem Tore heimlich hinter der Kutſche aufgepackt; und hab' ich ſie nur einmal ein paar Stunden von der Stadt, ſo ſoll ſie ſchon reiſen müſſen, wenn ſie nicht im Guten will. Du mußt ſie wohl kennen?"

Herrmann. Ja—nicht ſonderlich—ſo ziemlich.

Der Kaufmann. Ich will ſie dir hernach zeigen: aber daß du dich nicht von ihr blicken läßt! ſie möchte ſonſt Argwohn ſchöpfen. Sie hat ſich mit dem Bordellwirte veruneinigt und iſt ſchon ein paar Tage her für ſich in der Stadt herumgewandert: ſie ſieht hübſch aus, aber es iſt ein erzlüderliches Tier. Wenn ich wie der Graf wäre, ich ließe ſie laufen und dächte gar nicht daran, daß ſie meine Verwandtin iſt. Man muß aber das dem Grafen verſchweigen: ſchreibe ja nichts an Schwingern davon, und wenn du nach Hauſe kömmſt, tu, als wenn du nichts davon wüßteſt! —Sie ähnlicht zwar dem Porträt nicht ganz, aber wie ſie gelebt hat! es iſt ein Wunder, daß ſie ſich noch ſo ähnlich ſieht.—Es tut mir leid, daß wir nicht beiſammen bleiben können: aber es iſt vielleicht zu deinem Glücke: halte dich alſo bereit!—

Herrmann dankte mit den tiefſten Verbeugungen für ſein Anerbieten und erſuchte ihn nur um die Erlaubnis, ſich noch einen oder etliche Tage im Hauſe aufzuhalten: er habe ſchon längſt Abneigung gegen Kaufmannsgeſchäfte in ſich gefühlt und ſich deswegen nach einer Schreiberſtelle umgetan, die er in einigen Tagen anzutreten, und wodurch er Sekretär in einem angeſehenen Hauſe zu werden hoffte. Der Kaufmann fragte nach dem Namen des künftigen Herrn, und Herrmann nennte ihm einen Geheimerat, auf welchen ſich jener freilich nicht recht beſinnen konnte, weil Herrmann auf der Stelle ſeinen Namen erfunden hatte. Er mußte noch ein paar Fragen von dahin gehörigem Inhalte beantworten, und er log ſich glücklich aus der Verlegenheit heraus.

Eine gelungne Lüge verleitet leicht zur zweiten.—Der Kaufmann rief die vermeinte Ulrike zu ſich in die Stube, und Herrmann

mußte ſie aus dem Kabinette beobachten. Er fand wirklich einige Ähnlichkeit mit Ulriken an ihr, aber nur wer die rechte Ulrike nicht geſehn hatte, konnte die falſche mit ihr verwechſeln. Der Kaufmann fragte ihn um ſeine Meinung; und das Glück, die wahre Ulrike zu beſitzen, und die Freude, einen Mann zu kränken, der ihn von jeher gehaßt hatte, machte ihn ſo übermütig keck, daß er verſicherte, ſie ſei es leibhaftig. Nun war aller Zweifel bei dem Kaufmanne gehoben.

Dreimal, viermal glücklicher Herrmann! Kaum vermochteſt du dein Glück zu faſſen. Von läſtigen Beſchäftigungen befreit, mit den angenehmſten Ausſichten auf Fortkommen und Ehre geſchmeichelt, am Grafen durch eine einzige Lüge gerächt, und vor allen Dingen —in Ulrikens ungeſtörtem Beſitze! einer Verbindung mit ihr, wenigſtens in Gedanken, nahe! ohne Furcht, ohne Beſorgnis, entdeckt, verfolgt, getrennt zu werden! in der ſchönſten glänzendſten Stadt Teutſchlands! — wenn das nicht dem Glück im Schooße ſitzen heißt, was ſoll es denn ſein?

Sein Glück ſollte noch höher wachſen: gegen Mittag kam eine Frau und brachte ihm folgenden Brief von Ulriken.

den 27. Jan.

Freude, Freude, lieber Heinrich! Wir kommen einander immer näher. Ich habe heute mit Madam Vignali deinetwegen geſprochen: ſie will dir, meinen Fenſtern gegenüber, in ihrem Hauſe ein Zimmer einräumen, dich mit Möbeln, Betten und allen übrigen Bedürfniſſen verſorgen. So viel tut ſie mir zu Gefallen; und wenn ſie dich kennt, will ſie dich, dir zu Gefallen, bei ſich ſpeiſen laſſen. Sie ſagte zwar: „wenn ich ihm, und er mir gefällt" — aber das iſt gar keine Frage. Das ſagt' ich ihr auch: er muß Ihnen gefallen oder — weiter wollt' ich nichts ſagen: aber es verdroß mich, daß ſie noch erſt daran zweifeln konnte. Kurz und gut! lege deinen Kaufmannsjungen ab und beſtelle in der Minute den Schneider! Laß dich herausputzen, wie einen Prinz! ich bezahle, und wenn mein Geld nicht zureicht, ſtreckt mir Madam Vignali Händevoll vor. Ich freue mich ſchon, wie ein Kind auf die erſte Puppe, wenn meine

Herzenspuppe, mein Heinrich, zum erſten Male im Degen, chapeau bas, ſeidnem Futter, geſtickten Knöpfen, en herisson friſiert, wie ein Adonis, vor mir erſcheinen wird. Ob ich dich kennen werde? — Vielleicht nicht mit den Augen, aber mein Herz erkennt dich gewiß: das hüpft dir gleich entgegen, ſobald du nur in die Stube trittſt: es will itzo ſchon mit aller Gewalt zur Schnürbruſt heraus, und wenn ich das närriſche Ding frage, was ihm iſt — „er kömmt! er kömmt!“ ruft es und will ſich ganz vor Freude zerſtoßen.

Du mußt mit deinem Putze morgen früh zu Stande ſein; denn morgen Mittag um zwölf Uhr ſollſt du Madam Vignali aufwarten. Sie hat mich ſchon auf morgen zu Tiſche gebeten, und ich hoffe, daß ſie ſelbſt ſo geſcheit ſein und dich auch einladen wird. Ich ſchicke dir mit dieſem Briefe hundert Taler, damit du die nötigen Unkoſten beſtreiten kannſt; und nun, lieber Heinrich! kaufe, beſtelle, laß nähen und arbeiten, und wenn der ganze Schneider mit ſeinen Geſellen darüber zu grunde ginge: ich laß ihn begraben, wenn er ſich zu Tode näht, und ſetze ihm auf ſeinen Leichenſtein: „Ein wackrer Schneider! er nähte hurtig und ſtarb, wie ein Held, für die ungeduldige Liebe.“ — Kann denn ein Schneider wohl eines edleren Todes ſterben?

Vermutlich möchteſt du gern wiſſen, was dieſe ſo oft genannte Madam Vignali für ein Geſchöpf iſt! Ich will dirs ſagen, lieber Heinrich, während daß ſich Frau Hildebrand, die Überbringerin dieſes Briefs, die auch ins künftige unſre Botenfrau ſein wird, ihre roten Finger an meinem Ofen auftaut. Rund herausgeſagt! es iſt die Mätreſſe meines Herrn: er hält ihrer drei, eine Italienerin, welches die hochbelobte Madam Vignali iſt, eine Franzöſin, die Mademoiſelle Laireſſe heißt, und eine Teutſche, deren eigentlichen Namen ich nicht weiß: weil mein Herr die teutſchen Namen nicht leiden kann, er hat ſie wegen ihrer roſenfarbnen Wangen Mademoiselle Rosier genannt, und das iſt nunmehr bei jedermann ihr Name. Jede von dieſen drei Schönen wohnt in einem andern Teile der

Stadt, und ist jede also eine halbe Stunde von der andern entfernt. Des Abends gibt meistenteils Vignali ein kleines Essen für einen kleinen Zirkel guter Freunde, das der Herr von Troppau das Soupé der drei Nationen nennt, weil die andern Beiden, Laireſſe und Rosier, allemal auch dabei sind. Sie leben sehr einig und freundschaftlich untereinander, besuchen sich oft und haben mich alle drei von Herzen lieb: die Hauptrolle aber spielt deine künftige Gönnerin, Madam Vignali, weil sie den meisten Verstand hat. Du wirst sie alle nach der Reihe kennen lernen und dich herrlich bei ihnen befinden; denn sie sind beständig lustig und guter Dinge. Nur Vignali ist ein wenig ernsthaft und will gern wie eine große Dame behandelt sein. Nimm deine ganze Galanterie zusammen bei ihr; denn davon ist sie Liebhaberin; aber Schelm! wenn du mir nicht bei der Galanterie stehen bleibst! —In ihrer und aller andern Gegenwart sind wir Cousin und Cousine; denn nun mußt du allmählich anfangen, dein Teutsch zu verlernen und alles französisch zu nennen, auch wenn du teutsch sprichst. Madam Vignali wird französisch mit dir reden, weil sie kein Teutsch kann: allein laß dich das nicht anfechten! ich habe sie schon vorbereitet, daß du in der Sprache noch nicht geübt genug bist.—„Ich will ihn schon unterrichten," sagte sie. Mit einer solchen Sprachmeisterin bist du doch wohl zufrieden?—

Ja doch! gleich, Frau Hildebrand! Ihre Finger können unmöglich schon aufgetaut sein.—Die Frau drängt und treibt mich, daß ich vor Übereilung tausend höchstnötige Dinge vergessen werde. Laß sie dir einkaufen helfen: sie versteht sich auf die Preise und ist ehrlich.

Ich muß nur schließen; denn sie treibt schon wieder.—O Heinrich! wer hätte sich in Dresden so überirdisch großes, so übermäßiges Glück träumen lassen? Wer hätte sich nur die Hälfte so vieler, so entzückender Freude vorgestellt?—Ich bin auch so trunken, so wirblicht davon, daß ich taumle: ich glaube, ich fantasiere gar zuweilen. Die Leute sagen immer, daß die

Liebe ernſthaft macht: Lügen! lauter Lügen! Mich macht ſie ſo luſtig, daß ich oft für mich ganz allein lachen muß; und ich bin doch verliebt, das weiß der Himmel! Ich glaube, daß ſich alle Liebe, die es nur auf der Welt gibt, in das kleine Fleckchen hier, in mein Herz, zuſammengezogen hat. Ich merke auch gar nicht, daß ſich jemand außer uns liebt: haſt du jemanden geſehn?—Nicht wahr? keine Seele! Die guten Leute können nicht: es iſt ſo kalter Winter in ihren Herzen und Geſichtern, wie auf der Straße; denn die Mädchen haben keinen Heinrich, und die Jünglinge keine Ulrike. Wen ich nur erblicke, der ſchielt mich an und ſeufzt in Gedanken: „ach, wer ſo glücklich wäre wie die!"—Sie dauern mich recht, die armen Leute!

Die ungeſtüme Frau Hildebrand! fragt ſie nicht ſchon wieder, ob ich fertig bin?—O ſie kann ſich heute den ganzen Tag bei mir wärmen, ich bin doch immer noch nicht fertig: aber ich will mir Gewalt antun, punctum. Lebe wohl.

Dieſen Abend um fünf Uhr hofft man die Ehre zu haben, den Herrn Couſin bei ſich zu ſehn. Es warten zwei Dinge auf dieſelben, meine Reiſebeſchreibung und deine

Deine

Ulrike.

Nach Empfang dieſes Briefes wurde kein Augenblick verſäumt, die verlangten nötigen Anſtalten zur morgenden Aufwartung zu machen, dem Schneider doppeltes Macherlohn verſprochen und alles übrige doppelt ſo teuer eingekauft, als es weniger eilfertige Leute bezahlt hätten. Es ſchlug fünfe, und der glückliche Herrmann ging, ſtolz auf ſein Schickſal, zur wartenden Ulrike.

Drittes Kapitel

„Hilf mir lachen, Ulrike!" ſo trat Herrmann in ihre Stube. „Hilf mir lachen! vor einer Stunde iſt dein Porträt und ein Geſicht abgefahren, das ihm wahrhaftig ähnlicher ſieht, als ich glaubte, daß dir Ein Geſicht ſein könnte. Fort iſt ſie! Sie hat

meinen geweſenen Prinzipal gebeten, ihr heimlich ein Kleid von ſeiner Frau zu geben: allein er iſt es nicht eingegangen, ſondern hat ihren ganzen Anzug vom Juden geborgt und für die Bezahlung zu haften verſprochen. Welche Luſt! wie der Graf ſtutzen und ſprudeln wird, wenn er eine falſche Ulrike bekömmt! Der Kaufmann war ſehr aufgebracht wider ihn, daß er nicht mit der Bezahlung inne hält: der Graf hat ihm von der verſprochenen Summe nicht mehr als tauſend Taler ausgezahlt: deswegen begleitet er ſeine Ulrike ſelber, um deinen Onkel zu mahnen und zu verklagen, wenn er nicht Richtigkeit macht."

Ulrike. Alſo geht's ſchon wieder ſchlimm?—Die arme Tante Gräfin! Wenn die nur nicht dabei leiden müßte! das wird einmal ein Tränenvergießen werden!—Ihre Leiden gehn mir ans Herz! aber ich kann ſie izt unmöglich bedauern: ich müßte mir's an meiner Freude abbrechen: das Mitleiden glitſcht mir itzo nur über die Seel weg; und wie die Betrübnis tut, davon weiß ich kein Wort mehr.

Herrmann. Das ſollſt du auch nicht! nimmermehr wollen wir das wieder erfahren! Seitdem ich dich wieder habe, iſt mir jedermann verächtlich, elend, klein: die Leute auf der Straße, wenn ſie vor mir vorübergehn, kommen mir alle wie Zwerge vor: ich rage weit über ſie weg. Die nichtswerten Geſchöpfe! denk' ich: wozu leben ſie? um in niedrigen gewinnſüchtigen langweiligen Geſchäften herumzukriechen, beſtimmt des Lebens Laſt zu tragen und nie eine wahre Freude zu fühlen. Lieben können ſie nicht; denn es iſt nur Eine Ulrike.—Ich kann gar nicht begreifen, wie jemand ſagen mag: „ich liebe!" wenn er dich nicht lieben darf: alle die bewunderten Schönen—alle ſind ſie gegen dich wie eine Nachtlampe gegen die Sonne: nicht eine Ader tut mir nach ihnen weh.

Ulrike. Bemitleide, beklage ſie, die armen Geſchöpfe! was kann der Bettler dafür, daß er nicht ſo glücklich iſt als der Reiche? —Ich habe heute allen Leuten ins Geſicht lachen müſſen, ſo komiſch verdrießlich und ernſthaft ſehn ſie mir aus. Wenn ich mich nur einmal ſatt lachen dürfte! Bei Tiſche brach es mir heute

etlichemal heraus: ich verbarg es mit dem Schnupftuche, aber die Frau von Dirzau wurd es doch gewahr: ſie fragte, was ich hätte; und zum Glücke beſann ich mich auf ein luſtiges Hiſtörchen, das mir eingefallen wäre, und das ich ihr erzählte, um nur einmal frei herauslachen zu können.

Herrmann. Und mich muß die Freude zerſtreut, verwirrt, abweſend machen; denn der Kaufmann beſchwerte ſich über mich, daß ich ihm ſo verkehrt antwortete und immer nicht wüßte, wo ich wäre. „Du biſt ja ſeit geſtern gar zum Klotze geworden", ſagte er mir: allein ich bat ſehr inſtändig, mich mit dergleichen vertraulichen Benennungen zu verſchonen, da ich nicht mehr die Ehre hätte, ſein Junge zu ſein, — „wie trotzig!" ſagte er und wunderte ſich. — „Und das mit Recht!" ſprach ich und ging. Auch deine Botenfrau klagte über mich, daß ſie nicht klug in mir werden könnte. —

Ulrike. Bei mir hat ſie noch mehr geklagt. Du mißtrauiſcher Schelm! warum trauſt du ihr denn nicht? — Sie iſt eine recht gute Frau.

Herrmann. Ich traue niemandem als dir und mir. Ich habe leider! die Erfahrung gemacht, daß man ſehr gut ſcheinen und doch ein Spitzbube ſein kann.

Ulrike. O du hocherfahrner Heinrich! hat dich während unſrer Trennung die Erfahrung ſo vorſichtig gemacht? — Du mußt wiſſen, daß wir dieſer Frau unſer ganzes Glück zu danken haben. Hab' ich dir nicht geſtern ſchon von ihr erzählt? — Nein! Izt beſinne ich mich: ich ſetzte mich ja erſt in meiner Erzählung zu Wilsdruf auf die Poſt, als wir geſtern geſtört wurden.

Herrmann. In was für Geſellſchaft reiſteſt du?

Ulrike. In herzlich ſchlechter! Sie hingen alle die Köpfe, wie welke Maiblumen. Ein Kandidat, ein Kantor und ein Jäger: ſie waren fromm wie die Schäfchen gegen mich; denn keiner redte ein Wort mit mir; und das war mir ganz gelegen: ich hatte mit mir genug zu ſprechen. Gegen abend ſchickte der Himmel einen gnädigen Regen, der das entlaufne Mädchen ſo durchnäßte, daß ich am ganzen Leibe eine Waſſerflut wurde. Ich zitterte vor Kälte,

fühlte ſchauerhaften Fieberfroſt, mein Mut war ganz dahin. Meine drei Gefährten wickelten ſich in Mäntel und Überröcke und verlangten gar nicht zu wiſſen, ob mich fröre; nur der Poſtillion war ſo gutherzig und erkundigte ſich nach meinem Befinden, erbarmte ſich meiner und gab mir aus chriſtlicher Liebe für vier Groſchen ſeinen Mantel bis zur nächſten Station. Dort ließ man mir die nämliche Milde gegen den doppelten Preis angedeihen. O Heinrich, beklage dein armes entlaufnes Mädchen! Die Strafe war wirklich zu hart. In einen gelben Mantel vom Kopf bis an die Knie gewickelt, unten in Stroh eingepackt, bald frierend, daß mir das Herz bebte, bald glühend wie ein Feuerofen, und bei der größten Hitze noch innerlich ſchauernd vor Froſt, ſaß ich armes Geſchöpf verlaſſen und allein die übrige Nacht durch auf dem Wagen, und die Wolken ſtrömten ſo ungeheure Fluten auf mich herab, daß Stroh und Füße in Waſſer ſchwammen: wie eine zarte kranke Blume, vom Platzregen erſäuft, in den Boden gedrückt, ſaß ich da, trauerte und weinte. Meine Seelenkümmernis erwachte, Reue und Furcht vor der Zukunft quälten mich; und ſo wurde die unbeſonnen verliebte Ulrike das Spiel eines doppelten Sturms! von innen und von außen: ein krankes Schäfchen, in einer menſchenloſen Wüſte!

Obgleich die übrige Reiſe hindurch die Grauſamkeit des Wetters nachließ, blieb ich doch krank und niedergeſchlagen: langes Faſten, Mattigkeit, Rückenſchmerzen von der Erſchütterung des rumpelnden Wagens, Übelkeit, Verdruß, Fieber raubten mir die Kraft, ein Auge aufzuſchlagen oder ein Glied zu rühren. Mitten in einer Station ſtieg ein ſächſiſcher Soldat auf, ein Kavalleriſt, der bis nach Grimma bei mir blieb. Kaum hatte er meine Krankheit aus mir herausgefragt—welches er gleich tat, als er Platz genommen hatte—ſo warf er haſtig ſeinen Mantel von ſich, richtete mich auf, ließ den Poſtknecht halten und wickelte mich ſo derb in ſeinen roten Mantel ein, daß ich faſt erſtickte, holte eine zottichte Mütze aus der Taſche, weitete ſie über das Knie und ſetzte ſie mir auf meine Kappe darüber: ich bat ihn, ſeine Güte nunmehr nicht weiter zu treiben, allein er ruhte nicht, bis ich ein paar wollne

Handſchuhe annahm, worein er meine Füße ſteckte. Ich dankte ihm mit einem gerührten Blicke und beklagte, daß er ſich aller Bequemlichkeiten um meinetwillen beraubte.—„Ha!“ ſprach er, „das Hemde vom Leibe können Sie kriegen, wenn Sie's haben wollen. Solche Kerle wie mich macht der liebe Gott alle Tage, aber ein hübſches Mädchen nur alle Jahre einmal. Du biſt ein rechter Halunke, Schwager!“ rief er zum Poſtknecht, „daß du das arme Nüßchen ſo frieren läßt.“—„Ich kann ſie ja nicht wärmen: es iſt kalt,“ antwortete der Poſtillion mit gedehntem Tone.—„Könnteſt du dich nicht ausziehn bis auf die Haut und deine Kleider auf ſie decken? Du hölzerner Peter wirſt doch wohl nichts erfrieren, und wenn du im Hemde bis nach Rom fährſt.—So viel will ich Ihnen nur ſagen—(wobei er ſich zu mir herüberbeugte)—ſolange ich bei Ihnen bin, ſoll Ihnen nichts zuleide geſchehn: hier iſt Mordgewehr. Mich hat einmal ein Mädchen vom Tode errettet, und ſeit der Zeit hab' ich ein Gelübde getan, kein Mädchen in der Welt Not leiden zu laſſen: ich gehe durch Feuer und Waſſer für Sie, wenn Sie's verlangen. Was wollen Sie ſagen? Ich hab einmal um eines Mädchens willen dreißig Fuchteln gekriegt. Potz Geier! das tat!“—In dieſem Tone fuhr er fort, mir alle ſeine Heldentaten für die Mädchen, ſeiner Familie und ſeiner Kameraden Geſchichte zu erzählen; und er plauderte mir wirklich einen großen Teil meiner ſchmerzhaften Empfindungen weg. Dabei war er äußerſt ſorgſam, nachzuſehn, ob etwa der Mantel ſich irgendwo aufgeſchlagen hatte und den rauhen Wind auf mich ſtreichen ließ: und wo er nur einen verdächtigen Fleck traf, da kam er dem Übel ſogleich zuvor. Dieſer wohlmeinende Plauderer ſtieg zwar vor Grimma ab, allein der Wagen war kaum bei dem Poſthauſe, ſo fand er ſich ſchon wieder ein und bat mich, mit ihm bei ſeiner Mutter einzukehren, bei welcher er ſich auf Urlaub aufhielt. Ich nahm die Einladung an und wurde mit einer Güte von der alten Witwe und ihrem Sohne bewirtet, gepflegt, gewartet—mit einer Güte, die ich zeitlebens nicht vergeſſen werde. Doch äußerte auch dieſe Frau bei aller Güte einen kränkenden Verdacht, der mir Ruh und Pflege verbitterte, ein Mitleiden über

meine Jugend und Schwächlichkeit des Körpers—ein Mitleiden, mit ſo mancherlei bedenklichen Reden vermiſcht, daß mir die Seele blutete! Ich gab mir alle Mühe, ihr den argen Verdacht einer geſchehnen Verführung zu benehmen: ſie entſchuldigte ſich zwar und verſicherte, daß ſie etwas dergleichen von ſo einem artigen Frauenzimmer gar nicht dächte, und ſchwur, Gott ſollte ſie vor einem ſolchen Argwohn bewahren: aber des Predigens über die Verführungen der Mannsperſonen, und des Bedauerns über junge verführte Mädchen ward doch kein Ende. Ich verſicherte ſie, daß ich eine Freundin in Leipzig beſuchen wollte und aus Unwiſſenheit den geraden Weg verfehlet hätte, daß ich durch die Empfehlung dieſer Freundin Gouvernante in Berlin werden ſollte: ſie beteuerte mir ebenſo ſtark, daß ſie alles glaubte, und fuhr immer in ihren bedenklichen Äußerungen fort. Als ich drei Tage bei dieſen Leuten zugebracht hatte, kam der Sohn des Nachmittags voller Freuden in die Stube und brachte mir die Nachricht, daß morgen in aller Frühe ein Kapitän mit Extrapoſt nach Leipzig fahren und mir auf ſeine Fürbitte einen Platz in ſeiner Chaiſe geben wolle.

Herrmann. Und du nahmſt den Platz an?

Ulrike. Was ſollt' ich tun?—Mein Kavalleriſt verſicherte mich, daß ich nichts zu fürchten hätte—„Der Mann hat eine Frau und drei Kinder," ſagte er: „er iſt ſchon ein bißchen alt und mein ſpeziell guter Freund und Patron: er hat einmal als Lieutenant bei meinem Vater ſeliger im Quartier gelegen; und da tut er ihnen nichts, darauf können ſie ſich verlaſſen."—Ich nahm mit Tränen von den guten Leuten Abſchied: mein Fieber und mein innerlicher Kummer hatten mich ſo weichmütig gemacht, daß mich jedes Wort zum Weinen bringen konnte: ich legte einen Dukaten hin, allein der Sohn ſchwur, daß er des Teufels lebendig ſein wollte, und die Mutter, daß ſie Gott bewahren ſollte, einen roten Pfennig anzunehmen: ich drückte dem Reuter dankbar die Hand, als er mir den Dukaten mit Gewalt in die meinige legte, und hätte ihn küſſen mögen—

Herrmann. Und ich möcht' ihm Millionen ſchenken, wenn ich ſie hätte. Ulrike, wenn wir jemals glücklich zuſammen werden,

die Leute ſollen bei uns wohnen, ſollen Freud und Leid mit uns teilen: ſie ſind meinem Herze mehr als Vater und Mutter.—Aber, liebſte Ulrike, alſo reiſteſt du mit dem Offiziere?

Ulrike. Warum fragſt du denn ſo ängſtlich?—Er war ja alt und hatte eine Frau und drei Kinder!—Sei unbeſorgt! Er hat unterwegs mehr mit dem Poſtknechte als mit mir geſprochen, und wenn's ihm einfiel, mich zu unterhalten, ſo redte er von Rebhühnern, wilden Schweinen, zahmen und wilden Enten, oder erzählte mir ein Jagdhiſtörchen, über das ich zum Unglück nicht lachen konnte. Sonſt galt es ihm gleich, ob mich hungerte, fror oder durſtete, und etlichemal ſchalt er mich recht derb aus, daß ich mich auf ſo eine Reiſe ſo leicht angezogen hätte, da ich doch ſo eine elende patſchichte Kreatur wäre. Überhaupt fand er immer etwas zu tadeln, und wo andre Leute bedauert hätten, da ſchalt er. Statt mir Wein oder eine Höflichkeit anzubieten, fragte er mit mürriſchem ſtrafenden Tone: „Warum trinken Sie denn nicht? warum nehmen Sie denn meinen Mantel nicht, wenn Sie friert?"—Da wir in Leipzig ausſtiegen, dankte ich ihm ſehr demütig für ſeine Güte: allein er wollte meinen Dank nicht: ohne ihn anzuhören, ſprach er: „es iſt gerne geſchehn,"—und wandte ſich zum Poſtknechte, um mit ihm über den Bau ſeiner Chaiſe zu ſprechen. Ich war nicht zwo Stunden im Gaſthofe, als ſich eine Putzmacherin, die ihre Stube neben mir hatte und eine fremde Herrſchaft in mir vermuten mochte, auf meinem Zimmer einſtellte, um mir ihre Waren anzubieten. Ich erſchrak, als ich die Stimme hörte, und noch mehr, da ich das Geſicht erblickte: es war die Putzmacherin aus Dresden, von welcher Tante Sapperment ſo vielfältig gekauft, mit der ich ſo vielfältig geſchäkert hatte. Ich dankte leiſe und wandte mein Geſicht weg: aber unvorſichtigerweiſe trat ich ſo, daß ſie es im Spiegel ſehen konnte.—„Ei, du allerhöchſter Gott, ſind Sie's denn wirklich?" rief ſie aus und fuhr auf mich zu. „Gott ſei mir gnädig! wie ich erſchrocken bin! Bin ich beſoffen oder nüchtern?—Ja, ja. Sie ſind's ja mit Leib und Seele. Ei, untertänige Magd, liebes Baroneßchen! Behüte mich Gott! in des Henkers Namen, wo kommen Sie denn her?"—

Es half nun weiter keine Verſtellung: ich mußte mich entdecken. Ich überredete ihr in der Geſchwindigkeit, daß ich mich mit der Oberſtin veruneinigt hätte und heimlich fortgereiſt wäre, um mich zu einer Anverwandtin in Berlin zu begeben. Ich bat ſie um alles in der Welt, mich nicht zu verraten, und bot ihr Geld, ſo viel ich nur entbehren konnte: aber ſie ſchlug alles aus und tat einen entſetzlichen Schwur, daß ſie nichts über ihre Zunge kommen laſſen wollte, wenn ich mich ihr ganz anvertraute. Sie erbot ſich, mich in zwei Tagen mit nach Deſſau zu nehmen, wohin ſie mit Waren beſtellt war; und weil ſie dort ihre Muhme, die Madam Hildebrand aus Berlin zu ſprechen hoffte, ſo könnte ich alsdann mit dieſer Frau vollends nach Berlin reiſen. Alles ſehr erwünſcht für mich! Wir fuhren mit einem Mietkutſcher nach Deſſau, wo die Frau Hildebrand ſchon wartete; denn ſie hatten einander dahin beſtellt, um gewiſſe Angelegenheiten abzutun, die ich nicht erfuhr. Die Geſchäfte der beiden Weiber nahmen zwei ganze Tage hin: alsdann wurde ich der Frau Hildebrand förmlich übergeben, und wir gingen zuſammen mit der Poſt ab. Nun war es hohe Zeit, offenherzig zu beichten und um Rat zu fragen: meine achtzehn Dukaten hatten abgenommen, und wenn auch durch große Sparſamkeit der Reſt noch einen Monat in Berlin widerhielt, was dann zu tun?—Ich tolles Mädchen hatte noch nie hausgehalten und bildete mir ein, daß man mit achtzehn Dukaten durch die halbe Welt reiſen könnte: wie fand ich mich betrogen! Ich eröffnete der Frau Hildebrand mein Anliegen und fragte, ob ſie mir nicht zu einer Stelle als Gouvernantin verhelfen könnte, da ſie nach der Ausſage ihrer Muhme in allen großen Häuſern bekannt ſein ſollte. Sie verſprach nichts als ihren guten Willen. Sie bot mir ſo lange Wohnung bei ſich an, bis ſich etwas für mich fände, und ermahnte mich beſtändig, nicht ekel in den Bedingungen zu ſein: wenn ich das nicht ſein wollte, wäre nichts leichter für ſo ein hübſches Frauenzimmer wie ich, als in Berlin unterzukommen. Ohngefähr eine Woche verging nach unſerer Ankunft, als ſie mir einen Spaziergang unter die Linden vorſchlug: aber lieber Himmel! ich hatte keine Kleider. Frau Hildebrand ſchaffte Rat. Sie

brachte mir ein vollſtändiges reinliches ſeidnes Kleid, koeffierte mich mit eigner Hand und wanderte mit mir fort. Niedergeſchlagenheit des Herzens und die Schwächlichkeit vom Fieber machten mich furchtſam: ich konnte kein Auge aufheben, und wenn ichs wagte, kam mirs vor, als wenn Jedermann nach mir ſähe und von mir ſpräche: gleichwohl bekümmerte ſich niemand um mich, wie mich meine Begleiterin verſicherte, außer einigen Mannsperſonen, die mir ſtarr in die Augen ſahen oder wohl gar ſtehen blieben und nach mir wieſen. Ich war ſo beklommen, daß ich die Frau bat, mit mir umzukehren, weil mir das Anſtarren fremder Perſonen unerträglich wäre. „Das müſſen Sie ſich zur Ehre rechnen," ſprach ſie: „wer wird denn ſo blöde ſein? Gucken Sie nur den Leuten recht dreiſt in die Augen, mein Schäfchen! Sie werden bald Ihr Unterkommen finden, dafür iſt mir nicht leid: ich merke das ſchon. Nur hübſch dreiſt, mein Lämmchen!" —Auf dem Spaziergange waren nichts als Mannsperſonen, und auch in keiner großen Anzahl; denn es war ſchon im Herbſte und nicht ſonderlich angenehm: meine Begleiterin hatte viele Bekannte unter ihnen, die ſie von Zeit zu Zeit auf die Seite nahmen und ſich von ihr etwas ins Ohr ziſcheln ließen, indeſſen daß ich allein dort ſtund und mich von den Vorübergehenden begaffen laſſen mußte; beſonders einer, ſehr mittelmäßig gekleidet, in einem grauen Überrocke, geſtiefelt und geſpornt, nahm mich in ſo genauen Augenſchein, als wenn er meine Perſon auf ſeine ganze Lebenszeit merken wollte. Er ſprach ein paar Worte leiſe mit der Hildebrand, und gleich darauf riet ſie mir, wieder nach Hauſe zu gehen: wir taten's, und unterwegs entdeckte ſie mir, daß dieſer Herr, der mich ſo genau angeſehn habe, Herr von Troppau heiße, eine Gouvernantin für ein ſiebenjähriges Fräulein brauche und mich morgen Vormittag bei ſich ſehen wolle. Mir war die Einladung höchſt ungelegen: aber was konnte ich tun? —Ich mußte mich dazu entſchließen und ging mit der Hildebrand am folgenden Vormittag zu ihm hin. Er empfing mich mit ungemeiner Politeſſe und führte mich ſogar bei der Hand ins Zimmer, daß ich ſtutzte und nicht anders glaubte, als daß er meinen Stand wüßte. Wir ſetzten uns, der Bediente brachte

Schokolade und ein paar Teller Näſchereien; unſer Geſpräch wollte ſich nicht ſonderlich erwärmen. Sein überaus ernſtes Anſehn und Betragen, ſeine abgebrochne Art zu reden, ſein ſtarrer ſteifer Blick ſchreckten mich anfangs nicht wenig: allein da ich glaubte, daß er mich nicht zu ſich verlangt habe, um mich anzuſehn, fing ich allmählich an, ein wenig lebhafter zu plaudern. Er lächelte zuweilen und fragte endlich ganz abgebrochen, ob die Hildebrand mit mir von ſeiner Abſicht auf mich geſprochen habe: ich bejahte es. — „Ich werde ſchon weiter mit Ihnen darüber ſprechen," ſagte er und ſchickte zu ſeiner Schweſter, der Frau von Dirzau, die mit ihm in einem Hauſe wohnt, um ſich erkundigen zu laſſen, ob er mich ihr vorſtellen dürfte: der Bediente kam mit einem Ja zurück, und er führte mich zu ihr. — „Ich bin Witwer," ſagte er unterwegs, indem wir die Treppe in den zweiten Stock hinaufſtiegen; „und meine Schweſter hat meine Tochter bei ſich, die Ihnen zur Erziehung beſtimmt iſt." — Die Dame empfing mich, wie ihr Bruder, ſehr freundlich, blieb ebenſo ernſthaft und beſah mich ſo genau, daß keine Falte im Kleide, kein Härchen auf dem Kopfe von ihrem Blicke verſchont blieb; und wenn ſie mich eine Zeitlang begafft hatte, dann wandte ſie ſich zu ihrem Bruder und ſagte ihm leiſe ihr Urteil, doch immer laut genug, daß ich's hören konnte: es fiel meiſtens mißbilligend aus, wie ich auch ſchon aus dem verzognen Munde und der gerümpften Naſe hätte ſchließen können. Ihre Fragen an mich betrafen mein Alter, meine Herkunft und andre Dinge dieſer Art, die ich größtenteils mit Lügen aus dem Stegreife beantworten mußte. Der Bruder war bei allem, was ſie über mich ſprachen, entgegengeſetzter Meinung: was die Schweſter tadelte, lobte er, und da ſie beinahe alles tadelte, lobte er auch beinahe alles an mir: zuweilen ſchien es ſogar, als wenn er ſich über ſie aufhielt. Sie bat mich zum Mittagseſſen: der Herr von Troppau ging auf die verbindlichſte Weiſe mit mir die Treppe herunter und befahl einem Bedienten, mich zu Madam Vignali zu bringen, drückte mir die Hand bei dem Abſchiede und ſtieg wieder die Treppe hinauf zu ſeiner Schweſter. Madame Vignali nahm meinen Beſuch, auf welchen ſie ſchon

vorbereitet war, bei dem Putztiſche an, und in drei Minuten war ich ſchon in die Frau verliebt. Sie empfing mich mit offnen Armen und zween der freundſchaftlichſten Küſſe, wünſchte ſich ſogleich nach den erſten Komplimenten Glück, daß ſie in ſo nahe Verbindung mit mir geraten ſollte, bat um meine Freundſchaft als um die größte Wohltat, die ihr widerfahren könnte, ſchilderte mir den Herrn von Troppau als den freigebigſten edeldenkendſten angenehmſten Mann: die Frau von Dirzau hingegen kam deſto ſchlimmer weg. — „Sie hat ehmals gelebt wie wir alle," ſagte ſie von ihr: „ſie hat geliebt und ſich lieben laſſen: die Vergnügungen hat ſie bis zur Tollheit geliebt und die Narrheit begangen, einen großen Teil ihres Vermögens dabei zuzuſetzen. Um ihren Aufwand unter einem ehrbaren Vorwande einzuſchränken, warf ſie ſich vor zwei Jahren in die Devotion und lebt und liebt ſeitdem im Stillen: ſie iſt mannichmal von einer ſo ſkandalöſen Frömmigkeit, daß man nicht bei ihr aushalten kann. Sein Sie auf Ihrer Hut! ſie iſt erſtaunend höhniſch, ſpöttelt über alles mit der Miene eines kanoniſierten Heiligen: ſie iſt das Archiv aller Stadtneuigkeiten und beſoldet ein halbes Dutzend alter Huren, die herumſchleichen und Nachrichten für ſie ſammeln müſſen. Wahrſcheinlich werden ſie in dieſem bureau des affaires scandaleuses auch einen Platz bekommen; und Sie tun klug, wenn Sie ſich ihn beizeiten ſelbſt nehmen: das iſt das einzige Mittel, ihr zu gefallen; und ich rate Ihnen nicht, ihr zu mißfallen: Sie wären verloren, da Sie bei ihr wohnen und ſpeiſen werden, wenigſtens fürizt: ich werde den Herrn von Troppau ſchon antreiben, daß er ſeine Tochter bald von ihr wegnimmt: die arme Kleine wird zum Schafe bei der Frau." — Das waren ohngefähr die Nachrichten, die ſie mir nebſt einigen andern von gleichem Schlage erteilte. Beim Weggehn führte ſie mich in ein kleines Kabinett, zog eine Rolle Geld aus dem Schreibeſchranke und übergab ſie mir. — „Sie brauchen vermutlich Geld," ſprach ſie, „um ſich Kleider anzuſchaffen: nehmen Sie!" — Ich weigerte mich, erſtaunt über eine ſolche Gütigkeit. — „Ich leih' es Ihnen," fing ſie an, als ſie meine Verlegenheit merkte. — „Aber ich werde Sie nicht wieder-

bezahlen können," ſprach ich. — „Das wird ſich ſchon geben: wenn es alle iſt, wenden Sie ſich an mich!" — Unter Küſſen, Umarmungen, Verſicherungen der Freundſchaft und Liebe trennten wir uns. — Heinrich, ſage! Kann man eine beſſre liebenswürdigere edlere Frau finden?

Herrmann. Bis hieher fürwahr nicht! Wenn nichts dahinter ſteckt?

Ulrike. Über den Mißtrauiſchen! Wer hat dich nur dazu gemacht? — Ach ja! deine Erfahrung, ſagteſt du ja vorhin! — So iſt dieſe vortreffliche Frau bis auf dieſe Stunde gegen mich geblieben, meine einzige vertrauteſte Freundin, meine Zuflucht bei allen Bedürfniſſen: unſre Herzen ſind einander offen und unſre Anliegen und Wünſche gehn aus einem in das andre über: ſie erzählt mir ihre kleinſten Begebenheiten, und wenn's auch nur eine verlorne Stecknadel wäre: wir ſingen, tändeln, ſchwatzen miteinander; — kurz, wir lieben uns, wie zwo Freundinnen ſich lieben müſſen: keine kann ohne die andre einen Tag zubringen, und wenn wir uns einen halben Tag nicht geſehn haben, leiden wir wie bei einer ewigen Trennung; und ſehn wir uns dann wieder, o da iſt die Freude ſo voll! ſo herzlich! mit Tränen fließen wir bei der erſten Umarmung zuſammen: unſre Hände ſchließen ſich ineinander, erwärmen ſich unter dem feurigſten Drucke und möchten ſich gern noch inniger vereinigen, wenn ſie nur könnten. Oft ſitz' ich neben ihr auf dem Sofa, rede lange kein Wort, kann auch nicht reden, ſo voll iſt mir mein Herz: es ſteigt mir vor ſüßer Wehmut bis in die Gurgel herauf: ein angenehmer Schauer läuft mir durch den ganzen Rücken hinab: ich kann mich nicht halten, ich werfe mich der vortrefflichen Frau an die Bruſt und ſchluchze und weine große Tropfen und möchte mich gern in ihre Seele hineindrücken können. O Heinrich! nur dieſe edle Freundin hat mir deine Trennung erträglich gemacht; ich liebte dich in ihr. Wenn eine weibliche Freundſchaft auf der Erde wahr und ohne Affektation geweſen iſt, ſo muß es die unſrige ſein: ich zittre vor Vergnügen, wenn ich mir ſie nur denke.

Herrmann. Aber biſt du gewiß verſichert, daß Vignali dich ebenſo ſehr liebt als du ſie?

Ulrike. Wie du nur ſo einfältig fragen kannſt?—Einfältig, recht einfältig iſt das gefragt.

Herrmann. Erzürne dich nicht, liebe Ulrike!

Ulrike. Faſt möcht' ich!—Tue nicht noch eine ſo wunderliche Frage! oder du bringſt mich gewiß auf.—Ob ſie mich liebt? Sehe, höre, fühl' ich's denn nicht? Sie erfüllt ja meine kleinſten Verlangen, kömmt meinen Wünſchen zuvor, lauert recht auf Gelegenheit, mir Gefälligkeiten zu erzeigen, gibt mir Geld, ſo viel ich nur brauche, ohne zu bedenken, daß ich's ihr niemals wiedergeben kann, will auch ſchlechterdings nichts wiederhaben: liebt man da nicht, wenn man alles das tut?—Du ſollteſt nur unſern Abſchied ſehn, wenn wir uns auf eine ganze Nacht verlaſſen müſſen—wie wir immer voneinander wollen und nicht können, immer umarmen und küſſen und Gute Nacht ſagen, und immer wieder ſtehnbleiben, noch etwas zu ſagen haben, dann wieder umarmen, wieder küſſen, und ſo zehnmal, zwanzigmal Abſchied nehmen, und zwanzigmal ſtehnbleiben, bis wir an der unterſten Haustür ſind; und noch reißen wir uns mit Mühe los, um eine ganze Nacht voneinander zu ſein: liebt man da nicht, wenn man das tut?—Sage mir eine von deinen hocherfahrnen Erfahrungen, die alles das zur Lüge macht! Möcht' ich dich doch tauſendmal lieber tumm und einfältig als mißtrauiſch ſehn. Der Himmel weiß es, wie ſehr ich dich liebe: aber ſo wahr ein Himmel iſt! ich müßte aufhören, dich zu lieben, wenn du ſo mißtrauiſch bliebſt.—

Sie war ſo lebhaft aufgebracht, daß ſie einigemal die Stube haſtig auf und nieder ging: Herrmann ſuchte ſie zu beſänftigen, ging ihr nach, warf einen Arm um ſie und drückte ſie zärtlich an ſich.

„Liebſte Ulrike," ſprach er, „zürne nicht! Ich will allen meinen Verdacht, alles mein Mißtrauen unterdrücken, wenn es dich beleidigt! lieber unvorſichtig mit dir ins Unglück rennen, als dich durch Vorſichtigkeit kränken!—Komm! ſetze dich! erzähle mir weiter!—Du nahmſt von Vignali Abſchied; und nach dieſem Morgenbeſuche gingſt du? Wohin, liebe Ulrike?"

Ulrike. Zum Mittagseſſen bei der Frau von Dirzau: es war gerade Zwölfe, und Vignali ſagte mir, „die Frau von Dirzau ſetzt

eine Ehre darein, mit den Tagelöhnern zu gleicher Zeit zu eſſen: gehn Sie alſo gleich hinüber!" — Wirklich war es auch hohe Zeit; denn die Suppe ſtand ſchon auf dem Tiſche, als ich anlangte. Die Frau von Dirzau ſagte in eigner Perſon ein langes langes Tiſchgebet her, wozu die Fräulein auch einen kleinen Zuſchuß tat, und gegenwärtig geht das Beten nach der Reihe herum. Sie, mein Fräulein und ich, wir machten, wie ſeitdem täglich, den ganzen Tiſch aus und ſaßen lange ſehr züchtig und ſtill da: die Frau von Dirzau legte vor. Als ſie den erſten Löffel Suppe eſſen wollte, fing ſie mit einem höhniſch verzognen Munde an: „Sie haben der Madam Vignali die Cour gemacht?" — „Ja: der Herr von Troppau hat mir befohlen, ſie zu beſuchen." — „Daran haben Sie wohl getan: es iſt eine ſehr kluge Frau." — Nun ſtund unſer Geſpräch ſtill. Da ſie die Suppe aufgezehrt hatte, welches ſie äußerſt bedächtig tat, hub ſie wieder an: „Wie gefällt Ihnen die Vignali?" — „Außerordentlich wohl! Sie hat mich empfangen wie eine Schweſter." — „Das iſt ja ſehr ſchön: es iſt eine Frau voller Lebensart." — Abermals eine Generalpauſe! Das Rindfleiſch erſchien: ſie machte ein Kreuz mit dem Meſſer darüber und ſchnitt ein. Als das Rindfleiſch herumgegeben war, fragte ſie: „Trauen Sie der Vignali?" — „Ja: ich glaube, daß ſie mein Vertrauen verdient." — „Glauben Sie das? So habe ich die Ehre, Ihnen zu ſagen, mein liebes Kind, daß Sie falſch glauben. Es iſt eine abſcheuliche Frau, ein wahrhaftig gottloſes Weib, das weder Gott noch Menſchen ſcheut, um ihre Abſichten durchzuſetzen." — „Das ſollte ich doch kaum denken," unterbrach ich ſie. — „Es iſt möglich," ſagte ſie äußerſt ſpöttelnd, „daß Sie die Kunſt beſitzen, die Leute in einer Stunde beſſer kennen zu lernen als ich in ſechs Jahren: am Ende wollen wir ſehn, wer ſich geirrt hat, ich oder Sie. Sie hat meinen Bruder in ihrer Gewalt und ſpielt mit ihm, wie die Katze mit dem Zwirnknaul: nehmen Sie ſich in acht! Sie ſind ſehr jung, und ihr Äußerliches läßt mich erwarten, daß Sie noch nicht verdorben ſind: aber Vignali kann nicht wohl unverdorbne Menſchen um ſich leiden: ſie müſſen ihr gleich werden, oder zugrunde gehn. Mein Bruder iſt gewöhnlich das Werkzeug,

ſolche ſchuldloſe Geſchöpfe, die ein wenig Ehrbarkeit und Tugend mehr haben als dies ſchändliche Weib, unglücklich zu machen: hüten Sie ſich, daß Sie nicht das Opfer werden, das mein Bruder dieſem grauſamen Götzen bringen muß. Wenn Sie klug ſind, wiſſen Sie nunmehr genug. Ich hoffe, daß Sie in Zukunft ſich mehr an mich als meinen Bruder und die Vignali halten werden: es iſt zwar ſeine Tochter, die Ihnen anvertraut werden ſoll, allein ich erziehe ſie und will ſie zu einem ehrbaren frommen Leben und nicht zu ſo einer wüſten Tollheit erzogen wiſſen. Fliehen Sie alle dieſe luſtigen Geſellſchaften! Man wird Sie vermutlich dazuziehen wollen: aber wie ich Ihnen ſage, halten Sie ſich einzig an mich und gehorchen Sie ſonſt niemandem! Sie können leicht erachten, daß ich ein gutes Zutrauen zu Ihnen habe, weil ich ſo offenherzig mit Ihnen ſpreche. Alle meine Domeſtiken verſtehen franzöſiſch, und doch ſcheue ich mich nicht, alles dies und jedes andre Geheimnis in ihrer Gegenwart zu ſagen: nicht ein Wort kömmt über ihre Zunge: ſo eine Treue, Einigkeit und Liebe herrſcht in meinem Hauſe!" —Sie ſprach noch lange in dieſem Tone mit mir: wir ſtunden auf, und ſie war noch immer bei der Vignali. Nach Tiſche nahm ſie mich in ihr Kabinett, ließ ihren Bruder bitten, zu ihr heraufzukommen und bei meiner Annehmung ſelbſt zugegen zu ſein: er kam auch wirklich, aber ſehr verwundert, was er dabei ſollte.—„Soll denn der Mamſell vielleicht eine Beſtallung ausgefertigt werden?" fragte er ſpöttiſch. „Ich habe meine Meinung heute früh geſagt: das kann ihr wieder geſagt werden: man weiſt ihr das Zimmer an; und ſo iſt die ganze Hiſtorie fertig. Ich bekümmere mich um ſolche Dinge nicht. Willſt du vielleicht zum glücklichen Anfange ein paar Vaterunſer mit ihr beten, ſo iſt dir's unverwehrt: ich kann aber nicht die Ehre haben, dabei zu ſein: ich muß zu Tiſche fahren. Adieu!" —Die Frau von Dirzau wurde feuerrot vor Empfindlichkeit: ſie verbiß den Ärger, ſagte mir die Bedingungen, die mir ihr Bruder machte, und befahl der Fräulein, mich auf ihr Zimmer zu führen: ehe wir gingen, hielt ſie eine förmliche Anrede an uns beide, worinne ſie uns zur Ausübung unſrer gegenſeitigen Pflichten ermahnte, beſchloß

wirklich mit einem Vaterunſer und hieß uns in Gottes Namen gehen.

Kaum war ich eine Viertelſtunde auf meinem Zimmer, ſiehe! da kam Madam Vignali. Sie wollte mein Fräulein umarmen, allein dem guten Kinde war ein ſolcher Abſcheu gegen die Frau von ihrer Tante eingeflößt worden, daß es alle Liebkoſungen von ſich abwehrte und mit Zittern augenblicklich aus dem Zimmer zur Frau von Dirzau flüchtete. Ich wollte ſie zurückholen, allein Vignali hielt mich ab. „Tant mieux! tant mieux!“ ſchrie ſie lachend. „Das Kind ſoll mich ſchon einmal lieben, wenn wir ſie in die Zucht bekommen. Eh bien? was hat Ihnen denn die gottſelige Dame gepredigt? Ich bin doch wohl der Text geweſen?“ —Ich ſagte ihr das wenige Gute, was die Frau von Dirzau von ihr geſagt hatte, und verſchwieg alles übrige. — „Eine kluge Frau! eine Frau voller Lebensart!“ ſprach ſie und zählte dabei an den Fingern. „Sehn Sie! das ſind erſt zwei Finger; und wenn man das Böſe überrechnet, was ihre Dame in einer Stunde von einem Menſchen ſagt, ſo zählt man jedesmal alle zehn Finger zehnmal herum: Sie ſtehen alſo noch ſehr ſtark im Reſte: was ſagte ſie weiter?“ —Ich antwortete: „Nichts!“ — „Liebes Kind!“ ſprach ſie ſehr ernſthaft: „für eine Bekanntſchaft von vier oder fünf Stunden iſt Ihre Heuchelei verzeihlich. Solchen Schnickſchnack, wie die Frau von Dirzau ſpricht, vergißt ein geſcheiter Menſch ſehr leicht: ich will Sie wieder daran erinnern;“ —und nun erzählte ſie mir Wort für Wort alles, was wir über Tiſche geſprochen hatten. Ich ſtutzte, geſtund, daß alles die Wahrheit wäre, und verwunderte mich, woher ſie unſer Geſpräch ſo umſtändlich wüßte. — „Woher?“ fing ſie mit trocknem Tone an. „Haben Sie nicht hinter dem Stuhl ihrer gnädigen Frau einen langen krummen hölzernen Lümmel bemerkt, der ſich, ſolange das Eſſen dauerte, nicht von der Stelle bewegte, ſich jede Sache zweimal ſagen ließ und doch zum drittenmal falſch verſtand, der einen Löffel brachte, wenn man Brot forderte, und ein Glas Wein, wenn man einen Löffel verlangte? Dieſer taube Pavian beſucht mich jedesmal nach Tiſche durch die Hintertür und erſtattet Bericht vom Tiſchge-

ſpräche: er hört ſo fein wie eine Spitzmaus, wenn er mit mir ſpricht, und bei ſeiner gnädigen Frau liegt ihm beſtändig ein ſtarker, ſtarker Fluß vor den Ohren. Ich bezahle ihm monatlich einen Louisdor für ſeine Taubheit; und für noch einen kauf' ich dem Kerle alle übrige vier Sinne ab, wenn's nötig iſt. Stutzen Sie nicht darüber: ich vergelte nur Gleiches mit Gleichem. Die Frau von Dirzau hat alle meine und ihres Bruders Leute im Solde: allein da ſie wegen ihres eingeſchränkten Vermögens nur kleine Beſoldungen machen kann, ſo überbiete ich ſie, und meine treuen Schurken entdecken ihr nichts, als was ſie hören ſoll. Soviel Treue und Einigkeit herrſcht in meinem Hauſe! ſagte ſie heute zu Ihnen. Ah! la bonne bête! Die ſämtliche Treue ihres Hauſes will ich für einen Gulden in jedem Falle mit Haut und Haar wegkriegen, und die Einigkeit iſt für acht Groſchen feil. Alle ihre beiden Bediente ſind ausgemachte Galgenvögel, und die meinigen Galgenſtricke: ich hätte ſie zum Beſten der Welt längſt alle hängen laſſen, wenn ich dürfte. Aber auf das Hauptkapitel zu kommen! Riet Ihnen nicht Ihre kluge Dame, daß Sie ſich an ſie halten ſollten?" — Ich konnte es nicht leugnen. — „Kind!" ſagte ſie mir mit Stärke und drohte mit dem Finger dazu: „wo du dich unterſtehſt, dem Rate zu folgen, ſo ſei verſichert, daß deine glücklichen Tage vorbei ſind! Unſer Haus wird dein Grab, dafür ſteh' ich dir." — Ich erſchrak bis zum Zittern über dieſe Drohung: aber ſie richtete mich gleich wieder auf, indem ſie mit gemildertem, beinahe luſtigem Tone ſagte: „Närrchen, was erſchrickſt du denn? Wer wird ſo kindiſch ſein? Genieße deines Lebens, ſolange du kannſt! Wenn die Herrlichkeit aus iſt, dann halte dich zur Frau von Dirzau! Izt tuſt du beſſer, du hältſt dich zu mir: ich verſtehe mich aufs Glück des Lebens." — Ohne mich zur Antwort kommen zu laſſen, brach ſie ab und ſah zur Tür hinaus. — „Ach! da ſind ja meine Leutchen ſchon!" rief ſie und bat mich um Erlaubnis, ihren Schneider hereinkommen zu laſſen. Er nahm mir das Maß: ihr Mädchen brachte ſeidne Zeuge: wir laſen aus: ſie lenkte meine Wahl und ordnete meine Befehle an den Schneider. Frau Hildebrand erſchien mit Kopfputze, ein Bedienter mit an-

dern Galanterien: genug, in einem Nachmittage wurde meine Garderobe in Stand geſetzt. Vignali ſuchte unter allen das teuerſte aus: ich nahm ſie deswegen auf die Seite und ſtellte ihr vor, daß ich das nimmermehr bezahlen könnte. — „Närrin!“ ſprach ſie: „wer uns alle ernährt, wird auch dieſen Plunder bezahlen.“ — Als der Einkauf vorbei war, ſollte ich mit zu ihr gehn und eins von ihren Kleidern verſuchen, weil das meinige zur Abendgeſellſchaft zu ſchlecht wäre. Ich weigerte mich und bat ſie zu bedenken, daß mir die Frau von Dirzau dieſe Geſellſchaft ſchlechterdings unterſagt hätte. — „Hat ſie dir der Herr von Troppau auch unterſagt?“ — „Nein,“ antwortete ich, „aber auch nicht befohlen!“ — „So befehle ich, daß du keine von dieſen Abendgeſellſchaften verſäumen ſollſt.“ — Ich wußte nichts mehr vorzuwenden als meine Untergebne, von welcher ich mich unmöglich ſo lange trennen könnte; denn ich hatte durchaus einen Widerwillen in mir gegen dieſe Geſellſchaften. — „Laß du nur,“ ſprach ſie lachend, „das gute Mädchen bei ihrer Tante recht dumm werden, damit wir deſto mehr Ehre davon haben, wenn wir ſie klug machen. Allons!“ — Mit dieſem Allons faßte ſie mich unter den Arm und wanderte mit mir die Treppe hinunter. Ich mußte mich von ihr ſelbſt anputzen laſſen, ſo ſehr ich mich auch ſträubte: es däuchte mir, als wenn ich mein Totenkleid anzöge, ſo eine Angſtlichkeit fühlte ich, daß ich in ein Haus voll ſolcher Schikanen, Parteien und Kabalen geraten war.

Herrmann. Und ich möchte, daß du nie einen Fuß hineingeſetzt hätteſt. — Ach Ulrike! wenn deine Tugend nicht Löwenſtärke hat — aber ich habe ja verſprochen, nicht mißtrauiſch zu ſein! Erzähle weiter!

Ulrike. Bei mir war wahrhaftig damals das Mißtrauen auch ſehr ſtark. Mit der übelſten Laune von der Welt ſah ich die Geſellſchaft allmählich ankommen. Laireſſe war die erſte, die erſchien. Solch' eine tolle Luſtigkeit, ſo eine übernatürliche Unbeſonnenheit und ſo viel Leichſinn kannſt du dir nicht vorſtellen: mich nennte man zu Hauſe unbeſonnen: aber ich bin ein Kato dagegen. Sie ſagte mir ſo eine große Menge Sottiſen beim erſten Anblicke ins

Geſicht, ſo viele Abgeſchmacktheiten, daß meine Backen gar nicht aufhören konnten zu erröten. Ich haßte ſie anfangs deswegen, aber in der Folge hat ſie mich doch ſehr eingenommen. Man muß ihr ihre Lebbaftigkeit, die oft in Ungezogenheit ausartet, zugute halten: ſie iſt ſehr dienſtfertig, wenn ſie es in ihrem unendlichen Leichtſinne nicht vergißt, und liebt mich, wie eine Schweſter. Ich habe ihr zwar nie ſo gewogen werden können als der Vignali: ſie ſcheint mir auch ein wenig falſch zu ſein: deswegen hat ſich ſeit einem paar Wochen mein Zutrauen gegen ſie ſehr gemindert: aber ich mag mich vielleicht irren.—Nach ihr ſtellte ſich der Herr von Troppau ein: er tat, als wenn er mich unvermutet hier fände, faßte mich bei der Hand und rief voller Vergnügen: „Ach, da iſt ja unſre kleine Prinzeſſin! Das iſt ein geſcheiter Einfall, Vignali, daß Sie das gute Mädchen mit zu unſrer Geſellſchaft ziehn: bei meiner Schweſter wird ſie ohnehin Langeweile genug haben. Ich beklage, daß ich vor der Hand keine Veränderung treffen kann.“ —„Wir wollen ſchon eine Veränderung treffen,“ fing Vignali an: „auf Oſtern nehm' ich Ihre Tochter zu mir: das arme Kind wird lichtſcheu werden bei ihrer itzigen Erziehung.“—„Mir iſt das ſehr gelegen!“ antwortete der Herr von Troppau. „Das überlaß' ich Ihnen, Vignali: ſehn Sie, wie Sie das Mädchen von meiner Schweſter herauskriegen: ich miſche mich nicht drein.“— Mit der nämlichen Folgſamkeit willigte er in alles, was Vignali für gut fand. Endlich langte auch Mamſell Roſier an, ein recht gutes, herzlichgutes Kind, zärtlich, empfindſam, weich wie geſchmolzne Butter, voll teutſcher Treuherzigkeit, und verliebt! In jeden Menſchen, der nur zwei Worte mit ihr ſpricht, verliebt ſie ſich; und läßt ſich dabei zum Beſten haben—o daß mir zuweilen die Seele für ſie weh tut. Sie iſt der wahre souffre-douleurs der Geſellſchaft: wenn niemand etwas zu reden weiß, zieht man über das arme Mädchen her; und dabei iſt ſie ſo einfältig, daß ſie ſich noch obendrein etwas darauf zugute tut, wenn ſie die Geſellſchaft auf ihre Koſten beluſtigt hat. Man kann ihr nicht Schuld geben, daß ſie dumm iſt, aber wegen dieſes Mangels an Empfindlichkeit iſt ſie mir unleidlich: ſie hat auch weder die einnehmende

Lebhaftigkeit der Laireſſe, noch Vignalis einnehmenden Ernſt: ſo zutuend ſie iſt, ſo zieht ſie doch nicht an: man möchte ſie von ſich ſtoßen, ſo läſtig wird ſie zuweilen. Sie liebt mich ſo ſehr als die andern alle: unendlich liebt ſie mich, und es ſchmerzt mich, daß ich ſie nicht gleich ſtark lieben kann: aber es geht nicht, und wenn ich mir noch ſo viel Gewalt antue.

Herrmann. Alſo lieben ſie dich alle wie Schweſtern? unendlich? feurig? zärtlich?—Wenn du dir nur nicht einbildeſt, daß dich die Mädchen unendlich lieben, weil du ſie ſo liebſt! Nach dem Porträte zu urteilen, daß du von ihnen machſt—

Ulrike. Noch immer Mißtrauen?—Heinrich, ich binde dir den Mund zu.

Herrmann. Vergib mir, Ulrike! Mein Herz iſt mir während deiner Erzählung ſo ſchwer geworden, daß mir wider meinen Willen bisweilen eine trübe Anmerkung entwiſcht. Fahre nur fort, ich will mich ſchon zurückhalten.

Ulrike. Wenn du mich ſo oft unterbrichſt, kömmt meine Erzählung heute nicht zu Ende. Alſo ſtockſtill, bis mein Märchen aus iſt!—Wer kam denn zuletzt in die Geſellſchaft?—Ja, die rotbäckige Mamſell Roſier. Der Herr von Troppau ſchlug mir auch einen franzöſiſchen Namen vor: allein ich wehrte mich ſo ſtark dawider, daß er ſich begnügte, meinen teutſchen Namen franzöſiſch auszuſprechen: ich wurde zur Mademoiselle Erman. Sie freuten ſich alle ungemein auf eine Kurzweil, die ſie dieſen Abend auszuführen gedachten. Weil ich gar nichts davon wußte und alſo nicht mitlachen konnte, erzählte mir Vignali, daß geſtern bei ihr ein junger Franzoſe, aus Paris friſch angekommen, geſpeiſt habe; „der Menſch," ſagte ſie, „plauderte ſo unendlich, daß kein einziges unter uns ein Ja oder Nein zwiſchen ſeine Tiraden einſchieben konnte: von dem erſten très-humble serviteur bis zum letzten hielt er eine aneinanderhängende Rede von ſkandaloſen Hiſtörchen, Spötteleien, Unverſchämtheiten, Aufſchneidereien und jämmerlichen Kleinigkeiten, und wir armen Leute waren ſo überraſcht, daß wir uns ärgerten und ihm geduldig zuhörten: wir konnten uns nicht helfen: wenn jemand auch es wagte, dazwiſchen

zu reden, so brachte jener Unverschämte die Übrigen zum Lachen, und sein Nebenbuhler hatte keine Zuhörer. Aber heute wollen wir uns rächen: er soll darniedergeschwatzt werden und nicht einmal ein bon soir zustande bringen. Er ist darum eine halbe Stunde später gebeten, damit die Alliierten alle beisammen sind, ehe er kömmt." — Auch war die Gesellschaft, die außer den genannten noch aus einem Paar artigen vernünftigen Franzosen bestand, lange versammelt, ehe der Held des Possenspiels erschien. Laireſſe wälzte sich singend auf dem Sofa vor übermäßigem Vergnügen, und Rosier klatschte unaufhörlich hüpfend in die Hände und lispelte: „Das wird hübsch sein! das wird hübsch sein!" — Endlich erschallte vom Bedienten, der ihm aufpaßte, ein erfreuliches le voilà durch die Tür: sogleich marschierte Vignali gegen ihn los, der übrige Haufe drang gleichfalls zu, und alle schwatzten so stürmisch auf den einzigen Menschen hinein, daß der Plauderer verwundert und stumm mitten dastand, sich bald dahin, bald dorthin drehte, den Mund öffnete wie ein Fisch, der nach Luft schnappt, reden wollte und nicht konnte. Man trieb die Rache so weit, daß ich wirklich den ganzen Abend keinen verständlichen Laut von ihm gehört habe; und dabei machte man ihm beständig die bittersten Vorwürfe, daß er nicht spräche, so wenig zur Unterhaltung der Gesellschaft beitrüge, da er doch gestern so viel dazu getan hätte: er öffnete den Mund, allein man fiel ihm sogleich ins Wort. Man sah es dem armen Knaben recht an, wie ihm Herz und Lunge weh tat, wie ihn die Hemmung seiner Zunge ängstigte: er drehte, er rückte sich bei Tische auf seinem Stuhle, räusperte sich, strich sich das Gesicht oder arbeitete an der Halsbinde: für mich war die Lust unschätzbar. Den schlimmsten Streich spielte ihm noch Laireſſe: weil er nicht wenig außer Fassung gesetzt war, nahm er unmittelbar nach dem Essen Hut und Degen, um sich à la françoise wegzubegeben: allein das vorwitzige Mädchen erwischte ihn an der Tür bei dem Arme, drehte ihn um, machte eine tiefe langsame Verbeugung und sagte mit komischer Gravität: „Mein Herr, man hat Sie persifliert." — Der Franzose machte eine ebenso tiefe Verbeugung und sprach mit dem

nämlichen Tone: „Mademoiſelle, ich hab' es wohl bemerkt!" — weg war er!

Du kannſt dir leicht vorſtellen, daß mir eine ſolche Unterhaltung ungleich beſſer behagte, als das ſtille ſchleichende Geſpräch der Frau von Dirzau, wo bei jedem Gerichte eine Frage und eine Antwort zum Vorſchein kam: da ich obendrein in dieſen Geſellſchaften wohl manchen ausſchweifend luſtigen Auftritt, aber nie eine eigentliche Unanſtändigkeit, noch viel weniger etwas böſes erblickte, ſo verſäumte ich keine, wenn man mich dazu zog. Vignali legte mir durch ihre vielfachen Gütigkeiten immer neue Verbindlichkeiten auf und gewann durch die Annehmlichkeiten ihrer Perſon und ihr freundſchaftliches Betragen mein Herz ſo ganz, daß ich ihr alles aufopferte. Das Vertrauen der Frau von Dirzau hatte ich gleich den erſten Tag verloren, weil ich bei Vignali zum Abendeſſen geweſen war: ihr Geſpräch wurde deswegen noch zurückhaltender und kälter, daß es zuweilen die ganze Mahlzeit über nur aus einer Frage und einer Antwort beſtund: überfiel mich zuweilen der Plaudergeiſt, ſo hörte ſie nicht darauf, ſondern unterbrach mich gleich durch einen Befehl an den Bedienten, oder fing wohl gar mitten in meinem Reden ein Geſpräch mit ihm an, daß mich die Mühe verdroß, mich allein anzuhören: ſeitdem bin ich völlig ſtumm bei Tiſche, wenn ſie mich nicht fragt. Dafür fragt ſie mich aber auch kein Wort anders als äußerſt höhniſch: anfangs ertrug ich's und ärgerte mich bloß in mir ſelbſt, aber Vignali und ſelbſt der Herr von Troppau, wenn ich mich beklagte, ermunterten mich, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Der Ton wollte mir lange nicht gelingen, aber nunmehr hab' ich ihn ſo ſehr in meiner Gewalt, daß ich der Frau von Dirzau gewiß nichts nachgebe. Seitdem ſie merkt, daß ich ihr ihre Kunſt ſo ſehr abgelernt habe, ſpricht ſie mannigmal in drei, vier Tagen keine Silbe mit mir. Auch gut! denk' ich: ſo muß ich mich nicht wider meine Natur zwingen, höhniſch zu ſein. Für die Langeweile des Mittags halte ich mich des abends wieder ſchadlos.

Herrmann. Aber der Herr von Troppau? wie verhielt er ſich gegen dich? denn nunmehr kann doch ein Kind raten, warum deine

ehrliche Frau Hildebrand mit dir unter die Linden ſpazieren ging, woher ſie ſogleich ein Kleid für dich ſchaffte, warum dir Vignali ſo freundſchaftlich mit Gelde beiſtund: alles floß aus einer Quelle; und ſo große und ausgezeichnete Gütigkeiten tut kein Herr von Troppau umſonſt: es lauſcht gewiß ein Betrug dahinter.

Ulrike. Ein Betrug?—Heinrich! wachſt du?—Wenn du nicht im Schlafe ſprichſt, hat dich gewiß der ſchwarzperückichte Magiſter angeſteckt, von dem du mir einmal in Dresden ſchriebſt. Was gilt's? das Wetter-Hagels-Vieh—wie meine Tante Sapperment ſich zierlich ausdrückte—hat dich mit ſeiner frommen Miſanthropie angeſteckt.

Herrmann. Leider! nicht bloß angeſteckt! getan hat er mir, was ich izt bei jedermann fürchte! du ſollſt es hören und urteilen, ob mir nur der Wind mein Mißtrauen angewehet hat.—Izt beruhige mich über meine Frage!

Ulrike. Das kann ich leicht.—Höre drauf, du Miſanthrop! der Herr von Troppau hat ſich gegen mich wie der edelſte, vortrefflichſte, freundlichſte, liebreichſte, freigebigſte, gütigſte Mann betragen: ich verehre und liebe ihn: ich habe in meinem Leben keinen beſſern Mann geſehn.

Herrmann. Und weiter war er nichts gegen dich?

Ulrike. Iſt denn das nicht genug und alles Dankes wert?

Herrmann. Ulrike! Ulrike! du heuchelſt. Wenn ich taube Bediente hätte ſprechen laſſen wie Vignali, ich wette, ich wollte dir mehr ſagen.—Auf dein Gewiſſen, Ulrike! heuchelſt du nicht?

Ulrike. Neugieriger, vorwitziger Menſch! Warum zwingſt du mich nun durch deine Zudringlichkeit dir Einen Dorn mehr ins Herz zu ſtecken? du wirſt ja ohnehin genug vom Mißtrauen geſtochen. Wenn ich auf mein Gewiſſen antworten ſoll, muß ich dir frei bekennen, was ich dir, du blinder Menſch! zu deinem Vorteile verhehlen wollte—daß der Herr von Troppau einmal mehr ſein wollte, als ich dir vorhin von ihm ſagte: aber ich ſchwöre dir bei unſrer Liebe und meiner ewigen Wohlfahrt! kein Umſtand ſoll dir verſchwiegen werden, was in dieſem einzigen verdächtigen Falle vorging. Ich war einmal des Nachmittags bei Vignali, und

weil wir keine Komplimente miteinander machen, fuhr ſie zum Beſuch und ließ mich allein und verſprach in einer halben Stunde wieder zu kommen: ich nehme ein Buch—es waren des Abt Bernis Werke—beim erſten Aufſchlagen fallen mir ſeine Betrachtungen über die Leidenſchaften in die Augen. Ich ſetze mich auf den Sofa, und kaum ſchlage ich zum erſtenmal um, ſo iſt ſchon die Liebe da: wer wird nicht gern etwas von der Liebe leſen?—Ich leſe den ganzen Brief[1]) an die Gräfin C** durch. Als ich bei den letzten vier Zeilen bin, ſiehe! da kömmt mein Herr von Troppau. Er ſieht ſich nach Madam Vignali um, hört von mir, daß ſie zum Beſuch iſt, fragt wo—ich ſage es—er ſetzt ſich, nimmt das aufgeſchlagne Buch vom Sofa, lieſt,—„Aha!" fängt er lächelnd an, „qu' est ce qu' Amour?—was iſt die Liebe? Können Sie darauf antworten?"—„Warum nicht?" ſagte ich, „wenn Sie mir das Buch erlauben wollen!"—„Oh: aus dem Buche iſt's keine Kunſt: Sie ſollen aus dem Herze antworten."—„Mein Herz kann keine Verſe machen."—„Eh bien! Ich will Ihnen meine Verſe vorleſen: Ihr Herz mag in Proſe darauf antworten."—Er las die Verſe her:

Was iſt die Liebe?

Es iſt ein Kind, beherrſchet mich,
Beherrſcht den König und den Diener,
Schön, Iris, ſchön wie du, es denkt, wie ich,
Nur iſts vielleicht ein wenig kühner.

„Iſt Ihr Herz auch der Meinung?" fing er an und umfaßte mich. Ich ſagte in aller Unſchuld: „Ja."—„Alſo finden Sie doch den nämlichen Fehler an mir, den alle Damen an mir tadeln, daß ich zu beſcheiden, nicht kühn genug bin?" fragte er. Es verdroß mich, daß er meinem unſchuldigen Ja eine ſo gefliſſentlich falſche Auslegung gab: ich antwortete ihm alſo, halb wider meinen Willen, in dem Tone der Frau von Dirzau: „Keineswegs!"—„Das Keineswegs haben Sie wohl von meiner Schweſter gelernt? Es war ihr leibhafter Ton: aber es iſt auch ſo falſch wie alles, was meine Schweſter ſagt. Ihr Herz möchte wohl, daß ich ein weniger

1) Oeuvres melées de Mr. l' Abbé de Bernis. S. 89.

dreiſter wäre?" — „Mein Herz ſchweigt ganz ſtill dabei," ſagte ich. — „Ich will es einmal fragen," ſprach er lachend und machte eine Bewegung, die mich zum Aufſtehen nötigte. Er holte mich zurück und fing ein zweideutiges Gewäſch über die Liebe und die Herzen der Damen an, das ich mich ſo ſehr zu wiederholen ſchäme, als ich mich damals ſchämte, es zu hören. Seine Hände nahmen dabei wieder ſo vielen Teil am Geſpräche, daß ich mit großer Empfindlichkeit aufſtund und ihm nachdrücklich ſagte: „Gnädiger Herr, ich bin wohl verliebt, aber nicht verhurt!" — dabei machte ich eine Verbeugung und ging. Auf der Treppe begegnete mir Vignali und nötigte mich wieder mit ihr zurückzugehn. Der Herr von Troppau ſprach italieniſch mit ihr, und beide lachten herzlich — vermutlich über mich, weil ſie in einer Sprache redten, die ich nicht verſtehe, und auch ein paarmal einen Blick nach dem Sofa wurfen: das ſetzte mich in ſo üble Laune, daß ich vor Ärgerlichkeit kein Wort mehr ſprach. Da er uns verlaſſen hatte, fing Vignali an: „Der Herr von Troppau hat mit Ihnen geſchäkert?" — „Ja," antwortete ich; „aber nicht, wie ichs liebe!" — „Sie ſind wohl gar empfindlich darüber? Sie ſind ja ſonſt nicht ſo eigenſinnig, ſo erzürnbar, und auch keine Feindin von der Liebe." — „Das nicht!" unterbrach ich ſie: „ich habe auch dem Herrn von Troppau ſehr deutlich geſagt, was ich von der Liebe unterſcheide." — „Närrin!" rief ſie und ſchlug mich auf die Schulter: „wer wird denn ſo einen einfältigen Unterſchied machen? Lieben wir nicht alle? Wollen Sie allein ſich mit dem Zuſehen begnügen? Können Sie andre Leute eſſen ſehn, ohne daß Sie hungert?" — „Wenn ich nichts zu eſſen habe?" ſprach ich. „O ſehr gut!" — Mit dieſer Antwort hatte ich mich ſelbſt gefangen: ſie ſchikanierte mich ganz entſetzlich darüber und fragte endlich, ob mir der Herr von Troppau zu ſchlecht wäre. Ich war ſo verdrießlich über das Geſpräch, daß ich ihr etwas zu übereilt antwortete: „Er iſt mir zu allem nicht zu ſchlecht, was er bisher für mich geweſen iſt: aber ich dünke mich zu gut, um ſeine Hure zu ſein." — Darüber wurde Vignali feuerrot. — „Untertänige Dienerin!" ſprach ſie etwas ſpöttiſch: „alſo bin ich auch ſeine Hure? denn das ſag ich Ihnen frei, ich

liebe den Mann: ich habe unſre Liebe niemals verhehlt, weil ich keine Heuchlerin bin. Für eine Gouvernante ſind Sie noch ſehr kindiſch. Ich will dem Herrn von Troppau ſagen, daß er ſie in Ruhe läßt, bis Sie bei reiferem Verſtande ſind. Sie ſind noch zu neu, um ſich dabei zu benehmen, wie es ſich gehört." —Ich konnte mich nicht enthalten, über die Lektion ein wenig zu ſchmollen: allein der Vignali merkte man's nicht eine Minute an, daß ſie auf mich zürnte: ſie brach ab und war wieder ſo freundlich, wie vorher. Seitdem hat mich der Herr von Troppau nicht mit einer Hand wieder berührt, meiner und Vignalis Freundſchaft hat es auch nicht geſchadet, und ich bin ſo ruhig, ſo munter und vergnügt zeither in dem Hauſe—

Herrmann. Das du mit dieſer Minute verlaſſen ſollteſt, wenn du Gewiſſen haſt! Du biſt in einem ſchrecklichen Hauſe, in dem Wohnplatze der Verführung, unter Betrügern und Kupplerinnen, unter gleißenden Betrügern—

Ulrike. Heinrich, ich ſage dir's noch einmal, du machſt mich böſe.

Herrmann. Ich wollte, daß du's würdeſt: ſo zankten wir uns, trennten uns, haßten uns, und es koſtete uns doch keine Mühe, keinen Schmerz; denn mit unſrer Liebe iſt es doch aus, rein aus. —O Ulrike! ich habe, ſeitdem ich in dieſer Stadt bin, Dinge gehört, wovon weder mein noch dein Verſtand träumte—ſchreckliche Dinge, bei welchen ſich meine ganze Seele empört: Dein Glück iſt es, wenn du ſie nicht weißt: aber du wirſt ſie erfahren! Du wirſt ſie erfahren!

Ulrike. Du ſetzeſt mich in Todesangſt: ſage mir nur, was du haſt, was du fürchteſt!

Herrmann. Nunmehr weiß ich unſre Geſchichte, unſre traurige Geſchichte. Die Unſchuld liebte mich: ich liebte ſie: die Unſchuld kam an den Ort der Verführung, ward verführt und ich —zur Leiche; denn das ſagen mir alle meine Gedanken und mein ganzes Gefühl, wenn du liebteſt, wie ſie alle, die du deine Freundinnen nennſt—du wärſt mir verhaßt: ich müßte laufen, ſo weit mich See und Land trügen, um deinem Andenken zu entgehn.

Unſre Liebe, das ſagt mir mein Herz laut, iſt ein andres Ding als die Liebe der Vignalis, der Laireſſen und wie ſie weiter heißen. Wenn du Ihnen gleich würdeſt?

Ulrike. So groß iſt dein Zutrauen zu mir, meiner Tugend, meinem Gewiſſen, meiner Ehre? Tat ich nicht einen Schwur?

Herrmann. Liebe Ulrike, was ſind tauſend Schwüre in der Anfechtung? wenn man gedrängt, getrieben, geſtoßen wird? Ich hielt meinen Verſtand für einen Götterverſtand; und doch ſchwatzte mir ihn ein Böſewicht danieder: glaubſt du, daß deine Tugend ſtärker iſt als mein Verſtand? Und wenn ſie es wäre, hat ſie nicht auch mit größerer Stärke zu kämpfen als ich? Kein Geld wird dich überwinden: aber eine glattzüngige beredte einſchmeichelnde Vignali! ein wollüſtiger überraſchender ſchlauer Herr von Troppau! Trauſt du dir, ſolchen Gegnern immer, immer zu widerſtehen?

Ulrike. Ich bitte dich, Heinrich, ſchweig! Du ſcheuchſt eine Schlange auf—

Herrmann. Aber iſt es nicht beſſer, ſie izt aufzuſcheuchen, damit ſie dich nicht beißt, wenn du unachtſam auf ſie trittſt oder ſorglos daliegſt und ſchlummerſt?—Ulrike, das ſchwör' ich dir, Eine Untreue, eine einzige Untreue reißt unſre Herzen auf ewig auseinander.

Ulrike. So verdunkle doch unſer Vergnügen nicht mit ſo ſchwarzen Vorſtellungen! Freilich lauerte auf meines Onkels Schloſſe keine Verführung auf mich: auch ohne Beſchützer war ich ſicher: aber warum ſollt' ich's hier nicht ebenfalls ſein? was könnt' ich von dieſen friedlichen freundlichen Leuten fürchten!— Durch einen unglücklichen Vorfall, den du mir noch nicht deutlich geſagt haſt, biſt du mißtrauiſch geworden: du machſt dir trübe Einbildungen und malſt dir fürchterliche Geſpenſter vor die Augen. Vignali wird dir die Geſpenſter ſchon verjagen.

Herrmann. Mein Unglück wär's, wenn ſie mir ſie verſcheuchte.—Ulrike, haſt du das Herz, aus Liebe für mich dies Haus zu verlaſſen?

Ulrike. Verlaſſen? Dies Haus? Warum?

Herrmann. Aus Liebe für mich, ſag' ich!

Ulrike. Um weſſentwillen verließ ich Dresden?—Weißt du nun, wie viel ich aus Liebe für dich tun kann?—Ja, aus einem Palaſte kann ich aus Liebe für dich gehen, wenn es ſein muß: aber wohin?

Herrmann. In die Welt: je weiter von hier, je lieber.

Ulrike. Menſchenfeind! was hat dir denn die unſchuldige Stadt getan?

Herrmann. Nichts! aber ſie wird! Ich habe mit der Verführung meines Kameraden, der zwei Jahre jünger iſt als ich, mit ſeinem Hohne, ſeinen Schmähungen, ſeinen verachtendſten Spöttereien—ich habe mit den Lockungen einer Dirne, die oft den Diener unter mancherlei Vorwand auf ſeiner Stube beſuchte, mit den Höhnereien beider gekämpft: aber ich trug ſie, weil mir Zürnen nichts half. Die Verführung war plump zurückſcheuchend, empörend für alles mein Denken und Empfinden: es koſtete mir nicht einen Atemzug Standhaftigkeit, um ihr zu widerſtehn: es war eine Reizung, die mir widerſtund: aber, Ulrike, wenn wir ihrer gewohnt würden, und ſie uns endlich in einem anſtändigern Gewande weniger widerſtünde, was dann?—Ulrike, wir wollen fliehn, weil es Zeit iſt.

Ulrike. Wollen wir uns vom Winde nähren?

Herrmann. Hier ſind vier Hände! Was die Hände nicht können, wird vielleicht der Kopf tun.

Ulrike. Ich bitte dich, Heinrich, übereile dich nicht!—Glaube mir! das ſind alles finſtre Grillen, die du dir machſt. Warum ſollten denn in dieſer Stadt nicht ſo gut tugendhafte ehrliche Leute ſein, als anderswo? Muß man denn notwendig verführt werden? Ich wohne ja ſchon drei Monate hier und bin's noch nicht: wir ſind zwar jung, aber doch keine Kinder, die man mit Mandelkernen lockt und überredet. Das haſt du dir noch von Schwingern angewöhnt, der auch jede Sache zu ernſthaft betrachtet und über alles moraliſiert. Vignali wird dich ſchon heiter und aufgeräumter machen. Hab' ich dir nicht ſchon genug aufgeopfert? meinen Stand, meinen Ruf, die Gunſt meiner ganzen Familie! Soll ich nun gar wegen einer übeln Laune und einiger finſtern Grillen, die

dir eben aufsteigen, allem Wohlsein, aller Ruhe, allem Vergnügen entsagen und mit dir ins Elend auswandern? Bedenke doch nur, welche Laufbahn sich für dich eröffnet! du findest durch unser Haus Gönner, Freunde, Beförderer, bekömmst einen Platz, und mit dem Unterhalt vielleicht auch Ehre; und Heinrich! — soll ich dich noch erinnern, was alsdann für eine Glückseligkeit auf uns beide wartet? Unser Wunsch ist ja dann erreicht: wollen wir uns von dem Glücke, das uns bei der Hand dahin führt, mutwillig losreißen? — Du Grillenkopf! was stehst du denn da und murrst? So wirf doch deine ernsthafte finstre Laune in die Spree! in den tiefsten Grund hinein!

Herrmann. Gute Nacht, Ulrike. Ich gehe morgen zu Vignali. —

Er ging. Der hastige abgebrochne Abschied setzte Ulriken in Erstaunen: sie eilte ihm nach, aber er war schon die Treppe hinunter.

Viertes Kapitel

Den größten Teil des folgenden Morgens brachte Herrmann mit seiner Adonisierung zu, und um eilf Uhr war er schon völlig mit seinem neuen Staate angetan, als der Sohn der Frau Hildebrand, ein Knabe von zwölf Jahren, ihm einen Brief von Ulriken überbrachte.

den 28. Jan.

Heinrich,

Du hast mir abermals eine recht schlaflose Nacht gemacht. Deine Besorgnis muß mich angesteckt haben: die ganze Nacht wand und drehte ich mich um die Vorstellung herum, daß ich verführt werden könnte: es kam mir nunmehr selbst vor, als wenn es sehr leicht anginge: die Größe der Gefahr und meine Furcht wuchsen mit jedem Pulsschlage: ich hätte in der Angst tausend Meilen mit dir laufen mögen, um nur aus dem verführerischen Hause zu kommen. Da fiel mir endlich ein Gedanke ein — Heinrich! ein recht gottloser Gedanke! Aber, dacht'

ich, du haſt deinem Heinrich ſo viel aufgeopfert: wenn du ihn nun durch die Aufopferung deiner Tugend auf immer glücklich und groß machen könnteſt? Du würdeſt dein Leben für ihn hingeben, warum nicht auch deine Tugend? — Kaum war mir der abſcheuliche Gedanke durch den Kopf gefahren, ſo erſchrak ich, als ob mich der Schlag träfe: ich glühte und ſchwitzte vor Entſetzen und wurde ſo grimmig auf mich ſelbſt, daß ich mir eine recht derbe Ohrfeige gab. Es kam mir wohl hundertmal wieder in den Kopf: ich habe mich mit dem abſcheulichen Gedanken gequält und abgeängſtigt wie mit einem Geſpenſte: ich ſchloß die Augen feſt zu und wollte einſchlafen, um nur nicht mehr zu denken; aber es ging nicht. Ich ſchlummerte endlich ein wenig ein: gleich kam mir vor, daß der Herr von Troppau vor meinem Bette ſtünde, ſo ſchön und reizend, als ich noch keine Mannsperſon geſehn habe: er hielt mit ſanftem Lächeln ſeine Arme offen, mir entgegen: mein Herz pochte, ich wollte hinaus in ſeine Arme, ich arbeitete, um mich herauszuwinden: da warfſt du dich mir plötzlich um den Hals und zogſt mich ſo gewaltig zurück, daß ich faſt erſtickte: ich huſtete und wachte drüber auf, aber ſo froh! ſo entzückt, als wenn mich jemand aus den Klauen eines Löwen geriſſen hätte. Der Stutz auf meinem Schreibeſchranke ſchlug gerade drei: ich ſtund auf, nahm meine Pelzſaloppe um, zündete mein Licht bei der Nachtlampe an und ſchrieb dir dies Briefchen. Aber ich muß hier ſchließen: meine Finger können vor Kälte kaum die Feder regieren, ich zittre, trotz der dicken Pelzſaloppe, wie im Fieber vor Froſt. Wohl dir, wenn du ruhiger ſchläfſt als ich!

* * *

Ich muß dir geſchwind noch einen ſonderbaren Beſuch erzählen, den ich heute in aller Frühe gehabt habe. Meine Unruhe ließ mich nicht im Bette: gegen ſechs Uhr ſtund ich auf und machte mir ſelbſt Feuer im Windofen und ſetzte mich im Pelze nicht weit davon nieder. Ich ſchlummre ein, ſinke mit dem Kopf auf einen danebenſtehenden Stuhl und ſchlafe ſo

halb sitzend, halb liegend, bis es Tag wird. Da ich aufwache, sitzt eine Mannsperson am Tische: ich erschrecke und erkenne den Lord Leadwort. Hab' ich dir schon etwas von diesem Originale gesagt? Es ist ein Engländer, der diesen ganzen Winter hier zugebracht hat und einigemal in der Abendgesellschaft bei Vignali gewesen ist, wo ich seine Bekanntschaft gemacht habe. Er saß in einem braunen Reitrocke, Pantoffeln, einer baumwollnen Stutzperücke, einem runden Hute, einen knotichten mit Eisen beschlagnen Stock in der Hand, tiefsinnig und steif nach der Tür hinsehend da, ohne sich zu rühren. Ich stand lange und wußte nicht, ob ich ihn für einen Rasenden oder Betrunknen halten sollte. Er redte nicht.—„Mein Gott!" fing ich endlich an, „Mylord, wo kommen Sie so früh her?"

Er. Ich bin schon lange da.

Ich. Ich muß bekennen, daß ich ein wenig erstaunt bin, Sie so früh bei mir zu sehn.

Er. Ich will den Tee bei Ihnen trinken.

Ich. Aber in diesem Anzuge, Mylord! Ich muß Ihnen frei heraus sagen, daß mich die Freiheit ein wenig verdrießt, die Sie sich genommen haben. Wenn Sie jemand so bei mir antrifft—was man alsdann argwohnen wird, können Sie leicht selbst erraten.

Er. Man wird glauben, ich habe bei Ihnen geschlafen.

Ich. Mylord! Ich hätte einen andern Mann in Ihnen vermutet.

Er. Ist es denn nicht die Wahrheit? Ich bin schon seit ein Uhr hier: ich habe aber nicht sonderlich geschlafen.—

Ich war so erbittert, daß ich ihm voller Zorn ins Gesicht sagte: „Mylord, das ist eine Unwahrheit. Wollen Sie vielleicht meinen guten Ruf zugrunde richten und eine so schändliche Erdichtung von mir ausstreuen?—Was hab' ich Ihnen getan?"

„Nichts!" unterbrach er mich kaltblütig. „Es ist die lautere Wahrheit. Ich habe seit ein Uhr hier geschlafen: Sie sind um drei Uhr aufgestanden und haben geschrieben: dann legten Sie

ſich wieder nieder, ſtunden gegen ſechs Uhr auf, machten Feuer, ſchliefen auf dem Stuhle ein und wachten itzo auf. Wie kann ich das alles wiſſen, wenn ich nicht hier geſchlafen habe?"

Ich. Aber ich habe Sie nicht geſehn.

Er. Ich habe mich beſtändig ſtill gehalten, um Sie nicht zu erſchrecken.

Ich. Sie werden mir verzeihen, Mylord, ich finde, daß Sie eine große Unbedachtſamkeit begangen haben. Sie könnten mich unſchuldigerweiſe in einen ſchlimmen Ruf bringen. Aber ſagen Sie mir in aller Welt, wie ſind Sie auf den Einfall gekommen?

Er. Ich hab' Ihnen etwas zu ſagen. Um es nicht zu verſchlafen, ſondern gleich bei der Hand zu ſein, wenn Sie aufſtünden, hab' ich bei Ihnen geſchlafen.

Ich. Aber wie ſind Sie hereingekommen?

Er. Durch die Tür.—Weil mir das, was ich Ihnen ſagen will, beſtändig zu ſehr in Gedanken lag, konnte ich nicht einſchlafen: ich trat ans Fenſter: der Mondſchein gefiel mir: ich warf meinen Reitrock über, ging hieher, fand die Thür offen, ging in ihr Zimmer, legte mich auf den Sofa und ſchlief. Was iſt denn Übels dabei?

Ich. Sehr viel! wenn's die Frau von Dirzau erfährt?

Er. So will ich ihr ſelbſt ſagen, daß ich bei Ihnen geſchlafen habe.

Ich. Tauſendmal lieber wär mir's, wenn Sie am hellen Tage und wachend zu mir gekommen wären.

Er. Das bin ich! Ich bin wachend zu Ihnen gekommen, ganz wachend!—

Ich war zu ärgerlich, um über ſeine tollen Antworten zu lachen: ich wollte den Tee beſtellen und bat um die Erlaubnis, ihn verlaſſen zu dürfen.—„Der Thee iſt beſtellt: ich hab' es ſelbſt gethan," ſprach er. Wirklich langte er auch ein paar Augenblicke darauf an.

Wir tranken: es erſchienen verſchiedene Arten von Backwerk, das er gleichfalls vor meinem Erwachen beſtellt hatte:

Niemand ſprach. Endlich fing er ganz trocken an: „Mademoiſelle, ich will Ihnen in zwei Worten ſagen, was ich bei Ihnen will: ich liebe Sie."

Ich. Sehr viel Ehre für mich, Mylord!

„Das iſt eine Lüge!" fuhr er hitzig auf. „Mir macht es Ehre, aber nicht Ihnen." — Sogleich fiel er wieder in ſeinen kalten Ton zurück. „Ich habe eine Abneigung gegen die Ehe," fuhr er fort: „wenn ſie meine Freundin werden wollen, ſo verſprech' ich Ihnen: (hier zog er ein Blatt Papier aus der Taſche und las:) „jährlich vierhundert Pfund für ihre kleinen Ausgaben, freie Equipage, Bedienung, Wohnung und Tafel, alles, wie Sie es nach Ihrem Gefallen einrichten wollen, auf meine Rechnung. Trennt uns der Tod, oder nötigt mich eine unvermeidliche Urſache, nach England zurückzukehren, ſo beſtimme ich Ihnen auf Ihre ganze Lebenszeit tauſend Pfund Intereſſen, wovon Ihnen das Kapital nach meinem Tode ſogleich ausgezahlt werden ſoll. Die Verſchreibung desſelben ſoll gerichtlich beſtätigt und bei den hieſigen Gerichten niedergelegt werden. — Was ſagen Sie dazu?"

Ich. Mylord, ich ſage, daß Ihr Anerbieten ſehr großmütig iſt, und beklage um ſo viel mehr, daß ich keinen Gebrauch davon machen kann.

Er. Das tut mir leid. — Aber warum nicht?

Ich. Weil ich in keine Verbindung von dieſer Art jemals willigen werde.

Er. Wollen Sie lieber geheiratet ſein?

Ich. Auch das nicht!

Er. Wozu ſind Sie denn alſo auf der Welt? — Haben Sie ſchon eine andre Liebe? —

Die Frage kam mir ſo hurtig auf den Hals, daß ich erſchrak und in der Verlegenheit mit einem geſtammelten „Vielleicht!" antwortete.

Er. Das iſt ein ander Ding. Wenn Sie ſchon in einer andern Verbindung ſind, darf ich keinen Anſpruch mehr auf Sie machen: hätten Sie mir das gleich geſagt!

„Nein, Mylord!“ rief ich etwas entrüſtet. „Sie irren ſich ſehr: ich bin in keiner Verbindung, wie Sie meinen, und werde auch nie in eine treten.

Er. Warum nicht?

Ich. Weil ich ſie meiner nicht würdig achte.

Er. Gut! ſo wollen wir achthundert Pfund zu kleinen Ausgaben ſetzen, wenn Ihnen vierhundert nicht genug ſind.

Ich. Und wenn Sie zweitauſend ſetzten, bewegten Sie mich nicht dazu. Geben Sie ſich keine Mühe!

Er. Ich bedaure.—Aber warum nicht?

Ich. Wie ich Ihnen ſchon geſagt habe—weil ich mich zu gut dünke, um die Mätreſſe eines reichen Lords zu werden.

Er. Ein reicher iſt ja doch beſſer als ein armer.—Warum denn nicht bei einem reichen?

Ich. Bei gar keinem! ſag' ich Ihnen.

Er. Sonderbar!—Aber warum nicht?

„Weil ich nicht will!“ antwortete ich höchſtunwillig über ſein ewiges Fragen.

Er. Warum wollen Sie denn nicht?—

Ich ſchwieg: er wiederholte unermüdlich ſein Warum.—„Ich weiß nicht:“ ſprach ich endlich mit der äußerſten Verdrießlichkeit. Wir ſaßen beide ſtillſchweigend da: es öffnete plötzlich jemand die Tür: der Herr von Troppau, geſtiefelt und geſpornt, trat herein.—„Was Teufel! machen Sie hier, Mylord?“ rief er lachend.—„Ich habe bei der Mamſell geſchlafen,“ antwortete der eiskalte Lord.—„Bravo!“ ſchrie der Herr von Troppau und wollte ſich ausſchütten vor Lachen. „Bravo, mein Puppchen! Fangen Sie nun an zu werden?“—

Ich hätte dem hölzernen Lord in die Augen ſpringen mögen: ich mußte einige Zeit den übeln Spaß des Herrn von Troppau ausſtehen, aber endlich riß mir die Geduld. „Mylord,“ ſprach ich haſtig, „ſo erzählen Sie doch die ganze Begebenheit, wie ſie iſt, damit Sie mich nicht in einen unangenehmen Verdacht bringen!“—„Sehr gern!“ ſagte der Lord und wandte ſich zum Herrn von Troppau. „Ich habe in aller Ehrbarkeit bei der

Mamſell geſchlafen;“ — und nun erzählte er ihm den ganzen Vorfall mit allen Umſtänden nach der Reihe. Als er ſein getanes Anerbieten wieder von ſeinem Blatte abgeleſen hatte, fuhr der Herr von Troppau auf mich hinein — „Und Sie nehmen das nicht an?“ fragte er verwundert. „Sind Sie toll? Glauben Sie, daß ſolche Anträge alle Tage kommen? Mylord, laſſen Sie Ihr Blatt hier, damit ſie's beſſer überlegen kann.“ — Der Lord ſteckte das Blatt hinter meinen Spiegel: ich wollte es verhindern, aber der Herr von Troppau ließ mich nicht zum Worte kommen. Er ſagte, daß ihn ſeine Schweſter habe rufen laſſen, um bei ihr nachzuſehn, was für eine Mannsperſon heute bei mir übernachtet hätte; daß ſie über mich geſeufzt und auf mich geſchmäht habe. — Mir ſtiegen die Tränen in die Augen. — „O Mylord!“ ſagte ich weinerlich, „Sie haben mich in einen Verdacht gebracht, von dem Sie mich mit Ihrem ganzen Vermögen nicht loskaufen können.“ — „Beruhigen Sie ſich!“ ſprach er mit vieler Gutherzigkeit: „ich will der Dame gleich ſelbſt ſagen, warum ich bei Ihnen geſchlafen habe.“ Er wollte gehn, aber es kam ein Bedienter des Herrn von Troppau und ſagte ihm etwas ins Ohr. — „Mylord,“ fing er lachend an, „Ihre Bedienten laufen mit Stiefeln und Schuhen in der ganzen Stadt herum und ſuchen Sie.“ — „Me voilà!“ ſprach er äußerſt gelaſſen und gab Befehl, daß ſein Bedienter mit den Stiefeln heraufkommen ſollte. Als er kam, war Mylord doch ſo höflich, daß er vor die Tür ging und ſie mit ſeinen Pantoffeln vertauſchte. Der Herr von Troppau, ſo ſehr er auch davon abwehrte, mußte ihm das Zimmer der Frau von Dirzau zeigen: er ging unangemeldet zu ihr hinein: wie ſie ihn aufgenommen hat, weiß der Himmel. Ich bin ſeitdem in einem ſonderbaren Zuſtande: es iſt mir immer, als wenn ich mich über dich und deinen Beſuch bei Vignali freuen ſollte, und gleichwohl miſcht ſich auch ſo viel Verdrießlichkeit und Beſorgnis darunter. — Lieber Heinrich! traue mir nur! mache mich nur nicht ſchwächer, als ich bin! Und wenn's Liebhaber und Anbeter auf mich herabregnete, ſollteſt du ſie alle erfahren; und daß mich einer

von dir abwendig machte, das iſt ſo unmöglich, als daß um Mitternacht Mittag wird.

Ich habe dieſen Brief nur eilfertig hingeworfen. Gutes Glück bei Vignali!

Ich bin Deine

Ulrike.

Der Brief war noch nicht völlig geleſen, als ſchon der Lohnkutſcher vorfuhr, der Herrmann zu ſeiner neuen Gönnerin bringen ſollte: er ſtieg hinein, von ſeinem geweſenen Kameraden begafft, der nebſt dem Diener mit neidiſchem Lachen in der Gewölbtür zuſah. Der neugeſchmückte Adonis nahm ſeine ganze Herzhaftigkeit, Lebhaftigkeit und Galanterie zuſammen, um vor Madam Vignali mit der beſcheidnen Dreiſtigkeit eines Weltmannes zu erſcheinen: der Empfang war überaus gütig, der Beſuch dauerte faſt bis ein Uhr, das Geſpräch war lebhaft und ununterbrochen: Vignali zeigte ſich in dem ganzen Glanze ihrer Schönheit und Beredſamkeit; und um Herrmanns Vorſtellung von beiden noch zu vergrößern, affektierte ſie eine Migräne, die ihr die natürlichſte Gelegenheit gab, zuweilen aus dem raſchen überwältigenden Tone in den ſanften ſchmachtenden überzugehn. Die Frau war gewiß eine der edelſten Figuren, im großen heroiſchen Stile von der Natur gebildet: ihre Miene, ihr Ton verſchafften ihr über jeden, der mit ihr ſprach, eine Autorität, der man ſich ohne Weigerung unterwarf, als wenn die Natur einmal das Verhältnis ſo beſtimmt habe, daß ſie allein befehlen, und alle andre Menſchen gehorchen ſollten. Herrmann wurde ſchon bei dieſem erſten Beſuche ihr wirklicher Sklave: es war, als wenn ſie ihm die Unterwürfigkeit mit dem erſten Blicke in die Seele hauchte. Er bekam die Erlaubnis, nachmittags ſein Zimmer, worinne noch eine Kleinigkeit zu machen war, zu beziehen und auf den Abend in der Geſellſchaft bei ihr zu erſcheinen. Er war glücklich, vom Wirbel bis zur Fußzehe entzückt über das neue glänzende Leben, wovon er nur ein Vorſpiel geſehn hatte, und geſtund ſich unterwegs, daß Ulrike reizend und liebenswürdig, aber Vignali ſchön und hinreißend ſei. Wie be-

rauſcht, taumelte er aus der Kutſche: aber wie traurig wurde er inne, daß ihn ſein Beſuch mitten zwiſchen die vornehme und bürgerliche Eßzeit eingeklemmt hatte! denn zu Hauſe war bereits um Zwölfe geſpeiſt worden, und hätte nicht die Kaufmannsfrau die Neubegierde gehabt, ſeinen neuen Staat zu beſichtigen, und ihn deswegen in die Stube gerufen, ſo wäre bei aller Glückſeligkeit ſein Magen leer geblieben: um ihn mit größrer Muße ausfragen zu können, ließ ſie ihm einen Reſt ihrer Mittagsmahlzeit aufwärmen; und nun wurde gefragt! bis auf den Boden der Seele ausgefragt! Seine Figur war angenehm, ziemlich lang, gut gebaut: ſein neuer Putz erhöhte ihren Reiz: die Frau hatte bei der Abweſenheit ihres Mannes entſetzliche Langeweile: ſie bat den ſchöngeputzten Herrmann zum Kaffee. Freilich ließ ſie wohl auch nichts mangeln, um ihre Schönheiten—ſie war wirklich hübſch— und ihre Unterhaltungsgabe in das vorteilhafteſte Licht zu ſtellen: allein ſo ſehr ſie zu jeder andern Zeit für ſich ſelbſt gefiel, ſo geringe war ihre Wirkung izt nach einem Beſuche bei Madam Vignali,— wie alles ſo gemein, ſo alltäglich, ſo platt in ihren Reden und Manieren gegen das edle große einnehmende Betragen, gegen die feine gewählte lächelnde Sprache einer Vignali! Herrmann hätte ſich mit tauſendmal größerm Vergnügen in ſeinem kalten Kämmerchen Vignali gedacht, als dieſe matte Schönheit den ganzen Nachmittag geſehn. Zu ſeiner unendlichen Freude erlöſte ihn die Ankunft eines Briefs von Ulriken aus dem Zwange. Sie ſchrieb:

den 28. Jan.

Hab' ich's doch gedacht: mein Heinrich iſt alles, was er ſein will; und wenn's ihm morgen einfällt, den Fürſten zu ſpielen, ſo iſt er's gleich ſo ganz, als wenn er zeitlebens nichts anders geweſen wäre.—Wahrhaftig, du biſt etwas mehr als ein Menſch. Vignali iſt von dir bezaubert: ſie ſpricht von nichts als von deinem Lobe: ſie findet in dir den vollkommenſten Weltmann, dem man's bei dem erſten Hereintritt anſieht, daß er in der großen Welt gebildet iſt. Ich mußte mich bei mir über den

Lobſpruch herzinniglich freuen, daß du ſogar eine ſo feine Frau haſt hintergehn können. Die Frau war mir in dem Augenblicke noch einmal ſo ſchön, ſo lieb und wert: ich habe ihr Hände und Lippen beinahe entzweigeküßt vor Herzenswonne, wie ſie ſo ewig von dir redte, als wenn ſie gar nicht wieder von deinem Lobe wegkommen könnte. Die brave, die vortreffliche Frau! es gibt gar keine beſſere auf der Erde.

Ich wunderte mich außerordentlich, daß du wieder weggefahren warſt: aber um mich nicht zu ſehr zu verraten, wollte ich nicht nach dir fragen. Der Lord Leadwort erſchien: die Suppe wurde aufgetragen: es war noch kein Heinrich da. Wir ſetzten uns: noch immer war kein Heinrich da — „und wird wohl auch keiner kommen!“ dachte ich betrübt. „Ob die Vignali toll iſt? Als wenn ſie nicht wüßte, daß ich gern mit meinem Heinrich eine Seele ausmachen möchte!“ — Zwar — nun beſann ich mich erſt — was weiß ſie denn? Nichts! Alſo ſei ihr der Fehler vergeben! — Aber was half mir's, daß ich ihr den Fehler vergeben mußte? Ich wurde ſo verdrießlich und tölpiſch, wie ein ungezogenes Mädchen. Ich aß ein paar Löffel Suppe: ſie ſchmeckte mir wie Galle, und ich ließ in meinem Verdruſſe den Löffel hineinfallen, daß ſie herumſprützte: ich ſtopfte haſtig Brot über Brot in den Mund, trank Waſſer, trank Wein: es wurde mir ſo weh ums Herze, daß mir die Augen übergingen. Vignali ſah mir nachdenkend zu und lächelte: warum nur die Frau lächeln mochte? Es war ſo ein tückiſches Lächeln, das ich noch niemals an ihr geſehn habe.

Der Lord fing an, ſein gewöhnliches tolles Zeug zu machen, nahm jedes Wort in einem andern Sinne und vergaß auch ſein ewiges Warum nicht. Man kann fürwahr den Mann nicht anhören, ohne zu lachen. Er trieb einmal die Vignali mit ſeinem „Aber warum?“ ſo in die Enge, daß ſie ihm nichts mehr antworten konnte: gleich darauf ſchlug ſie ihn mit ſeinen eignen Waffen und fragte ihn von jedem Warum wieder das Warum bis ins unendliche fort, daß er ſich mit nichts zu helfen wußte als durch eine Geſundheit, die er der Vignali als der größten

Warumfragerin zubrachte. Am meiſten beſchäftigte er ſich mit mir: bei dieſer Gelegenheit habe ich erfahren, daß er in Logogryphen, Rätſeln, Auslegungen der Namen und dergleichen Wiſſenſchaften ſehr ſtark iſt. Er führt beſtändig ein Punktierbuch bei ſich: neulich, erzählte mir Vignali, tut eine Dame die Frage an ihren Nachbar: ob ich wohl heute Briefe von meinem Manne bekommen werde?—Gleich erſcheint der Lord, den ſie vorher gar nicht geſehn noch geſprochen hat, übergibt ihr ſeine Schreibetafel und einen Bleiſtift: „Punktieren Sie!“ ſagte er. Die Dame weiß nicht damit umzugehen! er erklärt ihr alſo das Geheimnis der Kunſt, kniet vor ihr mit dem rechten Knie nieder, legt auf das linke ſeine Punktiertabellen, zählt, ſagt ihr die Buchſtaben, und ſie muß ſie aufzeichnen. Die ganze Geſellſchaft, die wenigſtens aus zwanzig Perſonen beſtanden hat, verſammelt ſich um ihn; aber er punktiert ungeſtört fort. Mir hat er heute bei Tiſche mein ganzes künftiges Leben auspunktiert und brachte heraus, daß ich ihn heiraten würde: aber ich verſicherte ihn, daß ſeine Tabelle entſetzlich falſch ſein müßte. —„Aber warum?“ fragte er.—„Weil ich Sie nicht heiraten werde,“ antwortete ich; und er ſchwieg.

Nach Tiſche ging eine ernſthaftere Szene vor. Ich war mit Vignali allein. „Meine Liebe,“ fing ſie auf einmal abgebrochen an, „Sie ſind eine Baroneſſe von Breyſach.“ Sie ſagte das mit dem eignen Tone, den ſie allemal braucht, wenn ſie entdeckt, daß ſie etwas weiß, was ſie nicht wiſſen ſoll.—„Sie ſind eine Baroneſſe von Breyſach.“—Ich war ſo überraſcht, als wenn der Tod plötzlich vor mir ſtünde.—„Erſchrecken Sie nicht!“ fuhr ſie fort. „Sie ſind eine Baroneſſe von Breyſach, ſind Ihrer Tante in Dresden entlaufen und haben den Namen ihres Vetters angenommen.“—Ich hatte mich unterdeſſen ein wenig geſammelt, und fragte ſie mit gezwungenem Lachen: „Wer hat Ihnen das Märchen überredet?“—„Sie kennen eine Frau Hildebrand?“ ſagte ſie etwas ſpöttiſch. „Die Frau Hildebrand hat eine Muhme in Dresden, die Sie von Leipzig bis Deſſau gebracht hat; und dieſe Muhme in Dresden iſt ſehr wohl be-

kannt bei der Oberſtin, der Sie entlaufen ſind; und dieſe Muhme in Dresden hat ihrer Muhme in Berlin Ihre Geſchichte anvertraut, und dieſe Muhme in Berlin hat mir, der Madam Vignali, Eröffnung davon getan: wie doch ein Märchen unter ſo vielen Händen zur Wahrheit werden kann! Ich hab' es gewußt, ehe Sie noch ins Haus kamen, und Ihnen heute erſt entdecken wollen, daß ich das Märchen weiß." — Ich war gefangen: das Herz wollte mir brechen: ich warf mich ihr mit Tränen zu Füßen und bat ſie bei allem, was heilig iſt, mich nicht zu verraten: vor Begierde und Angſt ſtürmte ich ſo in ſie hinein und riß ſo ſtark an ihrem Kleide, daß alle Nähte an ihm krachten und platzten: in dem Augenblicke machte ſie eine ſo ſchadenfrohe ſtolze tückiſche Miene, die mir durch die Seele fuhr, wie ich noch nie eine in ihrem Geſichte geſehn habe. — „Stehn Sie auf!" ſprach ſie beleidigend ſtolz zu mir: „ſo bittet man einen Kaiſer, aber keine Freundin." — Gleich ging ihr Geſicht wieder zur ſüßeſten Freundlichkeit über: ſie verſicherte mich bei ihrer Ehre, daß niemand durch ſie mein Geheimnis erfahren ſollte, lolang ich's nicht entdeckt wiſſen wollte. — „Hören Sie nun auch," fuhr ſie fort, „warum ich mich gerade izt mit Ihnen in dies Geſpräch einlaſſe! Der Lord Leadwort hat Ihnen heute einen Antrag getan, den Sie ausgeſchlagen haben: er läßt Ihnen izt einen andern durch mich tun: er will Sie heiraten. Was ſagen Sie zu dieſem Antrage." —

„Was ich heute früh geſagt habe!" antwortete ich entſchloſſen.

„Sie ſind ein Kind," ſagte ſie, auch gerade in dem Tone, wie man mit Kindern ſpricht. „Ich will Sie nur erſt mit dem Manne recht bekannt machen:" — und nun holte ſie ein großes Papier aus dem Schreibeſchranke, wovon ſie mir eine unendliche Menge Reichtümer ablas, nebſt allem, was er mir zum Leibgedinge ausſetzte. Bei ſeinem Leben verſprach er mir jährlich tauſend Pfund zu den kleinen Ausgaben, und nach ſeinem Tode ein Leibgedinge von zweitauſend Pfund jährlichen Einkünften, die ich aber nirgends als in Engelland verzehren könnte:

bei ſeinem Leben ſollte es meiner Wahl überlaſſen ſein, ob ich beſtändig in Engelland, oder abwechſelnd ein Jahr in Deutſchland, und ein Jahr in Engelland leben wollte. Soviel habe ich mir nur daraus gemerkt.—Als Vignali fertig war, fragte ſie mich mit recht ſpitzigem Tone: „ſagen Sie nun noch, wie heute früh?“

„Ja,“ ſprach ich mit feſtem Akzente, ſo feſt wie mein Entſchluß, und ſchlug mit beiden Händen auf die Bruſt: „wie heute früh, ſpreche ich noch izt und werde ewig ſo ſprechen.“ —„Gehn Sie!“ ſagte die ſtolze Frau und ſtieß mich verächtlich von ſich. „Sie ſind ein Kind. Gehn Sie! ich muß zum Beſuch fahren.“—Sie ging, ohne Abſchied zu nehmen, in ihr Kabinett und ließ mich allein ſtehn.

Ich bin in Todesangſt, was man nun alles wider mich anzetteln wird. Ob ſie vielleicht gar unſre Liebe weiß? Aber wie wäre das möglich? Sie müßte allwiſſend ſein. Damit wir uns nicht verraten, wollen wir einander nicht anders als bei Vignali ſehen und deſto öftrer ſchreiben. Der Überbringer meiner heutigen Briefe ſoll dein Bedienter werden: Vignali läßt ihm eine Liverei machen. Da mich die Hildebrand ſo ſchändlich verraten hat, trau ich auch ihrem Sohn nicht: wer weiß, warum Vignali ihn zu deinem Bedienten gewählt hat? aber es iſt unmöglich: ſie weiß nichts, und ſoll auch nichts erfahren. Daß ja jeder deiner Briefe feſt, feſt zugeſiegelt und auf ſtarkes Papier geſchrieben iſt! Lieber gib ihm gar nicht die Form eines Briefs! Wenn die verſchmitzte Frau alles auskundſchaftet, ſoll ihr doch unſre Liebe ein Geheimnis bleiben.

Du denkſt doch nicht etwa, daß mir meine abſchlägige Antwort auf des Lords Anerbieten etwas gekoſtet hat?—Nicht einen Zuck am Herze! Nicht eine bittre Empfindung!—Nein, Heinrich! ſo klein bin ich nicht! Konnt' ich meinen ehrlichen Ruf um deinetwillen aufs Spiel ſetzen; war mir meine Ehre gegen deine Liebe eine Feder, ſo ſind mir zweitauſend Pfund Leibgedinge gewiß nur eine Seifenblaſe dagegen. Weg, weg mit ihnen! Du biſt mir Reichtums genug; was brauch' ich mehr?

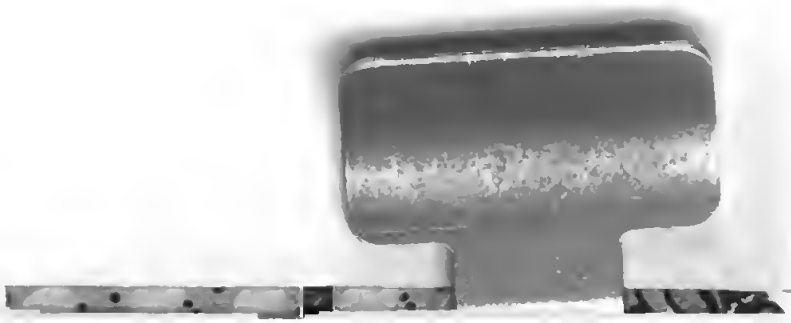
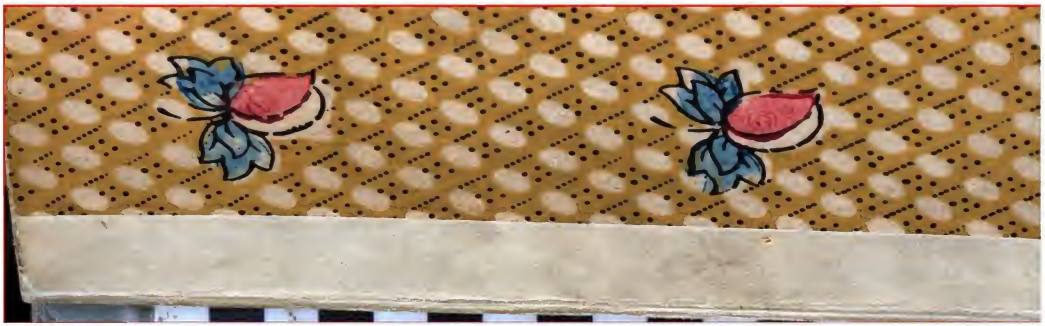
Eben läßt mir Vignali ſagen, daß dein Zimmer in Bereitſchaft iſt: der Überbringer hat Befehl dich zu begleiten und anzuweiſen. Mache dich gleich auf den Weg!

Ich bin dieſen Abend nicht zur Geſellſchaft gebeten worden; und doch du! Was das nur bedeuten mag?—O die unſelige Vignali! ich zittre vor ihrer Liſt wie vor einer Schlange.

U.

Unmittelbar nach der Durchleſung des Briefs wurde eine Kutſche beſtellt: weil es ſchon finſter war, ließ Herrmann ſein leichtes Kufferchen, das ſeine ſämtlichen Effekten in ſich faßte, hineinſchieben, nahm im Hauſe Abſchied und fuhr davon. Seine neue Wohnung war ſchön, zierlich, voll Geſchmack, der Heinrich, der noch vor einigen Tagen die Schürze trug, zum vornehmen Herrn geworden: alles fand er hier wieder, wie auf dem Schloſſe des Grafen Ohlau: er kehrte zu dem vornehmen glänzenden Leben wieder und ſah in ſein bisheriges, wie in ein Grab, wie ins Nichts, zurück. Freilich Ulrikens Brief! das war ein verzweifeltes Gegengewicht gegen ſeine Freude. Er wollte ihn noch einmal leſen, aber er mußte ihn verſtecken; denn Vignali trat herein, um ihn aus übertriebner Höflichkeit zu bewillkommnen. Sie nahm ihn mit ſich auf ihr Zimmer, wo ſie ihm ſeine Überlegung über Ulrikens Brief aus dem Kopfe rein herausſchwatzte. Laireſſe ſtellte ſich ſehr zeitig ein und trug auch das ihrige zu ſeiner Aufheiterung bei: ſie verſuchte ihre ganze unendliche Tändelſucht an ihm. Ihr Lieblingszeitvertreib beſtund darinne, daß ſie die tollſten ungeheureſten Figuren in buntem Papiere ausſchnitt und ihre Geſellſchafter damit ausputzte: deswegen legte ihr Vignali jedesmal, wenn ſie zum Beſuche bei ihr war, buntes Papier und eine Schere in Bereitſchaft, welches auch dieſen Abend geſchehn war. Sie ſchnitt Rieſen, Zwerge, Poliſchinelle, Hanswürſte, Pantalons und andre Karikaturen: Vignali fand an dieſer Beſchäftigung allmählich auch Geſchmack: auch Herrmann bekam eine Schere: und ſo ſaßen ſie alle drei an einem kleinen Tiſchchen mit der äußerſten Geſchäftigkeit und Ernſthaftigkeit, und jedes ſuchte das andre

durch die größre Abenteuerlichkeit ſeines Produkts zu übertreffen. Laireſſe ſang mitunter ein franzöſiſches Liedchen zu der Arbeit, behing den armen Herrmann vom Kopf bis zu den Füßen mit den abſcheulichſten Fratzengeſichtern und lachte ihn aus, ſchwenkte ihn tanzend ein paarmal um, daß die Papiermänner in dem Zimmer herumflogen, trällerte, aß ein Stückchen Biskuit, neckte Vignali, neckte Herrmann, ſetzte ſich wieder an die Papierarbeit und ſuchte jedem ihrer Mitarbeiter durch Stöße oder mutwillige Scherenſchnitte, wenn ſie izt den letzten vollendenden Meiſterſchnitt tun wollten, das Werk zu verderben. Die Tiſchgeſellſchaft beſtund für diesmal nur aus dieſen drei Perſonen, war ebenſo kindiſch luſtig, und Herrmann, dem alle dieſe Auftritte neu waren, ging zufrieden und vergnügt aus ihr auf ſein Zimmer, um ſich deſto trauriger die Nacht hindurch mit Ulrikens Briefe herumzuſchlagen.

Druck
der Spamerſchen
Buchdruckerei in Leipzig

130
193